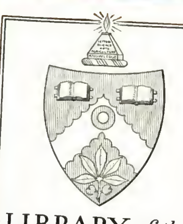
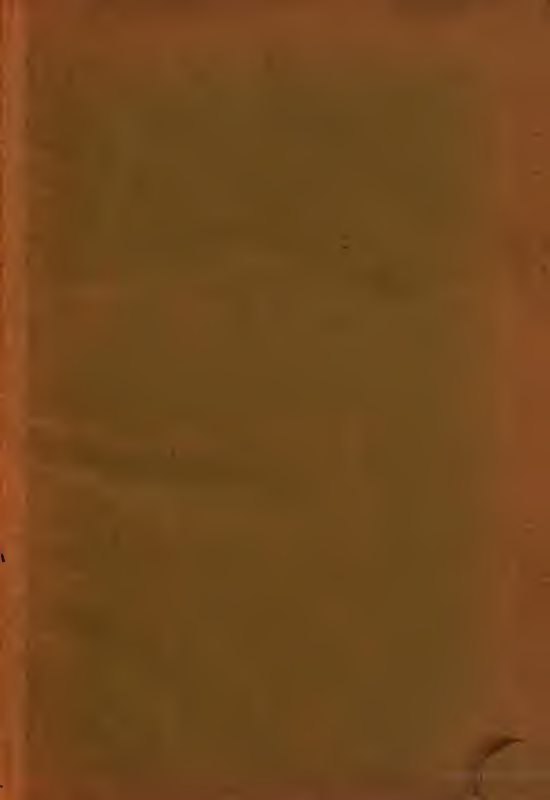



LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY





Zeitfragen

des

christlichen Volkslebens.

Herausgegeben

von

E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pastor H. Dietz,
in Berlin. in Messel.

Fünfzehnter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belserschen Verlagshandlung.
1890.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XV. Heft 1.

Der moderne Pessimismus

von

G. Voigt,
Königlichem Ersten Seminarlehrer
Neu-Ruppin.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1889.

Prometheus stahl den Himmlischen das Feuer und überbrachte es den Menschen. So ward er der Begründer fortschreitender Kultur. Doch kein Segen waltet über ihm und über seinem Werk. Er selbst wird durch der Götter Zorn an die öde Felsenwand geschmiedet; täglich sendet Zeus den Adler, seine Leber zu zerfleischen; täglich wächst sie wieder. So wird er namenloser Qual zur Beute. —

In Prometheus stellt sich dar der Menschengeist, wie er losgelöst von Gott, in dem trotzigen Gefühle seiner Kraft eigene Bahnen wandelt. Darum was der Mythos aus der Urzeit Tagen von Prometheus kündet, ist die prophetische Erkenntnis, daß der Geist des Menschen, jemehr er den Zusammenhang mit dem ewigen verleugnet, jemehr er sich ausschließlich an die Sichtbarkeit verliert, um so sicherer statt des erhofften Glücks das Elend, statt des ersehnten Friedens unselige Entzweiung auf dem selbstgewählten Wege findet.

Wer wollte leugnen, daß sich wesentliche Züge dieses Mythos in der Gegenwart erfüllen! Ich brauche nicht zu zeigen, daß der Menschengeist in unsern Tagen rastlos vorwärts schreitet, daß er immer neue, bisher unbekannte Bahnen sich erschließt. Ich brauche weiter nicht zu zeigen, daß er auch heute mit der Größe seiner Leistung das Bewußtsein seiner Kraft verbindet, daß er auch darin dem Prometheus gleicht, seines Lebens Maß und seines Strebens Ziel in sich selbst zu setzen, ohne daß er ängstlich fragte, ob er damit nicht in höhere Rechte greift. Von diesem brauche ich nichts zu sagen; aber davon will ich sagen, daß auch die Klage des gefesselten Prometheus laut durch unsre Tage hallt.

Sie hallt wieder in dem dumpfen Murren, bis zum finsteren Haß gesteigert, mit welchem die Enterbten das, was sie als ihr Recht betrachten, erheischen. Sie zieht sich durch die Schöpfungen der Kunst, die zu einem großen Teil uns nicht mehr leiten wollen, zu „den heitren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, wo des Jammers trüber Strom nicht rauscht"; die uns

vielmehr geflissentlich zu dem Armseligen und Gemeinen oder wenigstens zu dem Tiefstraurigen herniederziehen und damit eben dieses als den eigentlichen Inhalt unseres Lebens zu bezeichnen suchen. Ja jene Klage, wenn auch aller Leidenschaft entkleidet und herabgestimmt zu gleichgültigem Entsagen, klingt endlich aus dem Leben vieler einzelner je länger, je entschiedener, wie der Besten einer es bezeugt: Erloschen sind die heitern Sonnen, die meiner Jugend Pfad erhellt, die Ideale sind zerronnen, die einst das trunkene Herz geschwellt.

Deshalb werden wir uns auch nicht wundern, wenn derselbe Grundton in jener Weltanschauung wiederkehrt, die wir im eigentlichsten Sinne als moderne zu bezeichnen haben. Denn es wäre Thorheit zu bestreiten, daß der Pessimismus heute eine Weltmacht ist: bestimmt er doch, um nur ein Gebiet herauszugreifen, mit seinen Anschauungen unmittelbar und mittelbar einen großen Teil der Litteratur und wirkt damit auf immer weitere Kreise, darunter insbesondere auch auf solche, die ihn im Gesamtzusammenhange seiner Anschauung nicht kennen, und die seiner gelegentlichen Einwirkung darum doppelt wehrlos gegenüberstehen. Fügen wir hinzu, daß der Pessimismus selbst eine Weltmission für sich in Anspruch nimmt, so ist es zweifellos, daß wir als Kinder unsrer Zeit verpflichtet sind, dieser Weltmacht in das Auge zu schauen und ihren Anspruch auf eine Weltmission zu prüfen.

Unter den Propheten des alten Bundes ist einer, dessen Persönlichkeit für uns mit dem Untergang Jerusalems unauflöslich verbunden ist. Und in der That, wenn der Künstler den Jeremias darstellt klagend, auf den Trümmern seiner Vaterstadt, so hat er damit nicht nur das äußere Geschick des Mannes, er hat zugleich sein inneres Wesen uns gezeichnet. Seit Jahrzehnten sieht er das Verderben unaufhaltsam nahen: ihm ist der Beruf geworden, nicht mit starker Hand und mit männlichem Entschluß für die Rettung seines Vaterlandes einzutreten und zu wirken, sondern unter einem leichtfertigen Geschlecht immer wieder das unvermeidliche Verderben zu verkünden. Wir werden es verstehen, wenn die Schwere solcher Pflicht in seiner Persönlichkeit den Grundzug tiefer Schwermut ausgeprägt hat. Wohl

versucht er, den Bann, der auf seinem Leben ruht, zu brechen. Er ist entschlossen den Prophetenmund zu schließen, das Prophetenwort zurückzuhalten. Aber da erwachsen ihm nur neue Qualen: da muß er mit Jehovah ringen. Du bist mir zu stark geworden, ruft er aus; als ich Dein Wort verbergen wollte, ward es in meinem Herzen wie ein brennend Feuer. So nimmt er seine Last von neuem auf sich, so steht er vor uns als der Mann der Schmerzen und der Thränen.

Ähnlich, wenn auch anders motiviert, ist die Stimmung des Orest in Goethes Iphigenie. „Es ist der Weg des Todes den wir treten; mit jedem Schritt wird meine Seele stiller" — das ist das erste Wort, das wir von ihm vernehmen. Wie ergreift uns diese hoffnungslose Schwermut, und wie scharf zeichnet sie die Seele des Orest im Gegensatz zu dem lebensfrischen, hoffnungsfreudigen Pylades! Als er dann im weiteren Verlauf der Handlung in der Priesterin die Schwester findet, da raubt derselbe Geist der Schwermut ihm die Fähigkeit zu glauben: „Schöne Nymphe — ich traue Dir und Deinem Schmeicheln nicht." Und als er endlich nicht mehr zweifeln kann, daß er Agamemnons Tochter, daß er die Schwester vor sich sieht, da treibt ihn die Gewißheit vollends zur Verzweiflung: „Unselige! So mag die Sonne denn die letzten Greuel unseres Hauses sehen! Gut Priesterin! ich folge zum Altar! Der Brudermord ist hergebrachte Sitte des alten Stamms." —

So erscheint die tiefe Schwermut, die dem Jeremias eigentümlich ist, hier gesteigert bis zum völligen Verzweifeln. Aber abgesehen von diesem Unterschiede stimmen beide darin völlig überein, daß sie, der Schwere des Geschicks erliegend, für sich vom Leben nichts erwarten.

Nennen wir diese Stimmung, die wir als eine vorübergehende wohl auch aus eigener Erfahrung kennen, Pessimismus, so ist es jedenfalls ein Pessimismus, ausschließlich begründet durch persönliches Erfahren und in seiner Aussage beschränkt in jeder Hinsicht auf das eigene Leben.

Offenbar ist dieser Pessimismus einer Steigerung fähig. Wir sehen sie vollzogen bei Kassandra. Zwar hat auch hier der Pessimismus seine Wurzel in dem persönlichen Erfahren.

„Nimm, o nimm die traurige Klarheit mir vom Aug' den blutigen Schein, schrecklich ist es, deiner Wahrheit sterbliches Gefäß zu zu sein." Aber die persönliche Stimmung durchbricht die Schranke des Einzellebens, und schreitet fort zu einem allgemeineren Urteil: „Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod. — Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt!" In gleicher Weise erweitert sich das persönliche Empfinden zu einem umfassenden Ergebnis bei dem Harfner. Es ist die Erfahrung seines Lebens, zu der er sich bekennt, aber doch in der Gewißheit, daß sie von allem Menschenleben gelte: „Ihr stoßt ins Leben uns hinein und laßt den Armen schuldig werden; dann überlaßt ihr ihn der Pein; denn jede Schuld rächt sich auf Erden." Und als endlich Faust in grauenvoller Mitternacht der von ihm gemordeten Unschuld gegenübertritt, da erhebt sich das Bewußtsein seiner ungeheuren Schuld und der Gedanke an das namenlose Elend, das er heraufbeschworen, zu dem Empfinden des Allleidens, dem er alles Dasein unterworfen fühlt: „Des Daseins ganzer Jammer faßt mich an."

Suchen wir das unterscheidende Merkmal dieses Pessimismus im Verhältnis zu dem zuvor gezeichneten näher zu bestimmen, so haben beide Formen gemeinsam den Ausgangspunkt in dem persönlichen Erfahren: die zweite Stufe unterscheidet sich aber darin von der ersten, daß sie nicht an die Sphäre des persönlichen gebunden bleibt, sondern zu einem allgemeinen Urtheil fortschreitet. Andererseits freilich fehlt auch diesem Urteil noch die strenge Allgemeinheit, weil es nicht aus dem reinen Interesse des Erkennens hervorgegangen ist und deshalb immerhin mit der persönlichen Stimmung und Erfahrung unauflöslich verbunden bleibt.

Denken wir nun das pessimistische Urteil völlig losgelöst von allem persönlichen Empfinden, begründet allein durch die wissenschaftliche Erkenntnis von der Beschaffenheit des Lebens und darum mit dem Anspruch auf strenge Allgemeinheit ausgesprochen, so haben wir den Pessimismus als wissenschaftliche Weltanschauung. Und mit diesem allein wollen wir es hier zu thun haben.

Dieser Pessimismus ist nun keineswegs auf die Gegenwart

beschränkt. Vielmehr, wenn ich von einzelnen Vertretern aus früheren Jahrhunderten absehe, so finden wir ihn zweimal in der Vergangenheit als das herrschende Bewußtsein einer ganzen Zeit. Als der indische Königssohn Çâkya-muni im Bettlergewande einherzog, um dem Volke die Erlösung zu verkünden, da war es das Evangelium des Pessimismus, das er predigte. Da hat sich um sein Evangelium eine Gemeinde gläubiger Bekenner geschart, welche noch heute nach Jahrtausenden besteht, ja welche noch heute mehr Bekenner als irgend eine Weltreligion umfaßt. Und als dann Jahrhunderte nach Çâkya-muni die stolze Welt des Altertums geistig und sittlich zusammenbrach, da war es wieder die pessimistische Auffassung des Lebens, welche die allgemeine Stimmung jener Zeit beherrschte.

So spreche ich von einem modernen Pessimismus nicht in dem Sinne, als ob die Anschauung desselben eine nur dem modernen Leben eigentümliche Erscheinung wäre; giebt es doch vielmehr keine grundlegende Idee innerhalb desselben, die nicht vor Jahrtausenden in Indien gepredigt worden wäre. Vielmehr wähle ich die Bezeichnung in der Ueberzeugung, daß ein innerer und notwendiger Zusammenhang zwischen der gegenwärtigen Machtentfaltung der pessimistischen Idee und der modernen Kulturentwickelung überhaupt besteht. Auch wünsche ich zugleich der Thatsache gerecht zu werden, daß der Pessimismus von heute sich in einer Hinsicht selbstverständlich von seinen Vorgängern unterscheidet, nämlich durch die Beherrschung und Benutzung eines umfassenden Erfahrungsmaterials, welches insbesondere die moderne Wissenschaft ihm dargeboten hat.

„Nie geboren werden, ist weit das beste; doch wenn Du lebst, ist es das andere, schnell dahin wieder zu gehn, woher Du kamst", in diese schwermutsvolle Klage faßt der Dichter Sophokles die Lebensanschauung des unseligen Königs Oedipus zusammen. Und in der That, wenn wir das Geschick bedenken, das über diesem Manne grausig waltet, aus eigner Schuld gewoben und dem verhängnißvollen Wirken finstrer Mächte, so verstehen wir den Schmerzensschrei „nie geboren werden, ist weit das Beste", so verstehen wir den Sehnsuchtsruf „wieder dahinzugehn, woher Du kamst". Aber wir sind weit entfernt, die Beurtei-

lung des Lebens, die in diesen Worten liegt, uns selber anzueignen oder gar als eine solche, die für alle gültig wäre, zu betrachten. Und doch sind wir genötigt, den Standpunkt weltfreudiger Zufriedenheit, auf welchem wir uns selbst vielleicht befinden, oder den wir wenigstens bei andern voraussetzen, völlig zu verlassen, wenn wir versuchen wollen, den modernen Pessimismus in seiner eigentümlichen Bestimmtheit zu begreifen. Denn das eben ist seine grundlegende Behauptung, daß das Leben oder die Welt durchaus jammervoll und elend sei, ja so jammervoll und elend, daß es unvergleichlich besser wäre, es gäbe keine Welt, oder wie der schulgemäße Ausdruck lautet, daß ihr Nichtsein ihrem Sein vorzuziehen wäre.

Es wäre besser, es gäbe keine Welt — diese Behauptung widerstreitet in der That so sehr allem natürlichen Empfinden, daß wir zunächst geneigt sind, sie mehr für den Ausdruck einer vorübergehenden Stimmung als einer wohlerwogenen Ueberzeugung anzusehen. Aber gerade dies letztere nimmt der Pessimismus mit aller Entschiedenheit in Anspruch; seine grundlegende Behauptung ist für ihn das unumstößliche Ergebnis wissenschaftlicher Beweisführung. Und eben deshalb fordert er auch keineswegs, daß wir seine Auffassung auf Treu und Glauben annehmen. Er ladet uns vielmehr zur Prüfung ein und verweist auf die umfassende Begründung, auf die er seine Beurteilung des Lebens stützt.

Der Pessimismus betrachtet das Leben, und er findet, daß es in jeder Hinsicht elend sei, weil es überwiegend Unlust mit sich führe. Denn daß die dargebotene Lust durch die vorhandene Unlustmenge, wenn man beide messen wollte, ganz bedeutend überwogen werde, folgert er schon aus dem Wesen beider. Während nämlich die Lust ihrem Wesen nach immer nur einen einzigen Moment oder höchstens eine begrenzte Reihe von Momenten ausfülle, so durchziehe die Unlust, die dem unbefriedigten Verlangen gleichzusetzen ist, das ganze Leben: hört doch das Herz nicht auf, zu wünschen und zu streben, bis es einst im Tode Ruhe findet.

Schon aus dieser schrankenlosen Ausdehnung, mit welcher die Unlust sich über das gesamte Leben breitet, ergiebt sich für

den Pessimismus, daß der Mensch von der Wiege bis zum Grabe zur Unseligkeit verurteilt sei. Doch er ist der Meinung, daß sich das bisherige Ergebnis durch eine doppelte Erwägung noch wesentlich verstärken lasse.

Zunächst ist es eine Thatsache der Erfahrung, daß eine zur Gewohnheit gewordene Lust als solche gar nicht mehr empfunden und gewertet wird, während die Unlust, je länger sie andauert, um so schmerzlicher sich immer wieder für das Bewußtsein geltend macht.

Dazu kommt ein zweites. In der durch jedes starke Empfinden bedingten Nervenerschlaffung ist es nämlich begründet, daß die etwa vorhandene Lust um ein bedeutendes verringert, dagegen die vorhandene Unlust infolge der größeren Reizbarkeit, die jener Nervenzustand mit sich führt, um eben soviel gesteigert wird. So ergiebt sich, daß nicht nur die Lebenslust von der Lebensunlust quantitativ bedeutend überwogen wird; sondern weiter, daß die wenige vorhandene Lust noch außerdem an Wert für das Empfinden wesentlich verliert, während die an sich schon übergroße Unlustmenge noch weiter unverhältnißmäßig vermehrt wird.

Das sind die Gründe der Erfahrung, aus denen der moderne Pessimismus folgert, daß das Leben überwiegend Unlust mit sich führe. Da er aber ein genauer Rechner ist, so macht er nunmehr noch die Gegenprobe. Er ruft die Lebensgüter alle vor seinen Richterstuhl und zeigt dann von jedem einzelnen, nachdem er ihm die Maske vom Gesichte gerissen, daß sein thatsächlicher Bestand das bisherige Ergebnis lediglich bestätige.

Um das weitere Beweisverfahren nach seinen Grundzügen vorzuführen, wird es sich empfehlen, die Lebensgüter von vornherein in Klassen einzuteilen, die zusammengenommen die entscheidenden Momente der pessimistischen Beurteilung zum Ausdruck bringen. Indem ich diesen Weg verfolge, rechne ich zur ersten Klasse alle Lebensgüter, welche nach der Auffassung des Pessimismus im besten Falle eine bloß negative Lust begründen.

Suchen wir zunächst den Begriff der negativen Lust festzustellen. Wer wüßte nicht aus eigener Erfahrung, daß man sich der Gesundheit als eines Gutes erst dann bewußt zu werden pflegt, wenn dieselbe durch Krankheit bedroht, oder gar erschüttert

wird! Man muß erst krank werden, um zu wissen, was es heißt, gesund zu sein. Eben hieraus folgert nun der Pessimismus, daß die Lust, welche das Lebensgut der Gesundheit in sich schließt, in keinem Falle mehr enthält, als das Bewußtsein, von dem entgegengesetzten Mangel frei zu sein. Denn wenn außer jenem Bewußtsein noch irgend eine positive Lust in Frage käme, so müßte die Gesundheit nicht nur, wenn sie bedroht wird, sondern in jedem Augenblicke, in dem man sie besitzt, als ein Gut empfunden werden. Daher wenn dies thatsächlich nicht der Fall ist, so zeigt sich eben, daß mit dem Lebensgute der Gesundheit höchstens negative Lust verbunden ist.

Da nun die negative Lust nichts enthält als das Bewußtsein, von der entgegengesetzten Unlust frei zu sein, aber durchaus nicht eine darüber hinausgehende selbständige Befriedigung, so können die Lebensgüter, welche ihrem Wesen nach nur eine negative Lust bewirken, eben deshalb für die umfassende Beurteilung des Lebenswertes nicht in Frage kommen. Denn sie begründen für sich selbst keinen positiven Wert und sind darum außer stande, die anderweitig vorhandene Unlust in irgend einer Weise auszugleichen.

Zu dieser ersten Klasse von Lebensgütern rechnet der Pessimismus unter anderem Gesundheit, Jugend, Freiheit und auskömmliches Dasein.

Etwas anders, aber im Grunde noch weniger günstig, lautet das pessimistische Urteil über eine zweite Klasse von Lebensgütern. Hunger thut weh, der unbefriedigte Ehrgeiz ist brennende Unlust, Langeweile ist unerträglich: darum greift man zur Arbeit. — Der Mensch gleicht den Herdentieren der Natur, als einzelner ist er ohnmächtig: so schließt man Freundschaft und geselligen Verkehr. — Das Leben eines Junggesellen ist unbequem: so kommt die Ehe zustande. — Aber welche Thorheit, diese Dinge für positive Güter zu halten und von ihnen einen Ueberschuß an Lust zu erwarten! Sie sind vielmehr thatsächlich Uebel, nur daß man in ihnen die kleineren Uebel gewählt hat, um größere zu vermeiden. Oder erweisen sie sich nicht als Uebel, wenn wir die Summe von Unlust in Erwägung ziehen, mit der sie sich verknüpfen! Daß zunächst die Arbeit ein

Uebel ist, ist unbestreitbar; denn niemand arbeitet, der nicht durch eins der angegebenen Momente dazu genötigt ist. Unbequem sodann, ja oft unerträglich sind die Opfer, die der gesellige Verkehr uns auferlegt. Und was ist endlich von unseren Ehen zu sagen, bei denen man sich in der Regel hinterher überzeugt, daß man sich über das kleinere Uebel bitter getäuscht hat! Und gar die Not mit den Kindern! Welche Schererei der ersten Pflege; um ihretwillen welcher Aerger mit den Nachbarn; dazu die Sorge, die Töchter zu verheiraten und die dummen Streiche der Söhne! Vollends die Angst, sie zu verlieren! Und endlich, wenn man sie weit genug gebracht hat, dann verlassen sie uns. Und da soll ein Ueberschuß von Lust sein! Nein, auch bei diesen Gütern ist das Endurteil dasselbe: die Lust, die sie mit sich führen, wird durch die Unlust, die sie auferlegen, bedeutend überwogen; im besten Falle begründen sie das Bewußtsein, sich in ihnen durch Erwählung der kleineren Uebel von den größeren befreit zu haben.

Ebenso steht es nun mit den anderen Lebensgütern allen. Nur drei von ihnen nehmen eine sonderliche Stellung ein, sofern sie zwar auch mit einer guten Menge Unlust sich verknüpfen, aber dafür auch wenigstens positive Lust erzeugen, eine innere Befriedigung, welche mehr in sich schließt, als das Bewußtsein, von dem entgegengesetzten Mangel frei zu sein oder ein größeres Uebel durch Uebernahme eines kleineren vermieden zu haben. Diese drei sind Religion, Kunst und Wissenschaft.

Die Erhebung des religiösen Gefühls in Andacht und Erbauung gewährt nach dem Zugeständnis des Pessimismus die thatsächlich höchste Befriedigung, die auf Erden denkbar ist. Allein erstens sind diese Momente der Erhebung äußerst selten und bleiben, weil durchaus mystischer Natur, von dem Willen des Menschen völlig unabhängig. Sodann machen sie die Uebernahme einer sehr bedeutenden Unlust nötig, weil sie an die Ertötung des alten Menschen mit allen seinen Lüsten und Begierden als an ihre unumgängliche Voraussetzung gebunden bleiben; endlich aber — und das ist das allerschlimmste, — wenn selbst zugegeben werden könnte, daß in dem religiösen Gefühl ein Ueberschuß an Lust vorhanden sei, so erweist sich diese Lust als illusorisch; denn die religiöse Erhebung ist mit einem unauflöslichen

Selbstwiderspruch behaftet, sofern sie etwas an sich unmögliches erstrebt, nämlich die reale Vereinigung mit der Gottheit in dem persönlichen Empfinden zu vollziehen.

Was Kunst und Wissenschaft betrifft, so begründen diese wahrhaft positive Lust. Indessen sind es doch verhältnißmäßig nur wenige, welche die erste Vorbedingung, die erforderliche geistige Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst besitzen. Die Anzahl dieser wenigen verringert sich dann weiter ganz beträchtlich, wenn man diejenigen in Abzug bringt, deren wissenschaftliches und künstlerisches Streben allen idealen Wert verliert, weil es ganz oder überwiegend mit der Verfolgung selbstsüchtiger Ziele verbunden ist und also auf bloßer Heuchelei beruht. Und endlich für die geringe Auswahl derer, die dann noch übrig bleiben, bei denen die geistige Empfänglichkeit ganz im Dienste idealen Strebens steht, sind es doch auch nur vereinzelte Momente, die durch Kunst und Wissenschaft verklärt und mit einem höheren Gehalt erfüllt werden. Unter diesen Umständen sind die genannten Lebensgüter wohl imstande, einige freundliche Blumen auf den Leidensweg der Menschheit auszustreuen; aber im Verhältnis zu dem ungeheuren Umfange des vorhandenen Elends können sie im Ganzen nicht in Frage kommen.

So steht es für den Pessimismus hiernach fest, daß die sogenannten Lebensgüter ganz überwiegend sich als Täuschung erweisen, daß aber, sofern sie wirklich ausnahmsweise einen höheren Wert besitzen, derselbe doch verschwindet gegenüber der Leidensnacht, die sich über alles Menschendasein lagert. Demnach kann die Berufung auf die Lebensgüter das zuvor gewonnene Ergebnis keineswegs entkräften, daß das Leben elend sei, weil es überwiegend Unlust mit sich führe. — Dasselbe findet endlich seine letzte und entscheidende Bestätigung durch den unmittelbaren Hinweis auf das Ungemach des Lebens, wie es herbeigeführt wird durch Not, Krankheit, Tod, sowie die Uebel, die in der Selbstsucht ihre Wurzel haben. Wenn wir schon die Lebensgüter als Täuschung zu betrachten hatten, weil sie überwiegend Unlust und im besten Falle fast ausschließlich negative Lust begründen, wie wird dann erst unser Urteil lauten, wenn wir das grenzenlose Nachtgebiet des Lebens in das Auge fassen! In diesem

Nachtgebiet zumal meint der Pessimismus einen unwiderleglichen Beweis seiner Richtigkeit zu finden.

Hiermit ist die pessimistische Beweisführung für das Elend alles Menschenlebens zu einem ersten Abschluß gelangt. Fassen wir die entscheidenden Beweismomente noch einmal kurz zusammen, so sind es drei, aus denen das gewonnene Ergebnis abgeleitet wurde. Daß das Leben elend sei, folgt zunächst, ganz abgesehen von dem konkreten Lebensinhalt, wie er im einzelnen sich darstellt, aus dem allgemeinen Charakter der Lust und Unlust; wenn sodann dies Ergebnis gemessen wird an dem thatsächlichen Bestand des Lebens, so zeigt sich weiter, daß dasselbe durch den Wert und die Beschaffenheit der sogenannten Lebensgüter nicht entkräftet, sondern im Ganzen wesentlich bestätigt wird; die letzte und entscheidende Instanz gewinnen wir endlich aus dem schmerzensvollen Leid, von dem wir das Leben in seiner wirklichen Gestalt überall durchzogen sehen.

Doch sollte dies Ergebnis nicht zuletzt an der Thatsache der Erfahrung scheitern, daß das natürliche Empfinden für den Wert des Lebens eine völlig andere Schätzung hat! Oder zeigt nicht das Verhalten der Menschen, daß sie überwiegend das Leben keineswegs für das ungeheure Unglück ansehen, für das der Pessimismus es ausgiebt.

Indessen diesem Einwurf weiß der Pessimismus zu begegnen: es ist die Macht der Täuschung, als ob den Lebensgütern ein reeller Wert, der einen Ueberschuß von Lust begründen könnte, inne wohne; von dieser Täuschung beherrscht, suchen sich die Menschen der traurigen Wahrheit zu entziehen. Oder wollen wir zweifeln, daß jene Annahme wirklich nichts als Täuschung ist, wenn doch die Erfahrung zeigt, daß gerade den geistig am höchsten stehenden Menschen, den Genies, ein Zug der Schwermut und der Wehmut eigentümlich ist, eben weil sie jene Täuschung in ihrer trügerischen Richtigkeit durchschauen und eben damit das ganze Elend des Lebens unverschleiert vor sich sehen. Werden doch selbst die Alltagsmenschen, wenn auch erst allmählich, durch fortschreitende Erfahrung klug! Denn wo findet man unter verständigen Greisen irgend eine Illusion, die sich auf das Leben des einzelnen bezieht! So ist dies das Ergebnis des individuellen

Lebens, daß man von allem zurückkommt, daß man einsieht: alles ist ganz eitel, illusorisch, nichtig.

Wie es sich mit dieser Widerlegung auch verhalten möge, so erhebt sich doch sogleich ein zweiter Einwurf, der die pessimistische Auffassung vom Leben zu gefährden droht. Denn selbst zugegeben, daß das gegenwärtige Leben der Menschheit elend sei, so ist das schlechthin allgemeine Verdammungsurteil in Hinsicht auf das Menschenleben überhaupt doch solange als unbegründet nachgewiesen, als wir zu irgend einer Hoffnung auf die Zukunft uns berechtigt halten dürfen, sei es für den einzelnen in dem Glauben an Unsterblichkeit, sei es für das menschliche Geschlecht in der Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter weiterer geschichtlicher Entwickelung. In dieser Hoffnung hätten wir den Trost, daß es einmal besser würde; wir fänden dann vielleicht den Mut, uns mit dem gegenwärtigen Elend so gut als möglich abzufinden und uns mit dem Gedanken an die Zukunft zu vertrösten.

Indessen wiederum dieselbe Antwort: nichts als Täuschung! Von der Unsterblichkeit will der Pessimismus überhaupt nichts wissen, weil die Individualität sowohl des eigenen Leibes wie des persönlichen Bewußtseins nur ein Schein sei, der mit dem Tode verschwinde — eine schwerwiegende Behauptung, von der wir in einem andern Zusammenhang noch eingehender zu handeln haben. Zudem sei die moderne Menschheit über den kindlichen Standpunkt jener Christenhoffnung weit hinaus. Sichtbar greife der Antichrist weiter und weiter um sich, und bald werde das Christentum mit seiner Hoffnung auf Unsterblichkeit nur ein Schatten seiner mittelalterlichen Größe sein, werde wieder sein, was es im Entstehen ausschließlich war, ein letzter Trost, eine Zufluchtstätte für die Elenden und geistig Armen.

Aber auch die Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter für die Zukunft menschlicher Entwickelung bezeichnet der Pessimismus als gedankenlose Träumerei. Nicht das goldene Zeitalter liege vor uns, sondern das eiserne. Jeder Fortschritt der Kultur erzeuge neue Bedürfnisse, und da die Möglichkeit, sie zu befriedigen, für die große Mehrzahl nicht in gleichem Maße wachse, durch dieselben neues Elend. Dazu komme, daß die größten Leiden der

Menschheit, Krankheit, Alter, Not und Unsittlichkeit von jedem Fortschritt der Kultur unberührt bleiben. Dagegen bewirke die fortschreitende Bildung die Abnahme der Täuschungsfähigkeit überhaupt, insbesondere der für das Empfinden wertvollsten, der religiösen; sei doch die Zeit nicht fern, wo ein Gebildeter schlechterdings nicht mehr dem Genuß religiöser Erbauung zugänglich sein könne. Endlich würden die Lebensgüter, die allein wahren positiven Wert besitzen, Wissenschaft und Kunst, immer mehr an innerem Gehalt verlieren. In der Wissenschaft werde das persönliche Ringen nach der Wahrheit und das selbständige Forschen und Finden, worauf der wissenschaftliche Genuß wesentlich beruhe, vor dem bloßen Aufnehmen und Verarbeiten überlieferter Stoffe immer entschiedener zurücktreten. Die alten Wissenschaften böten für wahrhaft schöpferische Thätigkeit schon jetzt nicht mehr Raum; nur die Naturwissenschaft sei noch ein Neubruch; doch auch diese Quelle werde einst erschöpft sein. Denn welche Quelle ließe sich nicht erschöpfen? Die Kunst der Zukunft werde gleichfalls einen oberflächlichen Charakter tragen, ebenso ausgezeichnet durch Ideenarmut wie durch Formgewandtheit. Nicht die Fackel des Genius werde dem den Idealen entfremdeten Geschlecht der Zukunft leuchten; ihm werde kein Genius geboren. Denn das würde heißen, die Perlen vor die Säue werfen. Werde doch der Menschheit kommender Jahrhunderte die Kunst im Durchschnitt etwa das sein, was heute dem Berliner Börsenmann des Abends die Berliner Posse sei.

Nach allem diesen betrachtet es der Pessimismus als ausgemacht, daß für die Menschheit von der Zukunft irdischer Entwicklung nichts zu hoffen sei. Vielmehr wird es mit dem Lebensglück der Menschheit nicht besser, sondern immer schlimmer werden. Wie die Last dem Träger um so schwerer wird, je länger er sie trägt, so wird auch das Leiden der Menschheit und das Bewußtsein ihres Elends wachsen bis ins Unermeßliche. Auch für die Menschheit wird einst das Greisenalter kommen, wo sie die ganzen wüst durchstürmten Leiden ihres vergangenen Lebenslaufes mit wehmütiger Trauer überschaut und die absolute Eitelkeit ihres bisherigen Strebens einsieht.

Daß dies in der That das Ende der geschichtlichen Ent-

wicklung sein wird, schließt der Pessimismus aus ihrem bisherigen Verlauf. Drei Voraussetzungen, durch welche sich der Mensch den Glauben an das Glück zu retten sucht, hat er nach der bisherigen Darlegung gewogen und zu leicht befunden. Die Voraussetzungen wurden ihm zu Illusionen: wie nun, wenn sich zeigen ließe, daß eben diese Illusionen, die das Leben des einzelnen durchziehen, auch die geschichtliche Entwicklung der Menschheit beherrschen und sich auf die einzelnen Hauptperioden derselben nach einem erkennbaren Gesetz verteilen!

In dem ersten Stadium der Täuschung finden wir, den Darlegungen des Pessimismus folgend, die Welt des Altertums. Sie glaubt an das Glück des einzelnen innerhalb des Erdenlebens und im Genusse seiner Güter. Es ist der Jugendmorgen, der der Menschheit lacht. Doch das Ende dieser hoffnungsfrohen Lebensfreudigkeit ist der verzweiflungsvollste Lebensekel.

Das war die Stunde, in der das Christentum geboren wurde. Das erste Stadium der Täuschung ist abgethan; das zweite thut sich auf. Indem das Christentum die Eitelkeit der Welt und aller ihrer Lust verkündigt, vernichtet es die Hoffnung, daß der einzelne auf dieser Erde das Glück finden könne; indem es ihn dafür verweist auf die Seligkeit des ewigen Lebens, begründet es das zweite Stadium der Täuschung, den Glauben an Unsterblichkeit, die Hoffnung auf persönliche Vollendung.

Mehr als ein Jahrtausend hat die Menschheit von dieser Täuschung gezehrt. Doch auch ihre Stunde hat geschlagen. Die Gegenwart hat sie vernichtet. Noch freilich hat die Menschheit nicht die Kraft, mit jeder Täuschung zu brechen. Noch giebt es einen letzten Anker, den sie mit Leidenschaft umfaßt, den Glauben, daß mit fortschreitender Kultur des Lebens jammervolles Leid sich mindern, daß der Menschheit in nicht allzu ferner Zukunft, je weiter die stolze Bahn der Bildung und des Fortschritts kühn durchmessen wird, um so sicherer Heilung aller Schäden, ungetrübtes Glück und seliger Friede blühen werde. Wenn es nun aber nach dem vorigen feststeht, daß auch dieser Glaube irrig ist, was folgt dann für die Zeit, in der man einst auch diese Illusion begraben wird? Offenbar, daß dann nichts mehr zu hoffen übrig bleibt, daß dann die Menschheit an dem Ende aller Hoffnung

steht! Dann sind die Illusionen tot! Die Hoffnungen sind ausgebrannt! So wird der greisen Menschheit dann nichts übrig bleiben als der Verzicht auf alles positive Glück. Sie wird dem alt gewordenen Menschen gleichen, nur daß sie in einem Punkt sich von ihm unterscheidet: sie wird keinen Erben haben, um ihm die Schätze, die sie aufgehäuft, zu hinterlassen. Sie sehnt sich nach dem Nichts. Sie hat nur einen Wunsch: Ruhe — Frieden — ewigen Schlummer, der ihre Müdigkeit stille. Das ist das gewisse Ende der Geschichte, wenn alle Stadien der Täuschung einst durchlaufen sind.

Doch noch haben wir den Leidenskelch des Pessimismus nicht bis auf den Grund geleert. Wohl meint er bisher gezeigt zu haben, daß es für die Menschheit keine Hoffnung giebt im Himmel und auf Erden, daß alles Menschenleben elend ist, daß für das Menschenleben Nichtsein besser wäre als das Sein. Wohl hat sich der Weheruf des Faust: „O wär' ich nie geboren!“ grauenvoll erweitert und vertieft zu einem Schmerzensschrei des ganzen menschlichen Geschlechts. Doch es sei darum: die Menschheit sei geschaffen, um zu leiden. Dürfen wir nicht wenigstens das eine hoffen, daß in dem weiten Weltenall es Friedensstätten gäbe, die frei sind von der Erde Thränen und von der Menschheit ungemessenem Leid! Oder sollen wir zu der entsetzlichen Erkenntnis uns genötigt sehen, daß die Welt im ganzen nichts anderes ist als unsere Erde im kleinen, ein ungeheures Jammerthal, eine Hölle ohne Grenzen! Sollte diese Einsicht das Ende aller Weisheit sein! Der Pessimismus geht daran, auch diese Einsicht zu begründen.

Er gelangt dahin, indem er dazu weiter schreitet, das Elend des menschlichen Lebens, das er bis dahin nur erfahrungsmäßig nachgewiesen hat, aus seinem Grunde zu begreifen. Dieser Grund liegt, wie von vornherein vorauszusetzen ist, in dem Wesen des Menschen selbst. Wenn wir nämlich nach dem letzteren fragen, so zeigt sich, daß Wollen und Streben das ganze Wesen des Menschen ist. Da nun der Wille durch seine innerste Natur genötigt wird, nur immer blindlings in das Unendliche zu streben, da er von einem unersättlichen Drange nach Verwirklichung umhergetrieben gleich dem Faß der Danaiden ein

unermeßlicher Abgrund ist, den nichts auszufüllen vermag, so kann es für den Menschen, dessen ganzes Wesen eben dieser Wille ist, kein Glück und keinen Frieden geben. Einen unauslöschlichen Durst vergleichbar stellt sich das Wollen, dem der Mensch als seiner eigensten Natur nie entfliehen kann, nach jeder neuen Befriedigung in immer neuen Gestalten immer wieder ein. So ist es die Qual des Tantalus, zu der der Mensch als Mensch verurteilt ist: das ist das Geheimnis seines Elends, das ist die Tragödie seines Lebens; das ist der Grund, weshalb das Menschendasein nach einem unvermeidlichen Verhängnis in seinem tiefsten Kern leidvolles, rettungsloses Elend ist.

Damit ist die pessimistische Beurteilung des Lebens, die sich bisher nur auf den thatsächlichen Bestand desselben, wie ihn die Erfahrung aufweist, stützte, auf ihren Grund zurückgeführt. Weil des Menschen Wesen blinder, ruheloser Wille ist, so ist des Menschen Leben, wie auch dessen äußere Bestimmtheit sein möge, schlechthin in jedem Falle und zu allen Zeiten jammervoll und elend. Doch diese Erkenntnis von dem notwendigen Zusammenhange zwischen der Natur des Menschen und dem Werte seines Lebens führt nun weiter über die Grenze alles menschlichen hinaus zu jener letzten grauenvollen Einsicht, auf welche wir bereits im voraus hingedeutet haben.

Denn der Pessimismus lehnt es ab, den Willen als eine ausschließlich menschliche Erscheinung zu betrachten. Willen findet er vielmehr in der Schwerkraft der Himmelskörper wie in der Molekularbewegung des Stäubchens, Willen in dem Entstehen wie in dem Wachsen der Pflanze; ja diese Gebilde erklärt er durch und durch für Willen, wenn auch auf verschiedenen Stufen seiner Erscheinung. So ist ihm Wille das Wesen der Welt ebenso wie zuvor das Wesen des Menschen, und eben darum ist das Dasein dieser Welt im ganzen wie im einzelnen nichts als Elend.

Also wie es für den einzelnen ein unheilvolles Schicksal war, das ihn überhaupt ins Leben rief, so ist für die Welt im Ganzen ihr Dasein selbst das Übel aller Uebel. Denn in dem Mutterschoße dieses Daseins liegt das Elend einer Welt mit unvermeidlicher Notwendigkeit beschlossen. In der That, wenn sie

wahr ist, eine tötliche Erkenntnis. Von hieraus bleibt nur noch ein Schritt zurückzulegen, um das grauenvolle Schauspiel, das wir Welt und Leben nennen, aus seinem letzten Grunde zu begreifen. „Nein, nein es ist kein Gott, zu seiner Ehre will ich's glauben", so sagt der Dichter Grabbe, im Leben und im Schaffen ein Prophet des Pessimismus; fügen wir hinzu das grauenhafte Wort aus Byrons Kain: „Fluch ihm, der Leben schuf, das nur zum Tode führt", so haben wir die letzte Folgerung, die der Pessimismus nicht umgehen kann, selbst wenn er wollte. Eine Welt, die ihrem Wesen nach fluchwürdiges Elend ist, kann nur in blinder Dummheit oder in satanischer Gemeinheit ihren Ursprung haben. Der Pessimismus wählt die erste Möglichkeit. Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde — so beginnt die heilige Schrift einfach und gewaltig. Wenn wir wissen wollen, wie der Pessimismus sich die Schöpfung denkt, so müssen wir diesen Satz in seinem Sinne also fassen: im Anfang war der blinde Wille; in seiner Unvernunft und Dummheit hat er die Welt geschaffen.

Das ist also der Weisheit Schluß: die schöpferische Kraft, die das Weltenall mit allem, was es in sich schließt, hervorgerufen, ist blinder, dummer Wille. Es ist derselbe Wille, den wir als das Wesen des Menschen und dann weiter als das der Welt bereits erkannten. Einst war er ohne Welt, vor aller Welt; aber von der Gier nach Selbstverwirklichung gepeinigt hat er in dem inneren Drange seines blinden Strebens eine Welt geschaffen, ein trostloser Unsinn, weil ein ungeheures Unglück.

Jetzt sind wir auf den Höhepunkt gelangt und von hieraus wohl imstande, noch einmal den zurückgelegten Weg in umgekehrter Ordnung anzuschauen. Das schöpferische Weltprinzip ist blinder Wille. Die Weltschöpfung ist ein Akt der Unvernunft; denn sie hat nichts anderes bewirkt, als daß der eine unselige Wille sich unendlich spaltet. So ist Unseligkeit das notwendige Geschick der Welt und alles dessen, was ihr angehört, weil ihr einziges Wesen eben jener Wille ist. Die Menschheit täuscht sich noch über diesen Thatbestand; doch die Zeit wird kommen, wo sie die Täuschungen alle in ihrer absoluten Nichtigkeit durchschaut, wo sie klar erkennt, daß es unmöglich ist, durch

den Genuß der Lebensgüter oder durch irgend eine Hoffnung auf die Zukunft des Daseins jammervolle Qual zu überwinden.

Und was dann? Diese Frage hängt, wie wir sehen werden, mit der anderen zusammen: wird für die Menschheit, für die Welt je die Stunde der Erlösung schlagen?

Inbezug auf diese beiden Fragen gehen die Vertreter des Pessimismus auseinander. Die einen, unter ihnen Schopenhauer, halten daran fest, daß in dem Weltprinzip nichts als unvernünftiger Daseinswille sei. Da dieser Wille ewig ungebrochen bleibt, kann es für die Welt als solche niemals ein Ende ihrer Pein, weil nie ein Ende ihres Daseins geben. Dagegen giebt es für den einzelnen Erlösung. Denn da der an sich blinde und vernunftlose Wille in dem menschlichen Gehirn ein Organ des Selbstbewußtseins sich geschaffen hat, so ist innerhalb der menschlichen Persönlichkeit die Leuchte der Vernunft entzündet und damit für den Menschen die Möglichkeit gegeben, die dreifache Erkenntnis von dem Elend seines Daseins, von dem Grunde dieses Elends und von dem Wege, dasselbe aufzuheben, zu gewinnen. Auf Grund dieser Erkenntnis vollzieht sich die Erlösung für den einzelnen durch die Selbstverneinung des Willens, nicht durch die Aufhebung des eigenen Daseins, sondern durch die Aufhebung jedes positiven Strebens, durch die Wiedergeburt, in welcher der Wille mit allem seinen ruhelosen Streben bis auf den Grund vernichtet wird. Wenn so die Durchschauung aller Täuschungen die Macht des Verlangens gänzlich bricht, wenn des Lebens Truggestalten für uns erloschen sind, wenn diese Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen uns nichts mehr ist, wenn des Lebens Gaukelbilder gleichgültig vor uns stehen, dann sind wir erlöst schon hier auf Erden, dann wird seliger Friede in uns wohnen. Denn zerrissen haben wir die Bande, die uns an die Nichtigkeit gefesselt hielten, und voll Ruhe sehen wir dem letzten Schritt entgegen, mit dem Augenblick des Todes in das Nichts zu gehen.

Ueber diese Aussicht individueller Selbsterlösung geht Eduard von Hartmann nun hinaus zu der Gewißheit einer allgemeinen Welterlösung. In der Beurteilung der Welt und ihres Wertes stimmt er mit Schopenhauer darin überein, daß für alles

Seiende das Nichtsein als das einzig erstrebenswerte Ziel betrachtet werden müsse. Während aber Schopenhauer dieses Ziel ausschließlich für das individuelle Leben anerkennt, so schreitet Hartmann dazu fort, die Herbeiführung des Nichtseins als das allgemeine Ziel des Lebens überhaupt, als das letzte Ziel der Weltentwicklung aufzufassen.

Aber stehen dieser Auffassung nicht von vornherein unlösbare Schwierigkeiten entgegen? Daß der einzelne sein Dasein in die Nacht des Nichtseins stürzen könne, ist eine Möglichkeit, die wir als solche wohl begreifen. Daß aber für die Welt im ganzen die Stunde der Vernichtung schlagen werde, ist eine der natürlichen Betrachtungsweise so entlegene Vorstellung, daß man sie auch nur als bloße Möglichkeit nicht gelten lassen wird, wenn es dem Philosophen nicht gelingt, seine Auffassung auf einen festen Grund zu stützen und damit zugleich eine Anschauung zu geben von dem Weg, auf dem sich das von ihm gesetzte Ziel der Weltentwicklung wohl verwirklichen könnte.

Hartmann meint den festen Grund für seine Auffassung von dem Nichtsein als dem allgemeinen Ziel der Weltentwickelung in dem Wesen Gottes aufzuzeigen. Zwar ist auch nach seiner Meinung der schöpferische Urwille als solcher blind und unvernünftig; denn nur so erklärt sich ja das Dasein einer Welt. Aber andererseits nötigt uns die zweckmäßige Gestaltung dieser Welt in der Gottheit noch ein zweites uranfängliches Vermögen anzunehmen: die Vernunft. Diese Vernunft ist unbewußt, das heißt ohne Kenntnis ihrer selbst; eben als die unbewußte hat sie über den blinden Urwillen als solchen keine Macht und hat darum den Akt der Weltschöpfung nicht hindern können. Aber da sie andererseits allweise, allwissend und allgegenwärtig ist, so wirkt sie in der einmal geschaffenen Welt als das gestaltende und ordnende Prinzip, sie überall erfüllend und durchdringend. Daß der blinde Wille in der Schöpfung der Welt einen ungeheuren Fehlgriff that, war ihr sogleich bewußt; da sie diesen Fehlgriff selbst nicht hindern konnte, so blieb ihr nur das eine übrig, ihn soviel als möglich gut zu machen. Das aber hat sie in der That geleistet, indem sie die Welt, deren Sein das

größte Übel ist, so gestaltete, daß die fortschreitende Entwicklung zuletzt zur Weltvernichtung führen muß.

Das ist die eigentümliche und wie wir sehen werden folgenschwere Wendung, die der Pessimismus in seiner neuesten Fassung nimmt. Suchen wir im Voraus die Bedeutung dieser Wendung zu bestimmen, so ändert sie zwar nichts an der grundlegenden Behauptung, daß die Welt durchaus schlecht sei. Aber während die frühere Fassung diese grundlegende Behauptung dahin überspannte, daß die Welt nicht nur schlecht, sondern daß sie unter allen möglichen die schlechteste sei, hält sich Hartmann von dieser Überspannung fern. Die Welt ist schlecht — darin stimmt er mit Schopenhauer überein; aber sie ist doch zugleich die beste unter allen möglichen; denn die Vernunft hat sie auf einen letzten Zweck gestaltet, der kein anderer ist als dieser, sie frei zu machen von des Daseins Qual und das Dunkel der Vernichtung über sie heraufzuführen.

Offenbar bezeichnet diese Wendung für das pessimistische System einen entschiedenen und bedeutungsvollen Fortschritt. Indem sie jene Überspannung zurückweist, schwächt sie nicht das pessimistische Prinzip, sondern sie vertieft es. Denn wenn es feststeht, daß diese Welt, die beste unter allen möglichen, doch schlecht ist, dann erst ist es völlig klar, daß alles Leben, wie es auch erscheine, ausnahmslos und aus keinem anderen Grunde, als weil es eben Leben ist, dem Fluch des Elends und der Pein ohne Rettung unterworfen bleibt. Wird somit durch die angegebene Wendung das pessimistische Prinzip vertieft, so wird es andererseits gestärkt, indem es ausgeglichen wird mit dem wirklichen Bestand der Welt. Die zweckmäßige Gestaltung der Natur und ihres Lebens protestiert dagegen, diese Welt als die schlechteste unter allen möglichen aufzufassen und ihre thatsächliche Beschaffenheit auf die Unvernunft zurückzuführen. Doch dieser Widerspruch verstummt, wenn der Pessimismus die Möglichkeit gewinnt, jene zweckmäßige Gestaltung nicht nur anzuerkennen, sondern auch zu begreifen; ja wenn er dieselbe sogar aufnimmt als ein entscheidendes Moment in seine Weltanschauung, an das es ihm gelingt die Verwirklichung des letzten Zieles, die Weltvernichtung anzuknüpfen.

Denn, so fragen wir nun weiter, wodurch hat das Unbewußte die Erreichung dieses letzten Zieles gesichert? Indem es — ist die Antwort Hartmanns — die Welt so gestaltete, daß der Weltprozeß zum Entstehen des Bewußtseins führte, zunächst noch in gebundenem Dasein im Tierreich, bis sich das Bewußtsein im menschlichen Gehirn mit voller Klarheit und mit siegender Gewalt erhob. Da aber das Bewußtsein nach seiner innersten Natur die Unvernunft des Willens und das Elend seines Strebens je länger, je entschiedener durchschaut, da es, wie bereits gezeigt ist, mit Notwendigkeit dahin geleitet wird, die Stadien der Täuschung, das eine nach dem andern, zu durchlaufen und sie schließlich alle als eitel und als nichtig zu erkennen, so ist damit die Gewißheit gegeben, daß die Menschheit, oder wenn diese zu einer so allgemeinen Steigerung des Bewußtseins nicht fähig sein sollte, daß eine höhere Tiergattung, sei es auf Erden, sei es auf einem andern Stern, zu der befreienden Erkenntnis von dem Elend alles Lebens sich ohne jede Einschränkung erhebt und damit die allgemeine Welterlösung durch den Entschluß allgemeiner Weltvernichtung möglich macht.

Dann endlich hat die Stunde der Befreiung für die Welt geschlagen. Denn nehmen wir zum Beispiel an, daß die Menschheit jene Erkenntnis von der absoluten Nichtigkeit des Lebens klar gewonnen hat, so ergiebt sich daraus von selbst die Forderung, den Willen als den Urgrund alles Elends aufzuheben und damit die Welt, deren einziges Wesen eben jener Wille ist, samt allem Dasein zu vernichten. Dafür sind nach Hartmann nur drei Voraussetzungen unumgänglich: zunächst daß die Menschheit an dem angegebenen Zeitpunkt soviel Geist und Wille in sich vereinige, daß der in der übrigen Welt thätige Geist und Wille durch ersteren bedeutend überwogen wird; zweitens, daß die Mehrheit des auf der Erde thätigen Geistes den Entschluß der allgemeinen Welterlösung faßt; drittens, daß die technische Möglichkeit für die Ausführung der allgemeinen Vernichtung geboten ist. Die beiden ersten Voraussetzungen bieten keine Schwierigkeiten: Die erste nicht, wenn wir bedenken, daß die meisten Weltkörper sich für lange Zeit auf einer Entwicklungsstufe befinden, für welche die Bildung organischen Lebens ausgeschlossen ist; die zweite nicht,

wenn wir erwägen, daß, wie wir gesehen haben, das gewisse Ende der Geschichte für die Menschheit gar kein anderes sein kann als die Erkenntnis von der unbedingten Eitelkeit des Lebens und die Sehnsucht nach dem ewigen Schlummer. Aber auch die dritte Voraussetzung dürfte sich erfüllen, wenn durch Vervollkommnung und geschickte Anwendung technischer Erfindungen eine genügende Verbindung aller Erdbewohner gesichert ist, um die gleichzeitige Ausführung des gemeinsamen Entschlusses zu gestatten. Wie es dabei mit der widerstrebenden Minderheit gehalten worden soll, hat Hartmann nicht gesagt: ich sehe keine andere Möglichkeit, als daß man die Widerspenstigen zuvor ermorde, um nicht durch ihren Starrsinn das erhabene Ziel der Weltvernichtung vereiteln zu lassen.

Vernichtung ist also das letzte Wort, mit welchem diese Weisheit unsrer Tage schließt, die von tausenden bewundert und aus deren Taumelkelch Gift von vielen tausenden getrunken wird, ohne daß sie selbst es wissen oder auch nur ahnen. Und was von dem Ganzen gilt, gilt in gleicher Weise von den einzelnen. Nur eine Sehnsucht kennt der Pessimismus, frei zu werden von der Pflicht des Lebens, zu erlöschen wie ein Licht im Winde, in das Nichts zu tauchen wie die Blase in den Ozean. Und wenn Hartmann nach diesem Eingeständnis noch erklärt, daß er in dem Nichts Vereinigung suche mit dem Allgeist, so hat Schopenhauer schon zuvor über diese Phrase das Gericht gesprochen. Wir wollen — das sind seine Worte — den finstern Eindruck jenes Nichts, das als das letzte Ziel hinter aller Tugend und Heiligkeit schwebt, kräftig von uns verscheuchen, statt es zu umgehen durch bedeutungslose Worte, wie Eingehen in den Urgeist. Wir bekennen es vielmehr frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens bleibt, das ist Nichts — rein und lediglich Nichts.

Gewiß, ein trauriges Ergebnis! Oder sollte eine Lehre, die nicht nur diese Welt in Trümmer schlägt, sondern Welt und Leben überhaupt vernichtet, die das gewisseste, die eigene Persönlichkeit zu einem bloßen Schein herabsetzt, die mit der Unvernunft beginnt, um mit dem Nichts zu schließen, sollte diese Lehre nicht trostlos sein! Der Pessimismus wenigstens behauptet,

daß er der Menschheit in ihres Daseins kummervollem Leid den einzig wahren Trost zu bieten habe.

Er meint ihn zu besitzen in der erhebenden Erkenntnis, daß das gesamte Leben, wie es in Geschichte und Natur sich offenbart, in großartiger Weise darauf angelegt sei, jenes letzte Ziel, die Aufhebung des Daseins zu bewirken. Gewiß soll nicht bestritten werden, daß sich darin eine tiefere Auffassung des Lebens zeigt, wenn der Pessimismus mit Hartmann ernstlich darauf bringt, einen letzten und einheitlichen Zweck für die Weltentwickelung zu gewinnen. Daß aber die Erkenntnis dieses Zweckes, wie der Pessimismus ihn bestimmt, irgend einen Menschen trösten könnte, ist billig zu bezweifeln. Ist es nicht die schärfste und entschiedenste Verurteilung der Welt, wenn die wunderbare Zweckmäßigkeit der Welterscheinungen nur dem einen Zweck dient, dieselbe aufzuheben! Man wird diese Zweckmäßigkeit bewundern; aber sollte sie den wahrhaft trösten können, dessen Elend gerade darauf beruht, daß er in diese jammervolle Welt als ein Glied verflochten ist! Was soll dem leidvoll Kämpfenden der Trost, daß nach Jahrtausenden vielleicht die Stunde schlägt, in welcher diese Welt in Nacht versinkt! Kann dieser Ausblick in ungemessenen Zeitenfernen seine Thränen trocknen!

Ein weiteres Moment des Trostes liegt dem Pessimismus in dem grundlegenden Bewußtsein, daß alles Leben, daß die ganze Welt dem gleichen Leide unterworfen sei. Denn durch dieses Bewußtsein werde das persönliche Leid zum Mitleid abgeschwächt, dem keine Bitterkeit mehr inne wohne; ja der einzelne gewinne auf diesem Wege jene ungetrübte Heiterkeit, um derentwillen es in Berlin heiße, wenn man frohe Menschen sehen wolle, so müsse man zu den Pessimisten gehen. Ich meinerseits gestehe, daß mir diese Heiterkeit im Hinblick auf die Welttragödie, wie sie der Pessimismus annimmt, rätselhaft erscheint; ich wenigstens erkenne nicht, wie das Bewußtsein, daß mein Elend zugleich das Elend aller meiner Brüder, ja zugleich das Elend alles Lebens ist, mir irgend einen Trost gewähren könnte.

Ebenso wenig kann ich endlich dem Pessimismus folgen, wenn er die Gewißheit, sich mit Gott ewig eins zu wissen, als den hohen und tröstlichen Ersatz bezeichnet, den er der Menschheit für

das, was er ihr geraubt hat, bietet. Um den Wert dieser mystischen Vereinigung nach Gebühr zu schätzen, muß man zunächst erwägen, daß die Gottheit als „dummes Brutum“ und als „kolleriges Pferd“ von den Pessimisten selbst betrachtet und bezeichnet wird. Und soweit insbesondere nach Hartmann für die Gottheit noch ein weiteres Moment in Frage kommt, nämlich die Vernunft, so ist es doch nur die unbewußte, die sich selbst nicht kennt, die also auf einer Stufe steht trotz ihrer Allweisheit und Allwissenheit, über welche die menschliche Persönlichkeit, die in der Tiefe ihres Selbstbewußtseins *sich* erfaßt, hinausgeschritten ist. Ich sehe nicht, wie das Bewußtsein, mit einem so beschaffenen Wesen eins zu sein, auf mich tröstlich und erhebend wirken könnte. Was aber zweitens dieses Einssein selbst betrifft, so hat es zu seiner Voraussetzung jene andere, mehrfach schon berührte Lehre, daß die Persönlichkeit nicht wahrhaft besteht, sondern nur ein wesenloser, im Gehirn entstandener Schein ist. Das, was einzig wahrhaft besteht, ist in allem Lebenden ein und dasselbe, nämlich das *All-Einige Unbewußte*; was aber als Persönlichkeit, als Ich von uns betrachtet und empfunden wird, ist eben nichts als wesenloser Schein. Die einzelnen Gehirne sind die Instrumente, auf denen das Unbewußte als unsichtbarer Künstler spielt; wenn diese Instrumente sich dabei als Eigenwesen, als Persönlichkeiten fühlen, so ist das eine Täuschung ohne jede Wahrheit. Nun sehen wir, was es im Sinne des Pessimismus nach Abzug aller Unklarheit und Phrasen eigentlich bedeutet, sich mit Gott ewig eins zu wissen. Fürwahr ein schöner Trost, die Persönlichkeit, die doch allein des Trostes bedarf, zunächst zertrümmern, um sodann zu sagen, daß man sie mit der Zertrümmerung ihrer selbst getröstet habe! Ein erhebendes Bewußtsein in der That, sich mit allem, was man ist, mit seinem ganzen Ich in den Abgrund des All-Einigen gestürzt zu sehen, um dann doch dem dummen Willen und dem willenlosen Unbewußten als gefälliges Instrument zu dienen, auf dem es Trauermelodien und Grabgesänge spielt.

So ist das erste, was sich bei Beurteilung des Pessimismus ergiebt, daß, wie es mit der *Wahrheit* dieser Lehre sich verhalten möge, sie jedenfalls irgend welchen Trost uns nicht zu bieten hat.

Gehen wir weiter in der Beurteilung des Pessimismus, so tritt sogleich ein zweiter Anspruch uns entgegen, den derselbe nicht minder zuversichtlich geltend macht, der Anspruch nämlich, daß er in höherem Maße wie irgend eine andere Anschauung die Sittlichkeit begründe. — Wie steht es nun mit diesem zweiten Anspruch?

Daß zunächst die individuelle Selbsterlösung Schopenhauers, die in dem Aufgeben jedes Zusammenhanges mit dem Leben und mit seinen Forderungen sich verwirklicht, nicht sittlich sondern unsittlich ist, wird von den Pessimisten selbst gegenwärtig anerkannt. Wir fassen daher lediglich die Auffassung ins Auge, zu welcher der Pessimismus im Gegensatze zu Schopenhauer fortgeschritten ist.

Wir erinnern uns zuvor, daß Hartmann an Stelle der individuellen Selbsterlösung die allgemeine Welterlösung als das unbewußte Ziel des Weltprozesses ansieht, und daß er die Verwirklichung dieses Zieles von der höchsten Steigerung des Bewußtseins innerhalb der Menschheit erwartet. Dies ist nun der Punkt, an welchem der modernste Pessimismus ansetzt, um auf ihn die Sittlichkeit zu gründen.

Wenn nämlich die Steigerung des Bewußtseins das Ziel der Weltentwickelung ist, so ergiebt sich für den einzelnen die Pflicht, sich nicht sowohl von der Welt zurückzuziehen, als vielmehr in der Welt und für die Welt zu wirken. Denn nur indem durch die rüstige Arbeit der einzelnen die Kulturentwicklung der Menschheit gefördert wird, kann dieselbe sich dem letzten Ziele nähern, an welchem die Nichtigkeit aller Lebensgüter und damit des Lebens selbst durchschaut und somit der Lebenswille verneint wird. So wird es für den einzelnen zur Pflicht, sich mit wahrer Freudigkeit an das Leben hinzugeben. Darum, ruft Hartmann aus, rüstig vorwärts als Arbeiter im Weinberg des Herrn in voller Hingabe an den Weltprozeß um seines Zieles, der allgemeinen Welterlösung willen.

Das ist die Forderung positiver Sittlichkeit, zu welcher Hartmann im Unterschiede zu Schopenhauer fortgeschritten ist. Ihm ist es möglich, diese Forderung aufzustellen, weil er in seiner Auffassung von Gott und von dem Ziel der Weltentwick-

lung sich den erforderlichen Unterbau geschaffen hat. Ob er freilich die Forderung, den allgemeinen Zweck des Unbewußten zu dem eignen individuellen Lebenszweck zu machen und damit den Willen zum Leben durch die Übernahme seiner Pflichten, seiner Leiden, seiner Freuden zu bejahen, ob er diese Forderung begründet hat, ja ob er sie mit dem Gesamtzusammenhange seiner Weltanschauung überhaupt vereinigen kann, ist eine andere Frage.

Oder ist es überhaupt begreiflich, daß ich die Lebensarbeit mit sittlichem Ernste auf mich nehmen soll, wenn nicht nur meine Arbeit, sondern alle Arbeit überhaupt „pro nihilo" geschieht! Und selbst zugegeben, die Herbeiführung des Nichts könnte eine angemessene Triebfeder des Handelns werden, so sollte ich auf ein völlig unwahrscheinliches, ja wie leicht zu zeigen wäre, durchaus unmögliches Ziel mein gesamtes Handeln gründen! Um eines solchen Zieles willen sollte ich das ungeheure Opfer bringen, für eine Welt zu wirken, deren Nichtigkeit ich ganz durchschaue, für Aufgaben mich mit ernster Miene einzusetzen, die an sich betrachtet nach meiner tiefsten Überzeugung völlig wertlos wären! Ich, der ich nüchtern wäre unter Taumelnden, sollte mich gleichsam trunken stellen, und das alles in der einen Hoffnung, daß nach Jahrhunderttausenden die Trunkenheit sich vielleicht so weit gesteigert hätte, daß dann die allgemeine Ernüchterung unausbleiblich wäre! Mein Eifer sollte nicht erkalten gegenüber der sehr prosaischen, aber dafür unausweichlichen Erwägung, daß, wenn es wirklich mir und meinesgleichen nun gelungen wäre, die Welt in das Nichts zurückzuschleudern, das „kollerige Pferd", der „dumme Wille" schon in dem nächsten Augenblick den Einfall haben könnte, von neuem eine Welt zu schaffen und das alte Lied von neuem zu beginnen! Ich sollte endlich mich entschließen, in opferwilliger Selbstverleugnung zu wirken und zu schaffen, wenn in der Gottheit selbst die grenzenlose Dummheit und die schrankenlose Selbstsucht sich die Hände reichen! Denn weshalb ist die Welt? Weil der dumme Wille sie geschaffen. Weshalb bin ich selbst? Weil das Unbewußte in grauenhafter Selbstsucht das Bewußtsein schuf, um sich mit dessen Hülfe, um sich durch mein Elend von dem Elend seines Daseins frei zu machen!

So dürfte die Rücksicht auf die Welterlösung und der Hinblick auf den Weltprozeß wohl nicht imstande sein, für die Sittlichkeit irgend eine objektive Grundlegung zu bieten. Dabei lassen wir die Frage, als für unsere Darlegung bedeutungslos, durchaus auf sich beruhen, ob für einzelne Persönlichkeiten sich das sittliche Gebot auf die angegebene Weise subjektiv vermittelt. Dagegen bleibt noch übrig, die Beweisgründe zu prüfen, die der Pessimismus für seinen Anspruch, die Sittlichkeit zu begründen, abgesehen von dem Gedanken an die Welterlösung, geltend macht.

Diese Gründe gehen aus von der richtigen Beobachtung, daß Selbstverleugnung als die Kardinaltugend und Selbstsucht als die Wurzel alles Bösen zu betrachten sei. Nun ist dies die pessimistische Behauptung, daß jene Selbstverleugnung nur erwachsen könne aus der Erkenntnis von der Nichtigkeit aller Erdengüter, aus dem tiefen Unglauben an die Erreichbarkeit irdischen Glücks; daß weiter die Selbstsucht in ihrer letzten Wurzel nur gebrochen werde durch die pantheistische Voraussetzung, die der Pessimismus als ein unentbehrliches Moment sich angeeignet hat, nach welcher in allem Seienden das einzig Wesenhaft-Reale das All-Einige Unbewußte, das Ich dagegen nur ein wesenloser, im Gehirn entstandener Schein ist.

Um mit dem zweiten Gedanken zu beginnen, so erscheint es freilich überaus verlockend, gegen die Selbstsucht gewissermaßen eine Radikalkur vorzunehmen, indem man das Selbst vernichtet. Dieser Weg würde, wenn er gangbar wäre, mit derselben Sicherheit zum Ziele führen, als man einen Kranken heilen würde, indem man ihn erwürgte. Indessen damit ist bereits gezeigt, daß diese Überwindung der Selbstsucht, selbst wenn sie überhaupt vollziehbar wäre, alles andere, nur nicht sittlich sein würde; denn die metaphysische Aufhebung des Ich, wie sie der Pessimismus uns aufdrängen möchte, ist der ethischen Selbstverleugnung, die als solche die Realität des Ich voraussetzt, durchaus entgegengesetzt. Zudem beruht jene Meinung, die Selbstsucht durch Aufhebung des Ich gleichsam auszurotten, auf einer irrigen Voraussetzung. Wenn das Ich ein wesenloser Schein wäre, so müßte doch irgend ein Subjekt vorhanden sein, dem dieser Schein

erschiene. Das All-Einige Unbewußte kann dieses Subjekt nicht sein; denn nicht dieses, sondern ich erfasse mich als Ich. Außerdem, wie könnte die Selbstsucht die Wurzel aller Sünde sein, wenn das Ich nicht mehr ist als ein wesenloser Schein! Die Hartnäckigkeit, mit welcher die Selbstsucht sich zur Geltung bringt, die Kraft, die sie entwickelt, die unmittelbare Gewalt, mit der sie hervorbricht aus der Tiefe der Gesinnung, zeigt entscheidend, daß das Wesen der Persönlichkeit eben nicht das All-Einige Unbewußte, sondern daß ihr lebendiger Mittelpunkt das Ich ist.

Nicht besser steht es mit dem ersten Grund, daß das Hauptgebot der Sittlichkeit, die Selbstverleugnung nur erwachsen könne aus der Erkenntnis von dem illusorischen Charakter aller Lebensgüter. In der That, eine bewunderungswürdige Selbstverleugnung, auf ein Glück verzichten, dessen absolute Nichtigkeit man zuvor durchschaut hat! Ich sollte meinen, ein derartiger Verzicht trägt den Charakter eines einfachen Rechenexempels und hätte, da er nur an die Voraussetzung genügender Vorstandsschärfe gebunden wäre, mit der Sittlichkeit nichts zu thun. Aber weiter, heißt das die Sittlichkeit begründen, ihr die Welt und damit die Sphäre der Bethätigung zertrümmern! Die Welt ist nichts; das Ich ist nichts; die anderen Ichs werden vermutlich auch nichts mehr sein als das eigene Ich, sind also auch nichts: und dieses allgemeine Nichts soll der Boden sein, auf welchem sich die Sittlichkeit entfalte! Fürwahr, auch hier, wie bei dem zuvor besprochenen Versuche, für die Sittlichkeit eine objektive Grundlegung zu finden, besteht das pessimistische Geheimnis, das man uns so emphatisch anpreist, darin, den Knoten, den man lösen wollte, einfach zu durchhauen.

Jedenfalls kann nach alledem keine Rede davon sein, daß der Pessimismus aus sich selbst irgend eine Sittlichkeit begründen könnte; vielmehr ist es eine andere Folgerung, die sich für das praktische Verhalten aus ihm ergiebt. Wenn ich diese Folgerung offen ziehe, so thue ich es in der Meinung, durch dieselbe das logische Ergebnis festzustellen, das als ein objektiv notwendiges aus dem Zusammenhang der Lehre folgt; damit aber mache ich zugleich den Vorbehalt, daß ich mit diesem objektiven Ergebnis kein Urteil über die persönlichen Vertreter dieser Welt-

anschauung abzugeben wünsche, wozu ich in keiner Weise geneigt, noch irgendwie befähigt wäre.

Meine Folgerung ist aber diese. Wo der Pessimismus rein theoretisch festgehalten wird, wo also das Empfinden doch noch irgendwie an den Gütern dieser Welt Gefallen findet, doch so, daß sich damit das theoretische Bewußtsein von der absoluten Nichtigkeit des Lebens und aller durch das Leben gesetzten Beziehungen verknüpft, — da wird es für das praktische Verhalten bei der Folgerung bleiben müssen, die der Apostel Paulus vom Standpunkt seiner Gegner einst gezogen hat: Laßt uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot. Selbstverständlich bin ich weit entfernt, den rohesten Sinnengenuß als das unvermeidliche Ergebnis der vorausgesetzten Weltanschauung zu bezeichnen. Die Formen, in denen der Genußtrieb sich bethätigt, sind mannigfach verschieden und in ihren letzten Gegensätzen, abgesehen von der Gleichheit des Prinzips, durch eine ganze Welt getrennt. Nur das will ich behaupten, daß unter der angegebenen Voraussetzung das Genießen, welcher Art dasselbe immer sein möge, von seinen rohesten Äußerungen bis zu der höchsten geistigen Verfeinerung, der es fähig ist, als das allein Reale übrig bleibt. Mag das theoretische Erkennen auch diese Realität als eine rein illusorische erweisen: dem Empfinden steht sie fest und wird von ihm erfahren als das einzige, das durch sich selbst besteht, während das Andere Alles vor der Nacht des Zweifels in das Nichts versinkt.

Wo dagegen der Pessimismus ein Bewußtsein ganz und voll erfüllt, wo die Erkenntnis von der Nichtigkeit des Lebens in der That die Hoffnung ausgebrannt und jeden Rest von Täuschungsfähigkeit zerstört hat, wo nur das Schmerzgefühl des eigenen und des allgemeinen Elends, des Lebensjammers und des Lebensleides wahrhaft in der Seele wohnt, wo es wirklich tiefste Überzeugung ist, daß das Nichtsein dieser Welt und ihres vielgestaltigen Lebens ihrem Dasein vorzuziehen wäre, da sehe ich nur eine Folgerung, die sich mit unvermeidlicher Notwendigkeit ergiebt: die Vernichtung des eigenen Daseins.

Daß wenigstens die Rücksicht auf das Ziel der Weltentwickelung den einzelnen nicht hindern kann, seines Daseins Qual,

nachdem er sie erkannt hat, auch zu enden, glaube ich bereits gezeigt zu haben. Ich füge zu den vorgetragenen Gründen noch hinzu, daß der Selbstmord, aus pessimistischer Überzeugung massenhaft verübt, die Nichtigkeit des Lebens jedenfalls eindringlicher bezeugen würde als tausendjährige Kulturarbeit: würde er doch gleichsam ein Vorspiel sein zu dem großen Menschheitsmord, mit dem die Weltentwickelung ja doch zu ihrem letzten Ziele kommen soll. So würde der Selbstmord der erstrebten Weltentwickelung nicht nur in keiner Weise widerstreiten, sondern ihr wesentliche Dienste leisten zumal, wenn man dabei die Vorsicht beobachtete, die geistigen Mittelmäßigkeiten, die ja doch für die Kulturentwickelung nur wenig von Belang sind, auf die Schlachtbank zu schicken, während die pessimistischen Genies, behufs wirksamer Kulturbeförderung, wohl das Opfer bringen müßten, ihr Leben möglichst lange zu erhalten.

Wir sehen also, daß der Pessimismus selbst in der Fassung, die ihm Hartmann gibt, kein Mittel hat, den Selbstmord auszuschließen. Aber wir müssen weiter gehen und behaupten, daß der Selbstmord durch diese Weltanschauung objektiv gefordert wird.

Wenn das Leben selbst im besten Falle und als solches elend ist, so ist es folgerichtig, das Leben zu beenden. Wenn das Ich ein wesenloser Schein ist, und wenn dieses Nichts sich doch mit unvermeidlicher Gewalt in jedem Augenblick des Lebens, als ob es etwas wäre, als mein Ich zur Geltung bringt, so ist es angemessen, sich von dieser widerwärtigen Täuschung zu befreien. Wenn die Schöpfung dieser Welt eine Dummheit und ein Unglück war, so ist es des seiner selbst bewußt gewordenen Geistes würdig, diese Dummheit, soviel an ihm liegt, wieder aufzuheben und für sich selber wenigstens das Unglück wieder gut zu machen. Wenn das Nichts der Hafen ist, der dem müden Wanderer winkt, so wird der Verständige nicht schwanken, ohne Säumen in die friedevolle Zufluchtstätte einzulaufen.

Daß ich aber in der That mit obigem die objektive Folgerung des Pessimismus sachgemäß bestimmt habe, dafür rufe ich zuletzt ihn selbst zum Zeugen an. Wohl Jeder, der ernstlich mit dem Leben rang, habe einmal vor diesem dunklen Schritt gestanden,

sagt der eine. Am Ende aller Täuschungen trete der Selbstmord mit notwendiger Folgerichtigkeit ein, wenn nicht die Erkenntnis von dem Ziel der Weltentwickelung es dem einzelnen zur Pflicht mache, sich an das Leben, welches er vom Standpunkte des Ich aus nicht nur als unnützes Gut, sondern als wahre Qual fortwarf, opferfreudig hinzugeben, meint der andere. Diese opferfreudige Hingabe an das Ziel der Weltentwickelung macht dem Herzen und der Gesinnung Derer, die sie üben, alle Ehre. Daß sie aber vor dem prüfenden Verstande nicht bestehen kann, haben wir gezeigt. Und darum bleibt es denn dabei: die objektive Folgerung, die aus dem echten, wahr empfundenen Pessimismus sich ergibt, heißt Selbstmord.

So steht es mit dem zweiten Anspruch, den der Pessimismus geltend macht, die Sittlichkeit durch seine Lehre zu begründen, genau wie mit dem ersten, den Menschen irgend einen Trost zu bieten. In beiden Beziehungen hat der von ihm erhobene Anspruch sich als unbegründet dargestellt: wir haben im Gegenteil gefunden, daß der Pessimismus das Leben wahrhaft trostlos macht, und daß er seinen naturgemäßen Abschluß im Selbstmord findet.

Durch die Aufzeigung der Folgerungen, die mit der pessimistischen Voraussetzung gesetzt sind, ist die Frage nach der Wahrheit dieser Weltanschauung für das natürliche Empfinden schon entschieden. Dasselbe ist sich dessen mit voller Sicherheit bewußt, daß eine Auffassung des Lebens nicht die Wahrheit sein kann, nach welcher dessen tiefster Sinn eben dieser wäre, mit Selbstmord abzuschließen; nach welcher der Menschengeist gerade zu dem Zwecke mit reichen Anlagen ausgestattet und mit lebendigen Hoffnungen angefüllt wäre, damit er diese Hoffnungen der Reihe nach begrabe und den Reichtum seiner Kräfte zuletzt in das Nichts versinken sehe! Doch so berechtigt das natürliche Empfinden von seinem Standpunkt ist, auch in diesem Falle nach dem Grundsatz zu verfahren, die Beschaffenheit des Baumes an seinen Früchten zu erkennen, so ist für die objektive Prüfung noch eine weitere Untersuchung unumgänglich. Auch die objektive Prüfung stellt die Folgerungen, die mit dem Pessimismus sich verknüpfen, fest als ein zugehöriges Moment des That-

bestandes, dessen Beurteilung in Frage steht; aber indem sie diese Folgerungen feststellt, wird sie durch dieselben, je befremdlicher sie sind, um so dringender genötigt, auf die Grundlage des Systems zurückzugehen und durch Widerlegung dieser dasselbe in seiner Wurzel anzugreifen.

Es wird demnach im folgenden gefragt, wie es sich mit der Wahrheit der pessimistischen Weltanschauung, wenn dieselbe ohne Rücksicht auf die Folgen, die sich aus ihr ergeben, lediglich an sich beurteilt wird, verhalten möge.

Indem ich auf diese Frage die Antwort suche, sehe ich davon ab, die formalen Widersprüche, die diese ganze Gedankenwelt durchziehen, ausdrücklich aufzuzeigen. So lohnend dieser Nachweis in gewisser Hinsicht sein möchte, so reicht er doch nicht aus, den wesentlichen Grundgedanken des Systems wahrhaft und von innen aufzuheben. Auch die größten Widersprüche würden nur beweisen, daß der Pessimismus in seiner thatsächlichen Ausgestaltung unhaltbar ist und der Korrektur bedarf; wenn es sich aber darum handelt, den Pessimismus selbst zu überwinden, wie er auch im einzelnen erscheine, so kann der Ausgangspunkt für diesen Zweck nur in dem wesentlichen Grundgedanken der bekämpften Anschauung gewonnen werden.

Dieser wesentliche Grundgedanke ist aber kein anderer, als der, daß die Welt jammervoll und elend, ja so jammervoll und elend sei, daß ihr Nichtsein ihrem Sein vorzuziehen wäre. Indem der Pessimismus dieses Urteil ausschließlich durch die Behauptung stützt, daß das Leben überwiegend Unlust mit sich führe, haben wir damit die Auffassung bezeichnet, mit welcher der Pessimismus steht und fällt, und die wir daher unserer weiteren Prüfung unterwerfen.

Der Pessimismus sagt, daß die ganze Welt einen unverhältnißmäßigen Ueberschuß an Unlust in sich schließe. Wir aber fragen ihn zunächst, ob ein solches Urteil von schlechthin allgemeiner Geltung überhaupt bewiesen werden könne. Denn wenn diese Weltanschauung nachdrücklich betont, daß sie nicht Schwärmereien bieten wolle, sondern strenge wissenschaftliche Erkenntnis, so würde dieser Anspruch von vornherein beseitigt, falls sich

zeigen ließe, daß die Grundlage, auf welcher sich der ganze Bau erhebt, wissenschaftlich unbeweisbar ist.

Nun ist von vornherein das eine klar, daß die metaphysischen Aussagen über das Wesen des All-Einigen Unbewußten, über die Entstehung der Welt, über das Ziel der Weltentwicklung, zu jenen der Pessimismus fortschreitet, als Beweisgrund für die aufgestellte These von dem Elend alles Daseins in keinem Fall verwertet werden können. Denn zunächst sind diese Aussagen sämtlich völlig unbeweisbar; ich wenigstens wüßte nicht, daß die Pessimisten eine sonderliche Möglichkeit besäßen, sich mit dem blinden Willen und mit dem willenlosen Unbewußten zum Zwecke wissenschaftlicher Erkenntnis irgendwie bekannt zu machen. Aber abgesehen davon ergiebt sich aus dem Zusammenhange des Systems, daß es sich mit diesen metaphysischen Bestimmungen gerade umgekehrt verhält, als es sich verhalten müßte, wenn sie als wissenschaftliche Beweismomente für das Elend des Lebens und der Welt verwertet werden sollten, daß sie nämlich vielmehr Hypothesen sind, zu denen man gelangt, um den bereits vorausgesetzten Thatbestand des Lebensjammers zu erklären. Da also jene Bestimmungen thatsächlich die Geltung einer Folgerung haben, die sich aus der bezeichneten Voraussetzung ergiebt, so müssen wir von ihnen völlig absehen, wenn wir nach dem wissenschaftlichen Beweise für die pessimistische Beurteilung des Lebens fragen.

Für diesen Beweis bleibt somit nur die Sphäre der Erfahrung übrig, ein Ergebnis, das sich insofern auch bestätigt, als der Pessimismus es thatsächlich unternimmt, ihn aus der Erfahrung abzuleiten. Nun ist aber diese in jeder Hinsicht außer stande, die pessimistische Behauptung wissenschaftlich zu erweisen. Denn selbst wenn es möglich wäre, auf dem Wege der Selbstbeobachtung den Bestand an Lust und Unlust für das eigene Leben wissenschaftlich festzustellen, so fehlt doch jede Möglichkeit, dies Ergebnis individueller Selbstbeobachtung mit irgend einer Sicherheit auf das Leben anderer, geschweige auf das Leben aller Menschen zu übertragen. Ja selbst wenn man dies an sich unmögliche für möglich halten wollte, so ist es doch eine ungeheuerliche Anmaßung, eine bloße Spiegelfechterei der kritisierenden

Vernunft, auf die so eng begrenzte menschliche Erfahrung ein Urteil über die Welt im ganzen zu begründen. Da endlich die strenge Allgemeinheit der pessimistischen Beurteilung nicht etwa den Charakter zufälliger Uebertreibung an sich trägt, sondern dem System als ganzem durchaus unentbehrlich ist, so hat sich uns gezeigt, daß die grundlegende Behauptung dieser Weltanschauung thatsächlich unbewiesen und für immer unbeweisbar ist, daß deshalb der Anspruch, den der Pessimismus geltend macht, eine wissenschaftliche Erkenntnis darzubieten, von vornherein als Anmaßung beurteilt werden muß.

Wir gehen demnach an die weitere Prüfung mit der Ueberzeugung, daß wir es nicht mit einer Auffassung des Lebens, die sich objektiv begründen ließe, sondern mit einem subjektiven Stimmungsbilde zu thun haben, in dem sich eine sehr begrenzte Erfahrung spiegelt. Dennoch kann von vornherein die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, daß dies subjektive Stimmungsbild zufällig mit der objektiven Wirklichkeit sich decke. So ergiebt sich von selbst die weitere Aufgabe, die pessimistische Aussage, deren formale Berechtigung wir im vorigen untersuchten, nunmehr in Bezug auf ihren Inhalt zu prüfen.

Wenn der Pessimismus ein Urteil abgiebt über den Wert des Lebens, so setzt dies einen Maßstab voraus, an welchem das Leben von ihm gemessen wird. Wir wissen, daß er in der Menge des vorhandenen Lustbestandes diesen Maßstab zu besitzen meint.

Doch schon hier sind wir genötigt, ihm zu widersprechen. Denn wenn selbst der Pessimismus darin Recht hat, daß der Wert des Lebens zu bemessen sei nach dem Maß von Glück, das sich in ihm verwirklicht, so wird dieser Maßstab unter seinen Händen doch sogleich zu einem falschen, weil er mit einer durchaus verkehrten Auffassung von dem Wesen der Lust oder des Glücks verknüpft wird.

Nach der Meinung des Pessimismus ist die Lust, deren Vorhandensein über den Wert des Lebens entscheidet, die gleichmäßige Befriedigung aller Willenstriebe. Diese Meinung wird nicht nur gelegentlich mit klaren Worten ausgesprochen, sie liegt ebenso entschieden seiner gesamten Beurteilung des Lebens und der

Lebensgüter als Voraussetzung zu Grunde. Daß aber diese Auffassung vom Lebensglück eine völlig falsche ist, darüber können wir uns klar werden, wenn wir einmal den Fall verwirklicht denken, daß wir in irgend einem Augenblick des Lebens eine gleichmäßige Befriedigung aller Willenstriebe gefunden hätten. So gewiß sich diese Triebe nach ihrem eigentümlichen Gehalt fremd, ja zum großen Teile feindlich gegenüberstehen, so gewiß würde der durch ihre allseitige Befriedigung herbeigeführte Zustand nicht Lust, sondern höchste Unlust sein.

Indem wir daher den Maßstab, den der Pessimismus für die Beurteilung des Lebens fordert, als berechtigt anerkennen, dagegen die Auffassung des Lebensglückes, wie sie seiner Schätzung eigentümlich ist, als unhaltbar zurückweisen, suchen wir nunmehr dieser Auffassung eine andere entgegenzustellen und dieselbe wenigstens nach ihren Grundlinien zu zeichnen.

Dabei gehen wir von der uns selbstverständlichen Annahme aus, daß der Begriff der Lust oder das Wesen des Glücks für uns Menschen — und darum handelt es sich ganz allein — nur erkannt werden kann im Zusammenhange mit der eigentümlichen Bestimmtheit der menschlichen Natur. Suchen wir daher die letztere zu bestimmen, so ist das spezifische Merkmal der menschlichen Persönlichkeit, durch das sie sich von allen anderen Gebilden unterscheidet, und in dem wir daher ihre wesentliche Eigentümlichkeit zu sehen haben, das Ineinandersein zweier Seiten, einer sinnlichen und einer übersinnlichen. Nur von der menschlichen Persönlichkeit erscheint uns angemessen, was die Schöpfungsgeschichte uns berichtet, daß der Mensch, nach der einen Seite seines Wesens aus dem Staub geboren und darum dem Mechanismus des Naturzusammenhanges unterworfen, nach der andern über dem Naturzusammenhang steht, weil einer höheren Welt entstammend, geheimnisvoll hervorgegangen aus der höheren Welt des Unsichtbaren. In der That, es ist die menschliche Persönlichkeit, die in Faust nach ihrem eigensten Wesen sich selbst erfaßt, wenn er die tiefste Richtung seines Lebens so bezeichnet: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust; die eine will sich von der andern trennen; die eine hält in derber Liebeslust, sich

an die Welt mit klammernden Organen; die andre hebt gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen!"

Doch dies Ineinander zweier Seiten findet weiter darin seine nähere Bestimmung, daß dieselben innerhalb der menschlichen Persönlichkeit keineswegs in dem Verhältnis wechselseitiger harmonischer Durchdringung, sondern vielmehr in dem des Gegensatzes zu einander stehen. Indem sich endlich mit dem Bewußtsein dieses Gegensatzes das Gefühl ihrer Ungleichwertigkeit und für die übersinnliche Seite das Bewußtsein eines unvergleichlich höheren Wertes verbindet, haben wir damit die menschliche Persönlichkeit in ihrer wesentlichen Eigentümlichkeit bestimmt und so die Möglichkeit gewonnen, den Maßstab, den der Pessimismus an das Leben anlegt, zu berichtigen.

Wenn die menschliche Persönlichkeit sich der einen Seite ihres Wesens als der bei weitem wertvolleren bewußt ist, so ist es ein verhängnisvoller Fehler des Pessimismus, daß er die übersinnliche Seite des Menschen in ihrem absoluten Werte für die Begründung des Lebensglückes nicht anerkennt. Dieser Fehler durchzieht die gesamte pessimistische Beurteilung des Lebens, an deren Stelle für *unsere* Auffassung vielmehr der Grundsatz tritt, daß der Wert des Lebens und der Lebensgüter von dem Grade abhängig ist, in welchem die übersinnliche Seite des Menschen durch dieselbe gefördert wird.

Im Gegensatz zu dem Pessimismus haben wir demnach erkannt, daß, *wenn* es überhaupt ein Lebensglück für den Menschen giebt, dasselbe nur in der Verwirklichung seiner übersinnlichen Anlage liegen *kann*. So bleibt für uns, um den Pessimismus positiv zu überwinden, nur noch übrig nachzuweisen, daß den Menschen in der That die Möglichkeit gegeben ist, jene höhere Seite seines Wesens im Leben zu bilden und an den Lebensgütern zu entwickeln.

In tiefer und sinniger Weise bringt der Mythos von *Herakles* zur Anschauung, wie auch schon für das natürliche Bewußtsein, so sehr dasselbe an die Schranken der Endlichkeit gebunden bleibt, trotzdem die Verwirklichung dieser Möglichkeit gesichert und verbürgt erscheint. In ernster sittlicher Arbeit vollendet sich die menschliche Persönlichkeit nach ihren tieferen gott-

verwandten Zügen, „bis der Gott, des irdischen entkleidet, flammend sich vom Menschen scheidet, und des Aethers leichte Lüfte trinkt."

Aber zeigt nicht gerade jener Mythos, daß die sittliche Lebensführung, so hoch sie immer stehen möge, jedenfalls die schwersten Opfer auferlegt und daher wenig geeignet scheint, das Glück des Menschen zu begründen! Bestätigt dies nicht auch der Dichter in tief geheimnißvollem Spruch, wenn er die Selbsthingabe des einzelnen, die in der That den Mittelpunkt aller Sittlichkeit bezeichnet, nicht nur der profanen Auffassung des Lebens gegenüberstellt, sondern weiter dem schmerzlichen Flammentod vergleicht: „Sagt es niemand, nur dem Weisen, weil die Menge gleich verhöhnt; das Lebendige will ich preisen, das nach Flammentod sich sehnt!" Und stimmt mit diesem allem nicht das große Wort der Offenbarung, das aus der Urzeit Tagen uns ertönt, nach dem der Kampf zwischen Sündenmacht und Menschheit wehevoll und reich an Schmerzen sein soll! Kann dann, wenn es sich so verhält, noch davon die Rede sein, daß die Sittlichkeit dem Menschen Glück und Frieden bringe!

In der That, wer wollte es bestreiten, daß der Weg der Sittlichkeit, je entschiedener er von dem einzelnen verfolgt wird, um so sicherer ihm schmerzliches Entsagen auferlegt! Aber dieser Schmerz bleibt beschränkt auf die sinnliche Natur des Menschen. Ihm ist darum unvergleichlich überlegen jenes Gefühl innerer Zufriedenheit und wahren Glücks, das mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, welcher Art dieselbe sein möge, sich verknüpft. „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl." Daß aber diese Wahl, so bang sie auch, ehe sie vollzogen ist, der sinnlichen Natur erscheinen mag, für den Menschen, der sich für das Sittliche entscheidet, wahres Lebensglück zur Folge hat, bezeugt aus eigener Erfahrung derselbe Dichter, der die Schwere der Entscheidung, wie wir sahen, nicht verschleiert: „Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen, frei sein in des Todes Reichen, brechet nicht von seines Gartens Frucht."

Wenn demnach in dem seligen Frieden, welcher der durch die Natur des Menschen selbst gesetzte Lohn sittlicher Lebensfüh-

rung ist, das wahre und vollkommene Glück des Lebens liegt, so kann dasselbe durch kein äußeres Widerfahrnis in seinem absolut gesicherten Bestande aufgehoben werden. Im Angesicht des Todes, dem er durch Verleugnung seiner Pflicht sich entziehen konnte, hat ein Sokrates bekannt, daß der sittliche Mensch, wie schweres auch das äußere Geschick ihm auferlege, nie sein Lebensglück verlieren könne. Dem auf das Gute gerichteten Willen, der selbst das einzige Gut ist, kann äußeres Geschehen sein Glück nicht rauben: „Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude, wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.“ Indem aber andrerseits aus der Natur des Menschen, wie wir sie zu zeichnen suchten, folgt, daß die Sittlichkeit der einzige Weg ist, auf dem der einzelne zum Glück gelangt, ist durch dies doppelte Ergebnis zugleich die Wahrheit und der Irrtum der pessimistischen Beurteilung des Lebens aufgedeckt.

Diese Beurteilung ist völlig wahr, soweit sie auf ein Leben ohne Sittlichkeit bezogen wird. Denn über solches Leben ist das vernichtende Gericht gesprochen: „Wenn dir das innere Götterwort wird sprachlos, verblasset auch die äußere Verspürung, was Dich umgiebt, verliert die Verzierung, was von Dir ausgeht, wird nur schnöd und ruchlos. Die Blüte deines Lebens steht geruchlos, was andre leitet, das wird dir Verführung; denn du bist außerhalb des Alls Berührung.“ Von dem Menschen, der ein solches Leben führt, gilt darum in der That, daß es für ihn besser wäre, er wäre nie geboren.

Aber mit welchem Rechte will der Pessimismus alles Leben diesem Urteil unterwerfen! Ist doch nun das andere ebenso gewiß, daß er in jeder Hinsicht Unrecht hat, wenn er von einem Leben gelten will, das von dem Geist der Sittlichkeit getragen wird! Und eben, weil er in dieser Hinsicht Unrecht hat, so ist er nach seinem eigentlichen Grundgedanken schon vom Standpunkt einer rein immanenten Auffassung des Lebens wahrhaft und entscheidend überwunden.

Doch wir sind nicht gewillt, uns auf diesen Standpunkt zu beschränken. Wenn selbst Goethe's Faust, der recht eigentlich darauf gerichtet ist, die sittliche Lebensarbeit als das Mittel zu bezeichnen, einen positiven Wert für das Leben zu gewinnen und

damit die Auffassung des Pessimismus aufzuheben, wenn selbst Goethe's Faust zuletzt die Sphäre der Endlichkeit durchbricht und sich ahnungsvoll zu der Welt des Uebersinnlichen erhebt, ja wenn er gar mit dem Bekenntnis schließt: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis", — so liegt darin in der That ein Fingerzeig, daß die letzte Lösung des Problems noch um vieles tiefer liegt. Wir gehen daher nunmehr über den Standpunkt reiner Immanenz hinaus, indem wir die Folgerungen ziehen, die aus der Anerkennung einer sittlichen Lebensaufgabe sich ergeben.

Drei Folgerungen sind es vornehmlich, die für uns in Frage kommen. Wenn die Aufgabe des Lebens diese ist, die übersinnliche Persönlichkeit im Kampfe mit der sinnlichen zu entwickeln, so kann das Ziel des Lebens doch nicht darin liegen, daß das Uebersinnliche zuletzt vom Sinnlichen verschlungen werde, sondern darin ganz allein, daß jenes, wenn das letztere zusammenbricht, aus dessen Asche verjüngt und frei gemacht sich erhebe. So gewinnen wir aus dem Bewußtsein von dem absoluten Wert der höheren Seite unseres Wesens die Gewißheit ihrer Unvergänglichkeit.

Aber eben dies Bewußtsein von dem einzigartigen Werte der sittlichen Entwicklung nötigt uns, auf einen absoluten Grund der Sittlichkeit zurückzugehen. Denselben in uns selber suchen heißt die Sittlichkeit vernichten, was auch die Phrase von der sonst gesetzten Heteronomie dagegen sage. So erheben wir uns zweitens von der Erfahrung, die wir in uns selber machen, und die wir anders niemals deuten können, zu dem Gedanken Gottes als der absoluten sittlichen Persönlichkeit.

Doch gerade der Gedanke Gottes als der absoluten sittlichen Persönlichkeit läßt uns den Abstand auf das schmerzlichste erkennen, der zwischen unserer thatsächlichen Beschaffenheit und dem Ideal des Sittlichen besteht. Soll dieser Abstand, dessen Wahrheit das Gewissen uns bezeugt, den wir durch eigenes Thun nicht überwinden können, wie auch die am höchsten stehenden erfahren, niemals ausgeglichen werden! So erweckt in uns die Stimme des Gewissens, die unser eigenes Unvermögen uns enthüllt, die Sehnsucht nach der Gnade, die vergebend und versöhnend uns den Frieden schenkt, die heiligend und belebend neue

Geisteskräfte in uns senkt, so daß wir es als eine Gnadenwirkung an uns selbst erfahren: Das alte ist vergangen, und siehe, es ist alles neu geworden.

Mit diesem dreifachen Glauben an Unsterblichkeit, an den lebendigen und persönlichen Gott, an Gottes vergebende und heiligende Gnade haben wir die Linie der bloßen Sittlichkeit als solcher überschritten. Wohl ruft man uns höhnisch zu, daß wir für solchen Glauben keine wissenschaftlichen Beweise haben, daß die Aussagen des Glaubens, so groß ihre subjektive Gewißheit immer sein möge, ohne objektive Geltung seien und darum wissenschaftlich nicht in Frage kommen. Wir lassen die thatsächliche Berechtigung dieser Grenzbestimmung hier auf sich beruhen; wir stellen dafür aber eine Gegenfrage: wenn man nach wissenschaftlichen Beweisen fragt, was bleibt dann von dem ganzen Pessimismus übrig? Darum so sei es denn: es stehe Glaube gegen Glaube; der Glaube an Gottes geistige Persönlichkeit, die im ewigen Selbstbewußtsein sich erfaßt, gegen den Glauben an das Unbewußte; gegen den Glauben an das Nichts der Glaube an das Ziel der ewigen Vollendung.

So stellen wir jenem Glauben unsern Glauben gegenüber und sind dabei der Ueberzeugung, daß der Pessimismus in unserm Glauben seine tiefste Ueberwindung findet. Fassen wir die entscheidenden Momente für diese Ueberwindung jetzt noch einmal kurz zusammen, so hat sie auf zwei Stufen sich vollzogen. Die erste Stufe ist die der reinen Immanenz, wie sie dem natürlichen Bewußtsein wesentlich entspricht. Indem dieses die Sittlichkeit als den Inhalt und das Ziel des Menschenlebens setzt, erkennt es in dem seligen Frieden, zu dem der sittliche gelangt, das Glück, das mit der Tugend immer und notwendig sich verknüpft, und vollzieht damit die Aufhebung des Pessimismus. Aber freilich ist diese Aufhebung noch nicht die letzte und die absolute. Nicht zwar, als ob der sittliche nicht immer und vollkommen glücklich wäre. Aber wo wird der immer und vollkommen sittliche gefunden? Eben deshalb ist der Pessimisnus vom Standpunkt der bloßen Sittlichkeit prinzipiell zwar wahrhaft und entscheidend, thatsächlich aber nur verhältnismäßig und bedingungsweise überwunden. Von diesem Standpunkt könnte

man nur sagen: der Pessimismus ist im Irrtum, soweit das sittliche Prinzip in einem Leben wirksam ist. Aber folgt dann nicht, daß er berechtigt ist, soweit sich jene Vorbedingung nicht erfüllt?

So sind wir durch den Gang der Untersuchung selbst darauf geführt, den Standpunkt der reinen Immanenz zu überschreiten. Nur wenn wir uns über den Kreis des endlichen erheben, werden wir des Pessimismus völlig Herr. Hier erst gewinnt die Wertbestimmung sittlicher Entwicklung, mit der die Ueberwindung des Pessimismus steht und fällt, ihren letzten absoluten Grund. Hier erst erhebt sich von dem dunklen Grunde unserer Mängel das hehre Bild der Gnade, die trotz aller unserer Mängel unserem Geiste Zeugnis giebt, daß wir Gottes Kinder sind. Hier erst ersteht in der Gewißheit jener Unvergänglichkeit, die auch der Nacht des Todes spottet, die auch über Gräber triumphiert, für die Persönlichkeit die Bürgschaft ewiger Vollendung. Hier also erst wird wahrhaft aufgehoben auch die letzte Macht, die von dem Standpunkt reiner Immanenz noch ungebrochen bleibt, die selbst dem höchsten Ernst der bloßen Sittlichkeit noch trotzt, die Macht der Sünde und des Todes. Darum hier erst liegt die tiefste Lösung jener Fragen, die der Pessimismus aufwirft, seine letzte und bedingslose Überwindung.

Aber hat der Pessimismus diese Ueberwindung nicht voraus gesehen? Unter den Pessimisten ist es insbesondere Taubert, der mit viel Behagen gegen die für uns grundlegende Behauptung ankämpft, daß die Tugend Glück begründe. Die Glückseligkeit mit der Tugend verknüpfen heißt nach ihm auf den jüdisch-christlichen Standpunkt zurücksinken, offenbart einen Schachersinn, ist nicht ein Jota besser als die „Pfaffenlehre", welche die Tugend anpreist, um durch sie zeitliche und ewige Güter zu erlangen.

Ich muß darauf verzichten, auf die Widersprüche hinzuweisen, welche die bezügliche Ausführung durchziehen, und die schließlich darin gipfeln, daß der tugendstolze Pessimist nicht umhin kann, mit einer erstaunlichen Naivität auch seinerseits von einem „Lohn" zu reden, den die Tugend gebe, nur daß er ihn in seiner Weise zu bestimmen sucht. Vermutlich ist dabei die Meinung die

daß dem „Pessimisten“ gestattet sei, was den „Pfaffen“ verboten ist. Doch, abgesehen davon, beruhen diese Darlegungen teils auf einer in der That befremdlichen Verwechselung zwischen methaphysischer Selbstaufhebung und sittlicher Selbstverleugnung, teils auf einer thatsächlichen Verdrehung der christlichen Ethik. Ueber das erstere habe ich bereits zuvor gesprochen; was aber das zweite angeht, so sieht die christliche Ethik das Glück oder die Seligkeit nicht als Motiv sondern als die Folge des sittlichen Verhaltens an. Wie aber die Thatsache, daß die Tugend nach einem immanenten Gesetz der menschlichen Natur Glück begründet, notwendig die Reinheit der Gesinnung trüben müßte, ist um so unerfindlicher, als das Glück, um das es sich hier handelt, dem sinnlichen Triebe in jeder Hinsicht widerstreitet. So wird die erhabene Sittlichkeit des Christentums von jenem plumpen Einwurf nicht berührt; derselbe trifft vielmehr ausschließlich eine äußerliche Werkgerechtigkeit, die aber dem Geist des Christentums noch um vieles ferner steht als dem Geist des Pessimismus, insofern sie durch den letzteren wohl erkannt und in ihrer Nichtigkeit durchschaut, durch den ersteren aber bis in ihre Wurzel vernichtet wird.

Der zweite Einwurf richtet sich gegen die Hoffnung auf Unsterblichkeit, das zweite Moment, das für unsere Beweisführung in Frage kam, und zwar entweder gegen diese Hoffnung selbst oder aber gegen den Versuch, in der Aussicht auf Unsterblichkeit die Möglichkeit zu sehen, sich mit dem gegenwärtigen Lebenselend abzufinden.

Soweit dieser Einwurf auf der Auffassung des Ich, wie sie dem Pessimismus eigentümlich ist, sowie weiter auf der Meinung ruht, daß jene Hoffnung die Sittlichkeit zum Lohndienst mache, ist er für uns bereits erledigt. Wenn weiter aus der Analogie der physikalischen Lebensbedingungen gefolgert wird, daß das Leben der Abgeschiedenen auf einem andern Weltkörper gleichfalls voller Elend sein müsse, so gilt hier zunächst das Wort, mit welchem Jesus den Auferstehungsleugnern seiner Zeit entgegentrat (Matthäus 22, 29 ff.); im übrigen ist dieser Schluß auch an sich für uns unhaltbar, weil wir selbst für unsere Erde in der Beurteilung des Lebens und des Lebenswertes von dem Pessimismus völlig abweichen. Ebenso wenig kann der weitere Ge-

sichtspunkt auf uns Eindruck machen, der aus der unseligen Beschaffenheit des Willens schließt, daß jedes Leben, das in der Form des Willens sich verwirklicht, zur Unseligkeit verurteilt sei. Mag der Wille in der sittlich ungeordneten Persönlichkeit alle jene Züge ruhelosen und friedelosen Strebens und Begehrens an sich tragen: wo das sittliche Prinzip für ein Leben sich zur Geltung bringt, da hat der Wille ernste Selbstbeschränkung und volle Stetigkeit gewonnen, da hat er sich von jenem Kainsfluch befreit. Und vollends für das Leben jener Welt, in der der Wille der verklärten und geheiligten Persönlichkeit ohne Rückschritt, ja ohne Unterbrechung auf das Gute und das Göttliche gerichtet bleibt, wo kein Reiz der Sinnlichkeit den Willen täuscht, wo kein äußeres Hemmnis ihm zu überwinden bleibt, da ist alles ruhelose Streben und Begehren ungesetzt in dem einen Trieb fortschreitender Entwicklung, die, weil niemals unterbrochen, tiefste Selbstbefriedigung und vollste Seligkeit begründen muß.

Der dritte Einwurf endlich gilt dem Gedanken Gottes als der absoluten geistigen Persönlichkeit und damit dem für uns entscheidenden Gedanken. Der Pessimismus leugnet Gottes geistige Persönlichkeit, weil, wenn in Gott Bewußtsein wäre, das Dasein der Welt nicht nur ein Wahnsinn, sondern auch ein unentschuldbares Verbrechen sein würde. Diesem Grund brauchen wir nicht näher zu treten, weil er auf Voraussetzungen ruht, welche wir nicht teilen, und die wir als unhaltbar zu erweisen suchten.

Aber nun kommt ein Grund von wahrhaft überwältigendem Gewicht: der Pessimismus hat entdeckt, daß der christliche Gottesbegriff mit dem „modernen Bewußtsein" unverträglich sei. „Die modere Bildung läßt sich nur noch einen der Welt immanenten Gott gefallen, aber sie protestiert gegen jeden Transzendenten." O die Erhabenheit moderner Bildung! Den lebendigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, läßt sie sich in ihrer Weisheit nicht gefallen; aber wenn ein Philosoph es ihr verbürgt, so läßt sie sich gefallen „jenen blinden Willen", welcher „die Dummheit begeht", die Welt zu schaffen. Gewiß, es ist unmöglich, solcher Weisheit gegenüber an die Worte des Apostels nicht zu denken: Da sie sich für weise hielten, sind sie thöricht geworden.

Aber wie steht es mit dem Einwurf selbst? Ebenso wie mit jenem früheren, der sich auf die christliche Sittlichkeit bezog, ja wie fast ausnahmslos mit jedem Urteil, das der Pessimismus über das Christentum zu Tage fördert, daß er dem Thatbestand desselben nicht gerecht wird. Denn zwar steht der Gott der Offenbarung als geistige Persönlichkeit über der Weltentwickelung, unendlich über sie erhaben; aber ebenso gewiß ist doch das andere, daß er zugleich mit der Fülle seines Geistes aller Weltentwickelung gegenwärtig ist: Denn in ihm leben, weben und sind wir, und wir sind göttlichen Geschlechtes. Nehmen wir hinzu, daß andererseits das All-Einige Unbewußte nicht nur immanent sondern auch transzendent gedacht ist, da der Weltprozeß nicht ewig sein, sondern in der Zeit verlaufen soll, so werden wir die Zuversicht zu würdigen wissen, mit welcher Hartmann im Namen der „modernen Bildung" gegen den Gedanken des persönlichen Gottes protestiert.

Unbekümmert um den Protest des Philosophen stellen wir uns nunmehr voll und ganz auf den Boden jenes Evangeliums, in welchem der lebendige Gott sich offenbart. Von hieraus stellen wir dem Todeswehen, das der Pessimismus über die Welt zu breiten sucht, das Leben gegenüber, das, aus Gott geboren, ewig ist. Von hieraus sehen wir, daß von diesem Leben, wo es in einem Menschenherzen wahrhaft Wohnung macht, auch das an sich vergängliche verklärt und über die bloße Nichtigkeit hinausgehoben wird. Von hieraus steigen wir empor von dem undenkbaren Gedanken jenes „dummen Willens" und willenlosen Unbewußten zu dem lebendigen und heiligen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, von dem Leid des Lebens, vor allem von dem wehevollen Schuldgefühl der eigenen Brust zu dem Kreuz auf Golgatha, zu dem einen Mittler zwischen Gott und Menschen, von dem grauenvollen Nichts und von des Todes ernstem Angesicht zu dem offenen Grab des Lebensfürsten und zu den Stätten ewiger Vollendung. Von hieraus zeugen wir gegenüber dem Zeugnis pessimistischer Verzweiflung oder im besten Falle pessimistischer Resignation von dem Frieden und der Freude, von der seligen, siegesstarken Hoffnung aller Gotteskinder. Von hieraus halten wir uns gegenüber dem, was nach Abzug alles diesen dann noch

übrig bleibt von Thränensaat auf dieser Erde, an die Worte des Apostels, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und daß die Leiden dieser Zeit der Herrlichkeit nicht wert seien, die an uns soll offenbar werden. Mit einem Wort, dem Pessimismus stellen wir das Evangelium gegenüber, und nicht wir, doch das Evangelium muß siegen. Denn unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Der Pessimismus selbst, der von der „Selbstzersetzung des Christentums' phantasiert, muß diesen Sieg, in diesem Falle wirklich unbewußt, verkünden. Er zeigt die Nichtigkeit des Kreatürlichen als solchen, das heißt, soweit dasselbe sich nicht zu einem ewigen Gehalt erhoben hat: das ist seine Wahrheit. So vollzieht er ein vernichtendes Gericht über alle bloße Endlichkeit des Menschenstrebens. Er stürzt die Götzenbilder alle, in denen der geschaffene Geist, auch in unserer Zeit, im letzten Grund sich selbst vergöttert. Indem er an die leer gewordene Stelle nichts setzt als das Nichts, wird er wider Willen zum Propheten.

Wenn das Endliche als solches nichts ist, und wenn das Nichts doch nicht der Inhalt und das Endziel unseres Lebens sein kann, so gilt es denn, das ewige zu ergreifen. Indem der Pessimismus uns das Sichtbare zertrümmert, weist er uns an das Unsichtbare, mahnt uns zu ernster Selbstbesinnung und läßt uns nur die Wahl, uns zu entscheiden für das Nichts oder den Anker unseres Lebens in die Welt des übersinnlichen und ewigen auszuwerfen.

Die Menschheit, in der Endlichkeit bloß irdischer Kulturbestrebung, gleicht dem gefesselten Prometheus. Da naht ihr mit gottgewollter, innerer Notwendigkeit das pessimistische Bewußtsein. Nicht, daß der Pessimismus ihre Wunden heilen könnte. Schon der alte Mythos hat prophetisch ahnungsvoll gekündet, woher der Menschheit die Erlösung kommt. Nicht der Adler, wenn auch Zeusgesandt, doch erdgeboren wie die Menschheit selbst, bringt dem gequälten Helden die Befreiung, sondern Herakles, der Göttersohn. Nicht der Pessimismus bringt den Frieden; er vertieft nur noch die innere Entzweiung. So kann er das Verlangen nach dem Frieden wecken. Der große Friedebringer aber ist der Gottessohn; er kann allein der Menschheit Fesseln lösen. Wer ihn zum

Führer nahm, der hat, was an dem Pessimismus wahr ist, in sich aufgenommen, was an ihm falsch ist, überwunden. Wer ihn zum Führer nahm, dem ward das „Vergängliche zum Gleichnis". Nicht als ein Fremdling zwar, als ein Bürger lebt er in der Welt, voll und ganz in ihren Dienst gestellt, nichts menschliches sich fremd erachtend; doch das Auge seines Geistes dringt hinaus über diese Welt in ungemessene Weiten. Denn über seines Lebens wechselvollem Lauf wie über seines Grabes dunkler Nacht schaut er das Ziel der Unvergänglichkeit, schaut er das Siegel ewiger Vollendung.



Emil Kohr, Kaiserslautern.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XV. Heft 2.

Die feste Burg

der evangelischen Kirche.

Von

Pfarrer Lic. K. Hackenschmidt.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1890.

Die feste Burg der evangelischen Kirche.

Als im Spätsommer 1860 der Telegraph uns die erstaunliche Kunde brachte, die päpstlichen Truppen seien bei Castelfidardo geschlagen worden und der Kirchenstaat vom sardinischen Heere besetzt, meinten viele, nun werde es mit der päpstlichen Macht schnell zu Ende gehen, und wer daran zu zweifeln wagte, vielleicht sogar die Befürchtung äußerte, der Papst möge an geistlicher Gewalt gewinnen, was er an weltlicher Herrschaft verloren hatte, konnte sich auf Spott gefaßt machen. Und als zehn Jahre später der Kanonendonner von Wörth das vatikanische Konzil auseinanderstäubte, als auch die Stadt Rom dem Papste entrissen wurde, als der Krieg, den hauptsächlich der katholische Fanatismus der französischen Kaiserin hervorgerufen hatte, zu Frankreichs Ungunsten ausfiel und ein evangelischer Fürst die deutsche Kaiserkrone auf sein ruhmreiches Haupt setzte, als endlich der Staat, der durch eine Kette der wunderbarsten Erfolge an die Spitze Deutschlands gestellt worden war, seine ganze Kraft in den Kampf wider die Hierarchie einsetzte, und sich im Schoß der katholischen Kirche selber eine antipäpstliche Partei erhob, da sahen viele den Sturz des Papsttums in nächster Nähe. Es gab freilich auch damals bedenkliche Leute, welche meinten, Roms Machtstellung sei eine Glaubens- und Gewissenssache für die Katholiken und auf diesem Gebiete lasse sich mit Polizeimaßregeln nichts erreichen. Aber wer achtete auf solche „beschränkte" Urteile? Nun, die Ereignisse der letzten Jahre haben sie im Vollmaß gerechtfertigt. Der große Staatsmann, der nur ein Ziel hatte und kannte, nämlich Deutschlands Einheit und Machtstellung in Europa, und dem alles andere nur Mittel zu diesem Zweck war, fand es für vorteilhaft mit der Kurie Frieden zu schließen; die Volksvertretung, des aussichtslosen Kampfes müde,

stimmte bei, und wie groß, wie mächtig, wie anspruchsvoll und hoffnungskühn ist Rom aus diesem Kampfe hervorgegangen, bereit und begierig die Waffen, die sich im Kampf wider den protestantischen Staat bewährt hatten, nun auch wider die protestantische Kirche zu kehren.

Ein Schrecken ist durch die evangelische Christenheit deutscher Zunge gegangen, und wahrlich nicht ohne Grund, denn unsere Lage ist eine hochernste. Wir haben vieles erlebt, wir können noch mehr erleben. Es kann geschehen, daß die wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Angriffe der katholischen Presse auf die Reformatoren und die Reformation, daß die Wirksamkeit der Orden, die sich wie Keile in die protestantischen Bevölkerungen hineinschieben, Erfolg haben und die Zahl der Übertritte sich mehrt. Vielleicht hören wir bald von großartigen Gründungen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens, sehen wir Jesuitenschüler, wenn nicht Jesuiten selber, in hohe staatliche Stellungen dringen. Und kommt es, wie es durchaus nicht unwahrscheinlich ist, zu der großen sozialen Revolution, dann hat ja Rom die Wahl: entweder wirft es sich zum Retter der bedrohten Gesellschaft auf und ladet die um ihre Kronen bange Fürsten ein sich auf den Felsen Petri zu flüchten, oder es entfaltet die Fahne der „Freiheit" und stellt sich an die Spitze der empörten Volksklassen. Daß sich die katholische Kirche, wenn es ihr Interesse ist, auch mit der roten Demokratie verbinden kann, das hat die Pariser Revolution von 1848 bewiesen und beweisen tagtäglich die Vorgänge in Irland.

Der Friedensschluß zwischen Staat und Kirche hat innerhalb des Protestantismus zweierlei Bewegungen hervorgerufen. Im Norden trat man an die Regierung heran mit dem Anspruch, daß der evangelischen Kirche eine größere Selbständigkeit eingeräumt werde. Seltsam! Dieselben kirchlichen Parteien, die vor noch nicht langer Zeit für die engste Verbindung zwischen Staat und Kirche stritten, eifern nun für Freiheit der Kirche!*) Nun mögen sie damals unrecht gehabt, und jetzt recht haben, ich fürchte auf dem Gebiete der Organisation wird die römische Kirche der evangelischen stets voraus sein. In Mitteldeutschland und im Süden macht der evangelische Bund große Fortschritte. Er hat zweifelsohne das Verdienst, das

*) In diesem Stücke weichen wir von dem Herrn Verfasser ab. A. d. L.

protestantische Bewußtsein in weiten Kreisen geweckt zu haben. Aber ist es genug zu wissen, daß wir kämpfen müssen? Für was sollen wir kämpfen? das ist die Frage, die erwogen werden will. Wollen wir erfolgreich in den Streit gehen, so müssen wir ein Panier haben, das über uns weht, ein Band, das uns umschlingt. Es muß eine Überzeugung in unsern Herzen leben, die uns gefeit macht wider alle Lockungen und Drohungen Roms. Die evangelische Kirche muß nach unserm Dafürhalten eine Wahrheit in ihrem Schoße bewahren, die über alle Angriffe erhaben, und zugleich wert ist, daß man Gut und Blut dran setzt. Sie muß ein Kleinod besitzen, das mehr wert ist, als alle Schätze Roms, ein Palladium, durch das sie unüberwindlich ist, ein Heiligtum, das ihr die gnadenreiche Gegenwart Gottes verbürgt, eine feste Burg, die allen Anstürmen trotzt und sie zu dem Triumphlied berechtigt: Wir fürchten uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken! Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben, denn Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben! Darnach zu forschen ist der Gegenstand der folgenden Blätter.

* * *

I.

Die Reformation war zwar eine große, aber auch eine verhängnisvolle That. Sie hat einen klaffenden Riß durch die abendländische Christenheit gezogen, der störend bis in das Innerste der Familien hineindringt. Sie hat — allerdings ohne ihre Schuld — die blutigsten Kriege im Gefolge gehabt. Ihr entspringen jetzt noch — freilich auch nur mittelbar — für das staatliche Zusammenleben zahllose Schwierigkeiten. Welchen Vorzug hat die Kirche der Reformation, daß wir das alles getrosten Herzens verschmerzen? Welches ist ihr hohes Erbgut, um dessetwillen wir sie im Herzen tragen und uns der Reformation freuen, trotz allen Übelständen, die die Trennung bis auf diesen Tag nach sich führt? Wozu lange fragen? ruft man mir zu, Freiheit ist das edle Kleinod unserer Kirche! Gewiß ja, für die Freiheit eines Christenmenschen hat Luther das Schwert des Geistes geschwungen, aber — ich fürchte er verstand unter Freiheit etwas anderes, etwas viel anderes, als der moderne Zeit-

geist darunter versteht. Für die Reformatoren war die Freiheit etwas Positives, das Vorrecht nämlich des Christen, ohne menschliche Vermittlung mit Gott zu verkehren. So redeten auch damals Adelige, Städte und Zünfte von ihren Libertäten, sie meinten damit ihre verbrieften Rechte und Privilegien. Heute nennt man Freiheit etwas Negatives, die Befreiung von Zwang und Knechtschaft, Gewissensfreiheit, Rede- und Preßfreiheit, Freiheit der Wissenschaft, Gewerbefreiheit u. s. w., das sind gewiß schätzenswerte Dinge, sie sind unter dem Schutz des Protestantismus erblüht, aber das Reformationszeitalter wußte von solchen Freiheiten nichts, das Bestehen derselben ist nicht durch das Dasein der evangelischen Kirche bedingt, im Gegenteil, wenn es gar keine Kirche gäbe, so wäre diese Art „Freiheit" noch viel größer. Die Freiheitsmänner in Paris sind ganz konsequent, wenn sie der evangelischen Kirche denselben Haß widmen, wie der römischen.

Oder hat vielleicht unser Bekenntnis das für sich, daß es vernünftiger ist als das katholische? Einem oberflächlichen Beurteiler kommt freilich das meiste, was er von der katholischen Glaubenslehre hört und von ihren Zeremonien sieht, absurd vor. Aber das ist nur der Schein, der katholische Apologet weiß alles zurechtzulegen und zu erklären. Während die evangelische Glaubenslehre an dem Satze festhält, daß das Evangelium dem natürlichen Denken eine Thorheit ist, räumt ja die katholische der Vernunft den größten Spielraum ein. „Man muß nichts glauben, was gegen evidentes Wissen ist", sagt Heinrich, der berühmte Mainzer Dogmatiker, und das Vatikanum verdammt ausdrücklich die, welche zwischen Offenbarung und Vernunft einen Widerspruch annehmen. Das katholische Lehrgebäude ist ein Meisterwerk logischen Denkens. Die katholischen Lehrbücher der Dogmatik von Scheeben, Simar u. a. a., setzen bei den Studierenden nicht weniger Scharfsinn voraus, als die evangelischen Werke gleicher Art. Es ist naiver protestantischer Eigendünkel, wenn man meint, Verstand und Geist seien ein Privilegium des Protestantismus, wie es im Kulturkampf ein naives Unternehmen war, durch das sogenannte „Kulturexamen", d. h. durch die Beförderung von allgemeinem Wissen und allgemeiner Bildung den Ultramontanismus schädigen zu wollen. Der Verlauf jenes Kampfes hat zur Genüge bewiesen, daß manche

Katholiken etwas „früher aufgestanden" waren, als ihre protestantischen Gegner.

Oder wollen wir Geistigkeit als den Vorzug unseres Bekenntnisses rühmen? Allerdings macht die römische Kirche mit ihrem Formel- und Zermonienwesen den Eindruck einer traurigen Veräußerlichung des Christentums, und bei unzähligen katholischen Christen mag der geistige Gehalt ihrer Religion nicht über dem des Budhismus stehen. Aber das ist nicht notwendig und überall so. Wer wollte läugnen, daß es Katholiken gibt, deren Frömmigkeit mächtige Schwingen regt? Die katholische Kirche ist eine reiche Kirche, nicht bloß was das Irdische betrifft, sondern auch in Bezug auf die Mittel die Seelen zu gewinnen und festzuhalten. Für die kindische Volksmenge hat sie Rosenkränze, Wallfahrten, Herz-Jesu-Spielereien und Heiligengebeine, alles, was eine niedere Phantasie anspricht und rohe religiöse Bedürfnisse befriedigt. Höheren Geistern eröffnet sie großartige Aussichten auf ein theokratisches Weltreich; zartere Gemüter führt sie ein in das geheimnisvolle Halbdunkel ihrer Mystik, in Meister Eckhardts tiefsinnige Spekulationen, in Fénelons liebeglühende Meditationen. Die „Nachfolge Christi," von Thomas a Kempis, welche viele evangelische Christen als den reinsten und edelsten Ausdruck der christlichen Frömmigkeit verehren, ist das Lieblings- und Übungsbuch des Jesuitenordens!

Längst vor Luther waren Männer aufgetreten, die die Verweltlichung der Kirche dadurch bekämpften, daß sie die Liebe zum Göttlichen, die Vereinigung der Seele mit Christo, die Tugenden der Geduld und der Demut in erhebenden Worten priesen. Sie haben Anhänger und Verehrer gefunden, und vielleicht Orden gegründet, aber die Kirche im großen und ganzen blieb, was sie war. Später hatten die Humanisten auf die Lehren und Gebräuche der Kirche die Lauge ihres Spottes gegossen, über die trägen Priester und unwissenden Mönche die Geißel geschwungen, aber ihre Angriffe ließen das Volk gleichgiltig und nahmen den Prälaten nichts von ihrer Macht, den Klöstern nichts von ihren Einkünften. Wir erleben ja ähnliches noch heute. Wo ist die katholische Kirche mehr Gegenstand des Spottes als in Frankreich? und doch ist und bleibt Frankreich ein katholisches Land! In Spanien bringen die illustrierten Blätter Spottbilder über die Sitten des Klerus, die bei uns alsobald alle

Donner des §. 166 herabziehen würden, die Spanier belachen sie und gehen ruhig zur Messe. Seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts gieng durch die ganze abendländische Christenheit ein Ruf nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Große Konzilien setzten sie auf ihre Tagesordnung, mächtige Fürsten versuchten die Hand ans Werk zu legen, Volksredner wie Geiler von Kaisersberg deckten schonungslos die Schäden der Kirche auf, — alles umsonst! Warum gelang einem armen Mönche, was so viele große Geister vergeblich erstrebt hatten? Und unter den widrigsten Umständen gelang es ihm. Er hatte Gegner, die ihm an scholastischem Wissen überlegen waren, Mitarbeiter, die ihn entweder zu überflügeln suchten oder seinem hohen Flug nicht nachkamen, Gönner, denen es an Mut oder an Takt fehlte. Ohne Überlegung hatte er angefangen, planlos schritt er fort. Ein gemeinsames Vorgehen der Reformatoren stieß auf die größten Schwierigkeiten, und bald traten zwischen ihnen die größten Zerwürfnisse ein. Und dennoch Sieg! Und warum Sieg? Einfach, weil Luther unter dem tausendjährigen Schutt menschlicher Satzungen eine Quelle aufzudecken vermocht hatte, die sich wie ein mächtiger Strom neuen Lebens in die Christenheit ergoß, weil er eine längstvergessene Lehre wieder hervorhob, die sich gewaltig Bahn brach, zuerst in seinem Herzen, dann im Herzen des deutschen Volkes, eine Lehre durch die er, ohne es beabsichtigt zu haben, der christlichen Erkenntnis eine ganz neue Gestalt gab, mit welcher er die ehernen Thore der römischen Gewaltherrschaft aus den Angeln hob und mit einem Schlag eine ganze Menge Mißbräuche wegkehrte, unter welchen man seit Jahrhunderten ratlos geseufzt hatte. Das war, kurz gesagt, die Lehre vom rechtfertigenden Glauben.

II.

Der große katholische Theologe Kardinal Bellarmin trifft den Nagel auf den Kopf wenn er sagt: „Die Heretiker (d. h. wir evang. Christen) setzen den Glauben in den Willen, die Katholiken dagegen lehren, daß er seinen Sitz im Verstand habe.“ Das heißt bündig und richtig den Punkt bezeichnen, von welchem aus die beiden christlichen Bekenntnisse in zwei so entgegengesetzte Richtungen auseinandergehen. Unter den Sätzen Luthers, die die Sorbonne verdammte, befindet sich auch der, daß der Glaube Herzenssache sei.

Nein! entgegnen die katholischen Theologen, der Glaube ist Verstandessache. Auf die Frage, was unter Glauben zu denken sei, antwortet der römische Katechismus: „Glauben ist das, wodurch wir unbedingt für wahr halten, was von Gott geoffenbart ist," oder auch: „Glaube ist die gewisse Zustimmung unseres Geistes, zu dem seine Geheimnisse enthüllenden Gott." So lehrt das Tridentinische Konzil, so alle Dogmatiker, so zuletzt noch das Vatikanische Konzil: „Der Glaube ist die völlige Unterwerfung des Geistes unter die göttliche Auktorität, die göttlich bewirkte Zustimmung zu dem, was Gott zu glauben befiehlt, und weil er es befiehlt", — also ein Erkenntnisakt, aber ein solcher, zu dem der Mensch nicht durch die dem Gegenstand der Erkenntnis anhaftende Wahrscheinlichkeit bestimmt wird, sondern zu dem er sich selbst bestimmt, weil ihm die Sache von einer Auktorität verbürgt wird, an deren Göttlichkeit er nicht zweifeln kann.

Nun begreifen wir das Entsetzen, das den Katholiken ergreift, wenn er von unserer Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben hört. Wie! um selig zu werden sollte genügen, daß man dem Satze zustimme: Christus hat für mich genug gethan am Kreuze? Der Verstandesschluß: Für die Sünder ist Christus gestorben, ich bin ein Sünder, also ist er auch für mich gestorben! würde vor Gott gerecht machen? Unerhörter Wahn! Schrecklichste aller Verirrungen! Wohl ist der Glaube etwas Großes, eine übernatürliche Tugend, ein Verdienst, ein Gnadenwerk, eine wichtige Bedingung des Heils! Der Glaube ist, wie das Tridentinum sagt, der erste Schritt auf der rechten Bahn, das Fundament, der Anfang des Christentums, die Wurzel und Quelle aller Frömmigkeit. Aber der Glaube genügt nicht. Man kann ja glauben, und doch ohne Liebe zu Gott sein; man kann in Todsünden leben, und doch glauben! Seligmachend ist der Glaube nur in Verbindung mit den von Gott geforderten Werken der Frömmigkeit. Wir sollen ja nicht bloß unsern Verstand, wir sollen unsern Willen, unser Herz, unser ganzes Leben Gott unterwerfen, dazu setzt uns der Glaube in Stand, und erst wenn wir das thun, gewinnt der Glaube Inhalt und Wert; ohne die Werke ist er eine bloße Form, eine leere Hülle und Schale. So lehrt die katholische Kirche, und angenommen, daß der Glaube ein Fürwahrhalten ist, läßt sich gegen diese Schlußfolgerungen nichts einwenden.

Dann können wir aber auch der Lehre von der Kirche unsern Beifall nicht versagen, die im Katholizismus eine so große Rolle spielt.

Ist der Glaube die Zustimmung der Vernunft zu den Lehren der Offenbarung, so muß eine göttliche Lehrauktorität vorhanden sein, die sich der Vernunft aufdrängt, eine Auktorität die dem Menschen den Schluß nahe legt: Hier muß ich glauben, das ist die Stimme der Wahrheit, es wäre unvernünftig von mir, wollte ich hier mich ablehnend verhalten. Denn mit Recht schätzt der Mensch seinen Verstand und begehrt Gründe zu hören, wenn man ihm zumutet etwas anzunehmen was sein Verstand nicht faßt. Er will gern das Opfer seines Verstandes bringen, aber er muß wissen warum, es muß ein vernünftiges Opfer sein. Nun, wo finden wir eine solche Verbürgung der Wahrheit? Die heilige Schrift entspricht diesen Forderungen nicht. Denn woher wissen wir erstens, daß diese so und soviel Bücher, die man als Altes und Neues Testament gesammelt hat, Gottes Wort sind? Ja, wenn die Propheten und Apostel ihre Lehren auf eine große Felsenwand geschrieben hätten, wo sie jedermann lesen und verstehen könnte, und so daß jeder Zweifel an der Ächtheit derselben ausgeschlossen wäre, dann könnte man sich allenfalls zufrieden geben. Aber so haben sie auf Pergament in einer uns fremden Sprache geschrieben, die Originalien sind längst verloren, und wir müssen es auf das Zeugnis anderer hin glauben, daß wir hier göttliche Schriften vor uns haben. Wenn wir sodann diese heiligen Bücher aufschlagen, so suchen wir vergeblich nach einer klaren, vollständigen Formulierung dessen was wir glauben sollen. Im Gegenteil, wir stoßen auf Rätsel, auf Widersprüche, die eher Zweifel in uns erregen als Glauben. Die Bibel ist ein viel zu unsicherer Grund, als daß ein einfacher Christ darauf seinen Glauben bauen könnte. Die Kirche ist die wahre, allein zuverlässige Lehrerin des Glaubens. Wer sie unbefangen betrachtet, in ihrer Ausdehnung über die ganze Erde, in ihrer Fortdauer durch alle Jahrhunderte, im Glanz ihrer Erscheinung, im Schmuck ihrer Einheit und Heiligkeit, der muß in ihr eine göttliche Stiftung erkennen, und ihr voll Ehrfurcht und Vertrauen nahen. Was ist glaubwürdiger als eine solche Kirche? Nun, in diese Kirche hat Gott den Schatz seiner Wahrheit niedergelegt. In ihr wurde die geoffenbarte Wahrheit unversehrt bewahrt und durch hiezu von Gott bestellte Organe von

Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. In ihr wirkt der hl. Geist und erschließt den in Konzilien beratend versammelten Bischöfen neue Seiten der Wahrheit. Und damit sich ja keine Unwahrheit in die Kirche einschleiche noch eine Wahrheit dunkel und ungewiß bleibe, ist der Kirche das unfehlbare Lehramt des Papstes gegeben, das in allen schwierigen Fällen eine allgemeingültige und unabänderliche Lehrentscheidung trifft. So hat Gott dafür gesorgt den Glauben glaubhaft zu machen und vor aller Welt die Göttlichkeit der christlichen Lehre zu verbürgen, so daß vernünftigerweise kein Mensch an der Wahrheit derselben zweifeln kann. Nur der böse Wille beharrt solchen Zeugnissen gegenüber im Unglauben, deswegen ist es durchaus gestattet gegen die Ungläubigen Gewalt zu brauchen, um ihren unvernünftigen Widerstand zu brechen.

So setzt der Glaube eine Kirche voraus wie sie in der römisch-katholischen Kirche verwirklicht ist. Aber der Glaube ist nur eine Seite der christlichen Frömmigkeit. Der Mensch soll Gottes Willen thun. Dazu muß eine gesetzgeberische Behörde vorhanden sein, die dem Menschen an Gottes statt befiehlt wie er leben soll. Die Kirche mit ihren Vorgesetzten ist das Reich Gottes auf Erden, der Kirche unterthan sein heißt Gott gehorchen. Der Mensch sündigt. Für diesen Fall muß eine richterliche Behörde da sein, die seine Vergehen untersucht und ihm die Bußwerke auferlegt, durch welche er seine Übertretung sühnt und Gottes Gunst wiedergewinnt. Der Mensch bleibt hinter Gottes Forderungen zurück. Darf er trotzdem auf den himmlischen Lohn hoffen? Ja, denn die Kirche verbürgt ihm das endliche Heil, indem sie aus ihrem Schatze ersetzt was ihm an Verdiensten abgeht.

Um zum rechten Glauben zu gelangen, Gottes Gebote zu erfüllen und das ewige Leben zu erwerben braucht der schwache, zum Guten untüchtige Mensch des Beistandes der göttlichen Gnade. Die Gnade ist eine übernatürliche Kraft, die sich mit den natürlichen Kräften des Menschen verbindet, sie reinigt und erhöht und so im Menschen gute Triebe und Gesinnungen hervorruft. Wo fließt aber die Quelle der göttlichen Gnade? Wiederum nirgends anders als in der Kirche. Die Sakramente der Kirche, ihre Benediktionen, ihre Andachtsübungen, ihr unblutiges Opfer, sind ebensoviel Kanäle vermittelst welcher sich in geheimnisvoller Weise die göttliche Gnade

den Menschen mitteilt. Ja die Kirche selber ist nichts anderes als das große Mittel zur Entsündigung und Vergöttlichung der Menschheit, insbesondere vermöge der beständigen Gegenwart des verklärten Leibes Jesu in der Eucharistie. Gottheit und Menschheit sind in ihr zu einem mystischen Leibe vereinigt; unablässig entströmen ihr unter sinnlichen Zeichen himmlische Kräfte, und alles was in ihren Bereich kommt wird damit in das göttliche Wesen erhoben.

So hängt im katholischen Lehrsystem ein Glied am andern, und die katholische Theologie kennt keine andere Aufgabe als die Glieder dieser Kette immer fester und enger aneinanderzuschmieden. Mit eherner Konsequenz wird man von einem Dogma zum andern fortgetrieben, ohne daß ein Entrinnen möglich ist, weder zur Rechten noch zur Linken. Und wenn wir erwägen, daß für jeden dieser Sätze die Kirche die Überlieferung von Jahrtausenden für sich hat, daß manche dieser Anschauungen bis in die nachapostolische Zeit hinaufragen, daß Millionen und Millionen sich dazu bekennen, so begreift sich der zauberhafte Eindruck, den die römische Lehre auf empfängliche Gemüter macht, und die Wehrlosigkeit, mit welcher ihr die gegenüberstehen, deren ganze Christlichkeit in ein paar aufklärerischen Phrasen besteht. Ich sehe nicht ein, wie man sich diesen Schlußfolgerungen entziehen kann, sobald man die Anschauung teilt, die dem ganzen großartigen System zu Grunde liegt, nämlich daß der Glaube Zustimmung des Verstandes zu einer göttlich beglaubigten Lehre ist.

III.

Aber ist das der Glaube wie die heilige Schrift ihn preist? Freilich redet auch der Apostel Paulus von einem Glauben, der ohne Liebe ist (1. Kor. 13, 2) und Jakobus (2, 19) von einem Glauben, den der Mensch mit den Teufeln gemein hat. Aber dort heißt glauben soviel wie Selbstvertrauen, und hier ist der wertlose tote Glaube gemeint. Freilich mag es Stellen geben, wo der Glaube als ein bloßer Akt der Erkenntnis gedeutet werden kann, wie z. B. Hebr. 11, 3, aber wie weit geht sonst der biblische Begriff des Glaubens über diese enge Bestimmung hinaus! Treten wir in die Galerie der Glaubenshelden, welche uns das eben angezogene Kapitel des Hebräerbriefs vorführt. Wenn Abraham im Glauben das Land

seines Ursprungs verließ, wenn er durch den Glauben den Sohn, den Erben der Verheißung zu opfern bereit war, wenn Moses im Glauben dem König Trotz bot, heißt hier Glauben nicht klar und deutlich Vertrauen auf Gott, auf sein Wort und seinen Beistand, feste Gewißheit daß Gott kein Ding unmöglich ist, und wie wäre dem Abraham sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet worden, wenn er nicht eine große That, die That seines Lebens, das Ergebnis einer manneskühnen Zusammenraffung aller seiner Seelenkräfte gewesen wäre? Wenn Jesaja im Hinweis auf den Grundstein, den Gott in Zion legen will, ausruft: Wer glaubt, fleucht nicht (28, 16), oder Habakuk im Blick auf die Verheißung die endlich doch gewiß eintreffen wird, zumAusharren ermahnt, und die Versicherung gibt: Der Gerechte wird seines Glaubens leben! ist da Glaube etwas anderes als getroster Mut und beharrliches Warten? Oder man denke an den Vater jenes besessenen Jünglings, dem Jesus sagt: Wenn du könntest glauben, alle Dinge sind möglich dem der da glaubt! und der unter Thränen erwiedert: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben! — oder an die Kananäerin, die sich weder durch Jesu kränkendes Schweigen, noch durch dessen schroffes Abweisen davon abbringen läßt, bei Jesu Hilfe zu suchen, und der Jesus zuletzt das Lob erteilt: O Weib, dein Glauben ist groß! wäre wirklich hier Glauben nur eine Kopfsache und Gedankenarbeit? Es heißt: Fürchte dich nicht, glaube nur (Mc. 5, 36)! Der Glaube ist also das Gegenteil von Furcht. „Wir sind nicht von denen die da weichen und verdammt werden, sondern von denen die da glauben und die Seele erretten (Hebr. 10, 39).“ Glauben ist also das Widerspiel von feigem Zurückweichen! Doch wozu Stellen anhäufen? Wo wir hinblicken, überall heißt Glauben doch wahrlich nicht bloß auf Grund der Offenbarung von Gottes Macht und des Heilandes Liebe Kenntnis haben, sondern dieser Macht und Liebe vertrauen, mit Herz und Gemüt sich darauf gründen, sie erfassen, sie sich aneignen und demgemäß handeln. Glaube kommt von Laube, Laube ist ein gedeckter Ort, an welchen man sich flüchtet vor Regenguß und Sonnenbrand. Glauben heißt „gelauben“, das heißt unter Gottes Flügel Schutz suchen, wider Zweifel und Furcht Gottes Wort als Decke und Mauer um sich haben, Gottes und seiner Verheißung gewiß und froh sein.

Diese Auffassung vom Glauben war es, die langsam dämmernd in Luthers Gemüt aufgieng, seitdem ein unbekannter alter Klosterbruder ihm, dem vergeblich nach Frieden des Gewissens Ringenden, zurief: es stehe ja im Symbolum: Credo, ich glaube eine Vergebung der Sünden, bis sie zuletzt die Sonne seines Lebens wurde. Schon in der Predigt die er (nach Kolde) im Jahr 1512 für den Propst von Leitzken schrieb, in dem ersten Werk seiner Feder, das uns aufbewahrt worden ist, redet er vom Glauben, wie es die Kirche schon lange nicht mehr gehört hatte. Über die fleischlichen Lüste, die am Verderben der Kirche Schuld sind, gibt es einen Sieg, das ist der Glaube. Denn der Glaube zieht Christum herab, und wenn Christus gegenwärtig ist, so ist nichts unüberwindlich. Der Glaube erlangt was das Gesetz verordnet, wie Augustin sagt. Weil aber der Glaube aus dem Wort kommt, so ist das Erste und Letzte, daß uns das Evangelium wieder lieb werde. Sehr merkwürdig ist die kurze Predigt die Luther im Februar 1517 am Tage von Mariä Reinigung hielt (E. A. I, 202 2c.). Hier bricht der Deutsche durch: das Mönchslatein wird jeden Augenblick durch deutsche Ausrufungen unterbrochen; und der Kritiker: er führt das Fest auf einen heidnischen Ursprung zurück; und der Reformator: bestimmt und klar wird ausgesprochen, daß bei der Beichte die Hauptsache der Glaube sei, der Glaube an Christum und an das Wort der Absolution. Wie herrlich redet er zu jener Zeit in seinen Vorlesungen über das Vertrauen auf Gott als oberste Pflicht! Soll man, fragt er, in Trübsal und Sünde verzagen? Nein, denn es steht geschrieben: Es sollen sich in dir freuen, alle die auf dich hoffen. Also auf Gott, nicht auf uns sollen wir hoffen, dann verzweifeln wir nie. Selbstruhm macht die besten Werke zu einem Greuel. Wer auf sich vertraut setzt den Fuß auf einen schwimmenden Balken. Deshalb läßt Gott in Sünde und Anfechtung fallen, daß wir lernen uns allein an Gottes Gnade zu halten (a. a. O., 236 2c.). Bei der Beichte kommt es nicht vornehmlich darauf an, daß man seine Sünden bereue, sondern daß man an die Vergebung glaube, denn die Reue ist nie wahr und gewiß genug, aber der Glaube ist wahr, gewiß, ausreichend. Nicht das Sakrament, aber der Glaube an das Sakrament macht gerecht. Das Gesetz sagt: Thue dies, und es wird nie gethan! Das Evangelium befiehlt: Glaube an Jesus, und schon

ist alles gethan! Wahre Sinnesänderung kommt nur aus dem Glauben, denn wer Gott gehorchen will, muß ihn lieben, und wer ihn lieben will, muß wissen was er an Ihm hat. Es ist keine größere Sünde, denn daß man nicht glaubt dem Artikel Vergebung der Sünden. So viel du glaubest, so viel hast du; ohne welchen Glauben, so es möglich wäre, daß du aller Welt Reue hättest, so wäre es doch Judas-Reue, die mehr Gott erzürnt, als versöhnt; denn nichts versöhnt Gott besser, denn daß man Ihm die Ehre gebe, er sei wahrhaftig und gnädig. Das sind im Ablaßstreite Luthers leuchtende Grundgedanken. In Leipzig soll disputiert werden über des Papstes Gewalt, allein Luther schiebt in der Predigt, die er damals hielt, dem Christen eine wichtigere Frage ins Gewissen: „Man muß wissen wie man mit Gott dran sei, soll anders das Gewissen fröhlich sein und bestehen. Denn so jemand daran zweifelt und nicht fest dafür hält, er habe einen gnädigen Gott, der hat ihn auch nicht. Wie er gläubt, so hat er!" Im Sermon von guten Werken aus dem Jahr 1520 rühmt er den Glauben als das erste und höchste, alleredelste gute Werk, nach Joh. 6, 64, das den andern guten Werken erst ihren Wert gibt. Alle andern Werke mag ein Heide, Jude, Türke, Sünder auch thun, aber trauen festiglich, daß er Gott wohlgefalle, ist nicht möglich denn einem Christen mit Gnaden erleuchtet und befestigt. Ein Christenmensch, der in dieser Zuversicht gegen Gott lebet, weiß alle Dinge, vermag alle Dinge, vermisset sich aller Dinge, was zu thun ist, und thut alles fröhlich und frei. Und was ist der Traktat von der Freiheit eines Christenmenschen anders als ein begeistertes Loblied auf den Glauben, der den Christen zum Priester macht, der da Gottes mächtig ist, und zum Könige, dem alle Dinge dienen müssen? Nicht müde wird er zu betonen wie der Glaube kein toter Buchstabe, oder ledig Gedankending sei, sondern ein unerschrockener unverzagter Mut, der auf Christum trotzt wider Sünde, Tod und Hölle, wie der Glaube nicht allein für wahr hält was von Gott und Christus gesagt wird, sondern auch seine Treu auf Gott setzt, und es auf Gott wagt, so wie von ihm gesagt wird, es sei im Leben oder Sterben.

Der Glaube muß selbstverständlich einen Grund haben, wir müssen wissen und sagen können, was uns berechtigt so von Gott

zu halten, uns so an Gott zu halten, wie der Gläubige es thut. Nicht von selber sind die Menschen dazu gekommen Gott als Vater anzurufen. Daß es einen persönlichen Gott gibt, daß dieser Gott kein teilnahmsloses, kein neidisches, sondern ein mitteilsames, gütiges Wesen ist, das kann die Vernunft höchstens vermuten, nicht beweisen. Daß Gott mehr als gütig ist, daß er uns nicht bloß Wohlthaten zuwendet, sondern uns ein Anrecht darauf einräumt, sich den Menschen, trotz Sünde und Unwürdigkeit, als Vater erbietet, und daß das wirklich so ist, das hat die Welt auf Grund der Offenbarung Gottes, insbesondere in Christo Jesu erkannt. Nun trennen uns freilich Jahrhunderte und bald Jahrtausende von Jesu geschichtlicher Gegenwart auf Erden. Aber das ist das große, einzigartige, an der Erscheinung Jesu, daß sie durch alle Welt- und Zeiträume hindurch mit derselben überwältigenden Geistesmacht wirkt, wie am Anfang auf die Augenzeugen. Wir sind mit nichten im Nachteil gegen die, welchen Jesus zurief: Selig sind die Augen die da sehen, was ihr sehet! Er steht vor unserem Geistesauge so klar, wie vor ihrem Leibesauge und erobert unsere Herzen, wie er die ihrigen eroberte. Ob wir ihn vor uns treten lassen als den sanftmütigen und demütigen und doch wort- und thatgewaltigen Lehrer, oder als blutüberströmtes Gotteslamm, oder als den nach seinem Tode wunderbar in verklärter Gestalt Wiedererschienenen, immer erweckt sein Bild in jedem empfänglichen Gemüt den Eindruck, daß hier Gott etwas gewirkt hat, daß eine allmächtige Hand eingegriffen hat in die Geschichte, daß in dieser Person Gott sich den Menschen nahe gemacht hat, fühlbar und greifbar, daß dieser Jesus der Hohepriester ist, der mit Gott versöhnt, der König, dem der Sieg verheißen ist, der auserwählte Eckstein, inmitten einer Welt des Scheins der Fels der Gewißheit. Jesus ist die im höchsten Sinn des Worts *Zutrauen erweckende Persönlichkeit*. Man fühlts: der Mann hat das Recht unbedingte Hingabe zu fordern und die Hingabe an ihn kann nicht von Schaden sein. An ihn hält sich der Glaube mit der Gewißheit sich damit an Gott zu halten.[1])

[1]) Weil das Wort Gott vertrauen und Gott dienen sich muß also dehnen, daß es ein jeglicher zeucht auf seine Gedanken, und Einer sonst, der Andere so deutet, so hat Er sich selbst gestellt und geheftet an einen gewissen Ort und gewisse Person, da er will gefunden und angetroffen werden, daß man sein nicht fehle. Das ist

Damit dieser Glauben in uns entstehe, bedürfen freilich auch wir evangelische Christen einer Kirche, aber nicht einer Kirche die die Wahrheit des Evangeliums demonstriert und garantiert und deshalb auch den Anspruch erhebt, den Glauben daran zu kommandieren, sondern einfach einer Kirche in der das Evangelium von Christo Jesu im Schwange geht. Die göttliche Wahrheit legitimiert sich selbst, sie bedarf keines andern Zeugnisses. Es heißt von Jesu niedrig denken, wenn man behauptet: um seine Gottheit zu erkennen, müsse man zuerst an die Göttlichkeit der Kirche glauben. Der hat Jesum noch nie erkannt, der meint, um in Ihm die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes zu erkennen, müsse man ihn durch den optischen Apparat unfehlbarer Konzilienbeschlüsse oder durch Weihrauchwolken ansehen. Jesus trat nicht auf mit der Forderung: Glaubt an mich, denn ich bin Christus! sondern er wirkte und predigte, und lebte vor seinen Jüngern, und unbefohlen, ungezwungen, geistgewirkt rang sich aus ihren Lippen das Bekenntnis: Du bist Christus![1]) Philippus hält dem Nathanael nicht vor, daß Jesus von Nazareth trotz diesem seinem niederen Ursprung Christus ist, er sagt: Komm und siehe![2]) und wo der Glaube zuerst auf fremdes Zeugnis hin entstanden ist, da heißt es bald, wie dort in Samarien: Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen, wir haben selber gehört und erkannt, daß dieser ist Christus, der Welt Heiland![3]) Paulus und seine Mitarbeiter traten nicht vor die griechische Welt mit dem Ausspruch: Wir sind Apostel, darum glaubt unserer Rede! Die falschen Apostel, mit ihren Empfehlungsbriefen aus Jerusalem, waren viel besser beglaubigt als sie![4]) Sondern sie predigten das Wort vom Kreuz, die Zuhörer erkannten darin eine Erweisung des Geistes und

---

nun kein anderer, denn die Person Christus selbst, in welcher wohnt leibhaftig die ganze Fülle der Gottheit, also daß man ihn nirgends finden soll, denn in dieser Person. Luther, E. A. 49, 25. Die rechten Christen achten nicht, was die andern machen, so den Namen und Ruhm haben, daß sie große, heilige Leute, Gottes Diener und die Kirche heißen, sondern sagen also: Hie ist mein Gott, ich will an keinen glauben als einen Schöpfer Himmels und der Erden, ohne allein der da einig ist mit dem der da heißt Jesus Christus. A. a. O. S. 28.

[1]) Math. 16, 16.

[2]) Joh. 1, 46.

[3]) Joh. 4, 42.

[4]) 2. Kor. 3, 3.

der Kraft [1]), und daraufhin sahen sie in diesen hergelaufenen Juden die Botschafter des allmächtigen Gottes und die Zeugen einer großen Gottesthat.

Der katholische Dogmatiker Scheeben meint zwar (I, 49), daß Gott es nicht darauf ankommen lassen könne, daß die Menschen die Wahrheit aus Liebe annehmen. Gott müsse deshalb Mittel getroffen haben, daß die gläubige Annahme der Wahrheit nicht bloß angeregt und begründet, sondern gebieterisch gefordert werden könne, sogar, wenn es nicht anders angeht, mit Strafen. Das kann freilich unsere Kirche nicht leisten. Aber von einer solchen Ausübung der Autorität weiß Jesus nichts. Er sagt: „So Jemand will Gottes Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selber rede," und wieder: „Ich bin bekannt den Meinen!" [2]) Und wie er, so nehmen auch die Apostel keine andere Autorität in Anspruch als die, welche die Geisteskraft ihres Wortes auf die freie Überzeugung empfänglicher Gemüter hervorbringt. [3])

Für den Glauben, wie wir Evangelische ihn verstehen, als Gewißheit der Kindschaft Gottes, ist Christus, in dem Gottes Wahrheit und Gnade Fleisch geworden ist, die vollgenügende Autorität. Einen andern Grund kann niemand legen (1. Kor 3, 11). Wir brauchen keine Kirche als Lehrautorität. Der ganze große Apparat von Glaubensgründen, mit welchem sich die römische Kirche als Inhaberin des Glaubens ausweisen will, ist für uns unnötig. Unser Glauben beruht nicht auf menschlichen Einrichtungen und Vernunftschlüssen, sondern auf Gottes Kraft. Wenn die Kirche mit der Behauptung auftritt, sie sei dazu da um die Wahrheit unseres Glaubens zu beweisen, so kommt das evangelischen Christen vor, wie wenn jemand uns beweisen wollte, daß die Sonne scheint. Wenn die Kirche mit ihrer Tradition, ihrem Lehramt, ihren Konzilbeschlüssen unsern Glauben stützen will, so dünkt uns das, wie wenn man einem Menschen, der gesunde Glieder hat, und auf festen Füßen geht, Krücken unter die Arme schieben wollte. Welcher Art die evangelische

[1]) 1. Kor. 2, 4. Vgl. Gal. 3, 2.

[2]) Joh. 7, 17. 10, 14. Vgl. Joh. 18, 37: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

[3]) Wie steht es aber mit dem Apostel-Konvente und den sog. „Noachischen Geboten" Ap.-Gesch. 15? D. L.

Glaubensgewißheit ist, sagt Luther (28, 298): „Der Gläubige muß bei sich selbst im Gewissen fühlen, daß Gottes Wort Wahrheit ist, wenn auch alle Welt dawider stritte. So lange du das Fühlen nicht hast, so lange hast du gewiß Gottes Wort nicht geschmeckt."

Dieser Glaube nun ist es, der uns vor Gott gerecht macht, d. h. in das richtige Verhältnis zu Gott setzt, und Gott veranlaßt von allem was uns an Sünde und Unvollkommenheit anklebt, väterlich abzusehen. Und es ist nicht willkürlich wenn das Evangelium in dieser Weise die Rechtfertigung an den Glauben knüpft. Denn der Glaube, der Gott nimmt so wie er sich uns in Christo als barmherziger und gnädiger Vater darbietet, wie wenig auch ein solcher Gottesbegriff der Vernunft faßbar ist, der Glaube, der sich an diesen Gott hält, wie wenig auch oftmals in der Erfahrung von dieser Güte und Liebe Gottes zu sehen ist, dieser Glauben ist der rechte Gottesdienst, das einzige Verhalten das der Selbsthingabe Gottes entspricht, die größte Leistung, zu welcher sich der Mensch erheben kann, die Erfüllung des ersten und vornehmsten Gebots. Wer Gott aufs Wort traut, der erweist Gott die rechte Ehre. Kein Werk kommt diesem gleich. Darum genügt dieses eine, damit Gott uns alles verzeihe. Er rechnet den Glauben zur Gerechtigkeit. Somit zerfallen in nichts alle die Mittel und Mittelchen, die Sünde zu büßen und Gottes Gunst zu erwerben, die die katholische Kirche ihren Angehörigen vorschreibt; somit kommt der Beichtstuhl in Wegfall und alles wodurch sich sonst noch die ungnädige Kirche zwischen die Armensünderseele und den gnädigen Gott drängt. Es gieng Luther wie es einem Menschen geht, den in seiner Kindheit falsche Vormünder um das väterliche Erbe gebracht, und der lange Jahre als Sklave gearbeitet hat, wo er als Herr gebieten sollte, und der endlich vom wahren Sachverhalt in Kenntnis gesetzt, Hacke und Spaten wegwirft und triumphierend sein Erbschloß bezieht. So plagte sich Luther als armer Knecht um mit Seufzen und Fasten, mit Bußübungen aller Art mühsam Gottes Gunst zu erwerben. Da vernimmt er die Stimme des Evangeliums: Du Thor, was quälst du dich? Gott ist dir ja gnädig! du brauchst seine Liebe und Vergebung, seine Gunst und seinen Himmel nicht erst mit deinem Thun zu erringen, das alles ist dir ja bereits zugesprochen, das alles ist dir in der Taufe schon in deine Wiege gelegt worden, ist dein verbrieftes und

ewiges Eigentum, glaube es nur! und fröhlich läßt er die toten Werke fahren und ergreift seines Gottes freie und unverdiente Gnade!

Dieser Glaube ist ferner die Wurzel und Triebkraft eines neuen Lebens. Denn wer glaubt, verzagt und verzweifelt an sich selber. Er verzichtet auf eigene Gerechtigkeit. Der Glaube ist die größte Selbstdemütigung und zugleich die höchste Erhebung des Geistes, denn wer glaubt schwingt sich über die Natur. Darum ist der Glaube das Werk des heiligen Geistes. Im Glauben ist der hl. Geist dem Menschen innewohnend mit seinen Kräften und Gaben.[1]) Darum sind alle die Mittel und Mittelchen, wodurch nach katholischer Lehre die göttliche Gnade dem Menschen eingegossen, übernatürliche Tugendkraft mitgeteilt wird, für uns völlig entbehrlich. Der Glauben, der uns in die Gemeinschaft mit Gott versetzt, ist zugleich die Heiligung und Erneuerung des Menschen, und Gnadenmittel ist für uns nur was den Glauben erzeugt und stärkt, nämlich Gottes Wort und Sakrament.

Dieser Glaube macht der ewigen Seligkeit gewiß. Zwar verbietet das Tridentinische Konzil (sechste Sitzung, Kap. 9) den Christen an Gottes Erbarmen, an Christi Verdienst, und der Wirksamkeit der Sakramente zu zweifeln, aber, so wird hinzugesetzt, wenn der Mensch sich selber und sein Unvermögen ansieht, dann müsse ihm um seine Seligkeit bange werden, und die ganze Zucht der römischen Kirche geht bekanntlich darauf aus, den Menschen in dieser niederdrückenden Selbstbetrachtung und in beständiger Angst um seiner Seele Heil zu erhalten. Anders das Evangelium. Es heißt uns

[1]) Der Glaube ist nichts anderes denn die Tötung des alten Adams . . . Der Gläubige gewinnt einen neuen Verstand über die Natur. Luther, E. A. 33, 310. Man wird mit Christus im Glauben geistlicher Weise ein Ding, hat einerlei Gedanken mit ihm und wird ein neuer Mensch. 35, 215. Wo der Glaube recht ist, kann er ohne gute Werke nicht sein. Wie der Glaube dir die Seligkeit und das ewige Leben bringt, so bringt er dir auch mit ihm gute Werke, und ist unaufgehalten. Denn gleichwie ein lebendiger Mensch sich nicht kann enthalten, er muß sich regen, essen und trinken und zu schaffen haben, und nicht möglich ist, daß solche Werke können außen bleiben, weil er lebet, daß man ihn nicht darf heißen und treiben solche Werke zu thun, sondern wenn er nur lebendig ist, so thut er's: also auch bedarf man nicht mehr darzu, daß man gute Werke thue, denn daß man sage: Glaube nur! so wirst du alles von selbst thun . . . Der Glaube ist so edel, daß er es alles gut macht, was am Menschen ist. 12, 175.

wohl auch in uns gehen mit Scham und Reue, uns prüfen und richten, aber wir sollen nicht dabei stehen bleiben, sondern nach vollzogener Selbstverurteilung sollen wir von uns weg und über uns schauen, zu dem Gott dessen Gnade größer ist als unsere Sünde und daran uns halten. In diesem Aufblick ist der Frieden der Gewißheit, und wo diese Gewißheit ist, da braucht man die klägliche Vertröstung der Kirche nicht, daß, wenn man sich ihr ganz überläßt, und im Gehorsam gegen ihre Ordnungen verscheidet, man nach so und soviel im Fegfeuer durchschmachteten Jahrhunderten vielleicht selig werden wird.

Dieser Glaube eröffnet eine ganz *neue Weltanschauung*. Dem Katholiken ist eigentlich nur die Kirche göttlich; die Welt, das heißt alles, was nicht Kirche ist, ist ihm vom Übel, eine Wohnstätte böser Geister, eine Quelle der Versuchungen, eine Feindin vollkommener Heiligkeit. Sowie sich dagegen vor Luthers Augen die Kirche weggeschoben hatte, nämlich die Kirche, die als Gnadenanstalt mit ihren Geboten und Verboten, ihren Ratschlägen und Bußübungen das ganze Leben des Christen umgitterte, eröffnete sich ihm die Erde und das irdische Leben in einer ganz neuen Weise. Es gieng ihm wie jenem Mönche, von dem V. von Scheffel so wunderschön erzählt, der, der Klosterzelle entflohen, in welcher er in dumpfer Melancholie und Menschenfeindschaft dahin gelebt hatte, und zum Selbstmord entschlossen, nun plötzlich nach vielen Jahren zum erstenmal wieder einen Blick thut in eine herrliche Frühlingslandschaft und ausruft:

> Diese Gottessonne konnt' ich hassen?
> Schwarz sehn diese lichte Gotteswelt?

An die Stelle der bleichen Angst vor Gott, ist die Freude an Gott getreten, und der Gläubige sieht Gott nicht bloß in seinem Wort, sondern auch in der Welt mit ihren Gütern und Pflichten. Alles ist unser, weil wir dessen sind, durch den alles gemacht ist.[1]) *Weltgenuß* ist die Losung des natürlichen Menschen, *Weltverachtung* die des Mönchen und Priesters; zwischen Weltgenuß und Weltverachtung schwanken die katholischen Christen hin und her; —

[1]) Gott will nicht durch das Evangelium die Natur ausreißen, sondern lässet bleiben was natürlich ist, richtet es aber auf die rechte Bahn. Luth. E. A. 34, 35. Sofern nicht Sünde mitregiert, ist keine natürliche Bewegung böse. S. 250.

Weltverklärung ist das Ziel, das sich der evangelische Glaube stellt. Die Ehe, der Besitz, der weltliche Beruf, das gesellige Leben, die der vollkommene Christ nach katholischer Lehre meiden muß, sind ihm heilige göttliche Güter, der Berufsgehorsam gilt ihm als ein wahrer Gottesdienst; die kehrende Magd, der pflügende Ackerknecht, die kinderpflegende Mutter, thun größere Werke als Mönch und Nonne. Nicht die Flucht vor der Welt, sondern das dankbare Genießen ihrer Güter, das mutige Ertragen ihrer Übel, das treue Erfüllen ihrer Pflichten ist wahrer Erweis der Frömmigkeit.

Dieser Glaube ist das wahre Christentum, das Christentum der Apostel, und dieser göttliche Wahrheitsinhalt ist für die evangelische Kirche das was für die katholische das Papsttum ist, nämlich die Bürgschaft ihrer Fortdauer.[1]) Es ist eine ganz unbegreifliche Selbstverblendung, wenn die katholischen Geschichtsschreiber der evangelischen Kirche dadurch Schaden zuzufügen wähnen, daß sie aus dem Staube der Archive alles nachteilige über das Leben und Wirken der Reformatoren hervorziehen. Unsere Kirche ist nicht auf die Person der Reformatoren gegründet und die Wahrheit ihrer Grundsätze unverworren mit der Geschichte ihrer Entstehung. Wären auch die Reformatoren die ruchlosen und zuchtlosen Menschen gewesen, wofür man sie auf jener Seite ausgiebt, und was sie gottlob nicht waren, und umgekehrt die gleichzeitigen Päpste, Bischöfe, Priester und Mönche lauter Heilige, Papst Alexander Borgia ein Engel von Keuschheit, Papst Julius II. ein Engel von Friedfertigkeit, die Klöster alle lauter duftende Lilienbeete der Reinheit, so hätten wir doch die Wahrheit, und wir würden höchstens staunen müssen, daß bei uns Gott sich so geringer Werkzeuge bedient hat,[2]) während es bei ihnen dem Versucher in so hohem Grade gelungen ist, sich als Engel des Lichts zu verstellen. Eine ewige göttliche Wahrheit ist uns anvertraut, und so lange diese Wahrheit bei uns in

[1]) Daß das Papsttum matt und schwach wird, geschieht nicht durch der Rottengeister Stürmen und Rumoren, sondern durch den Artikel, den wir immerdar treiben . . . Wenn wir uns auf diesen Anker nicht zu verlassen hätten, müßten wir den Papst kurzum wieder anbeten. Luther, im Galaterbrief, Walch'sche Ausg. 8, 2025.

[2]) Wie wir uns wundern im Geschlechtsregister Jesu die Namen Thamar und Bathseba zu lesen.

Geltung steht haben wir nichts zu befürchten, weder das Drohen der Gegner draußen, noch was im Schoße unserer Kirche selber uns für ihre Zukunft bedenklich macht.

IV.

Der Protestantismus ist in voller Auflösung begriffen, so jubelt man im katholischen Lager! Für diese Behauptung beruft man sich zunächst auf die theologische Wissenschaft und ihre kritischen Tendenzen. Auf die heilige Schrift und deren göttliche Autorität haben die Reformatoren ihre Lehre gegründet, nachdem sie das Fundament der Kirche verlassen hatten, und nun sind tausend kritische Hände bemüht das göttliche Ansehen der heiligen Bücher zu zerstören, indem sie vielen derselben einen andern Ursprung, als den bis jetzt angenommenen, und allen einen rein menschlichen Ursprung zuweisen. So sägt die evangelische Theologie den Ast ab, auf dem die evangelische Kirche nistet. — Nun ist es allerdings wahr, daß die Kritik den Kanon der heiligen Schriften arg und oft pietätlos zerzaust hat, und wir können ihr das auch durchaus nicht von vornherein verwehren, da die Kirche, die den Kanon gesammelt und den einzelnen Schriften das Ursprungszeugnis angeheftet hat, für uns keine unbedingte göttliche Autorität hat, und geirrt haben kann. Wäre nun das Christentum nur ein Fürwahrhalten, und die Bibel die Sammlung der zu glaubenden Lehren, dann wäre es allerdings verhängnisvoll, wenn dargethan würde, daß dies und jenes Buch nicht ächt sei, daß sich da und dort Widersprüche finden, daß der und jener Spruch nicht buchstäblich zu nehmen sei. Wenn man uns eine Schatulle voller Goldstücke darbietet, und wir greifen hinein und finden ein falsches, und wieder ein falsches, so steigt allerdings der Verdacht auf, es möchten noch mehr, es möchten am Ende alle unächt sein. Aber unser Glaube gründet sich nicht auf die hl. Schrift an sich, sondern auf die göttlichen Offenbarungsthaten, und die hl. Schrift ist das geistgewirkte Zeugnis davon. Vom Geiste Gottes beseelt, haben die Zeugen geredet, aber sie waren trotzdem Menschen, der Geist Gottes hat sie ihrer menschlichen Besinnung nicht beraubt, sie haben nicht in Zungen geredet, sondern mit Überlegung (1. Kor. 14, 19). Daß sie manches menschlich aufgefaßt haben, schadet nichts, die Wahrheit dringt durch alle Trübungen siegreich hindurch; der

göttliche Schatz verliert dadurch nichts, daß er in ein irdenes Gefäß niedergelegt ist (2. Kor. 4, 7.). Und menschlichen Händen ist das Zeugnis anvertraut; daß sich den ächten Bestandteilen möglicherweise unterschobene beigemischt, schadet nichts, das Falsche dient vielmehr dazu, das Wahre in ein um so helleres Licht zu stellen. Wer wahrhaft an Jesus glaubt, der weiß, daß seine Göttlichkeit, seine Sündlosigkeit, sein freiwilliges stellvertretendes Leiden, seine Auferstehung Thatsachen sind die kein Feuer der Kritik zerstören kann. Ein lebendiger Baum ist uns das heilige Buch der Offenbarung. Der Sturm kann wohl dürre Blätter und wuchernde Schlingpflanzen wegreißen, vielleicht auch da und dort ein Ästchen knicken, der Baum selber trotzt dem Wetter, und wir sitzen fröhlich in seinen Zweigen.

Das andere, was unsere feindlichen Brüder zu berechtigen scheint, unserer evangelischen Kirche zu Grabe zu läuten, ist die Zersplitterung und Zerfahrenheit der Kirche der Reformation, die allerdings zu der einheitlich geschlossenen, machtvoll zusammengehaltenen römischen Kirche in einem nach menschlichem Urteil traurigen Gegensatz steht. Aber wir haben es schon gehört, der Glaube, so wie wir ihn lehren, bedarf keiner Kirche die dem natürlichen Gefühl imponiert. Wir brauchen eine Kirche die das Evangelium Jesu verkündet, und das geschieht bei uns in der armseligsten Dorfkirche, in der verrottetsten Gemeinde mehr und besser als in der Sft. Peterskirche zu Rom. [1]) Das Evangelium ist unserer Kirche verborgene Herrlichkeit. Daß sie äußerlich unscheinbar und glanzlos ist, macht sie Dem ähnlich der ohne Gestalt und Schöne das Reich Gottes auf Erden gründete. Wenn Christus offenbar werden wird in seiner Herrlichkeit, dann wird er auch seine Braut herrlich darstellen, während das Flittergold menschlicher Pracht und Machtfülle der römischen Kirche verwehen wird wie Spreu.

Freilich befindet sich unsere Kirche seit hundert Jahren in einem gewaltigen Umwandlungsprozeß. Große Gegensätze kämpfen in ihr und drohen scheinbar die Kirche zu zersprengen. Wenn wir aber bedenken wie notwendig eine solche Krisis war, werden wir um den Ausgang

---

[1]) Wo die Lehre geht und gepredigt wird, daß Gott Mensch geworden, gestorben und wieder erstanden ist, da ist das heilige Land und die christliche Kirche und das rechte auserwählte Volk. Luther, E. A. 35, 95.

derselben nicht besorgt sein. Die Grundsätze der Reformation faßten im Herzen des Volkes Wurzel und fanden insbesondere in den Liedern der Gemeinde einen herrlichen Ausdruck. Für die Ausgestaltung der Kirche und die Entwicklung der Theologie war dagegen ihr Einfluß weniger durchschlagend. Die Kirche blieb mit der bürgerlichen Gesellschaft verworren und die christliche Frömmigkeit galt nach der Reformation wie vorher als eine staatliche Pflicht. Die Theologie blieb mit der Philosophie verworren und bearbeitete die wiederhergestellte Heilserkenntnis mit dem Begriffsmaterial der Scholastik. Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts König Friedrich der Große, das Prinzip der Duldung auf seine Fahne schrieb, wurde der Kirche die Aufgabe sich eine selbständige Stellung im Staatsleben zu schaffen. Und als mit Kant die Philosophie sich vom Dogmatismus und der Bevormundung der Kirche lossagte, wurde die Theologie vor das Problem gestellt ihr eigenes Gebiet von dem des allgemeinen Wissens abzugrenzen. Es mußte zu einer Krisis kommen, Kirche und Theologie mußten sich auf neue Daseinsbedingungen besinnen, da die alten ihnen den Dienst versagten. Es entspricht aber der Natur einer Krisis, daß krankhafte Elemente ausgeschieden werden, und es entspricht der Regierungsweisheit Gottes, falsche Grundsätze sich auswirken zu lassen, anstatt sie an der Wurzel abzuschneiden. In den kirchlichen und theologischen Kämpfen des Jahrhunderts sind Tendenzen zu Tag getreten, die zur Auflösung der Kirche führen würden, wenn Gott nicht dafür Sorge trüge, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die einen meinen der Verwirrung zu steuern, indem sie im Glauben das Moment des Festhaltens an der Lehre des Bekenntnisses betonen; die müssen notwendig die katholische Kirche um die Mittel beneiden mit denen sie ihre Lehre in Geltung hält, und sich auf Wege besinnen in der evangelischen Kirche, den evangelischen Grundsätzen zuwider, eine ähnliche Autorität aufzurichten. Andere ziehen sich vom geräuschvollen Kampfsplatz zurück und suchen das Wesen des evangelischen Christentums im Streben nach persönlicher Heiligung; unter ihren Händen würde notwendig die Kirche in Sekten zerfallen. Die dritten glauben den Streit beizulegen, indem sie das Christentum bedeutend herabsetzen; Christus — das sei sein Verdienst — habe ein neues, religiöses Prinzip in die Welt eingeführt, und die fromme

Gesinnung, die dieses Prinzip in den empfänglichen Gemütern hervorbringt, die Liebe zu Gott und zu den Menschen, das sei das wahre Christentum; hier wird die Kirche zu einer rein menschlichen Gesellschaft. Alle drei bezeichneten Richtungen haben das gemein, daß sie die Bedeutung und die zentrale Stellung des rechtfertigenden Glaubens verkennen. Sie müssen durch ihren Widerstand dazu dienen, diese Heilsthatsache wieder in das rechte Licht zu stellen. Die Folgen, zu welchen sie führen, müssen die evangelische Kirche notwendig wieder zu dieser ihrer Grundlehre zurücktreiben, und bereits läßt sich allenthalben eine kräftige Rückströmung dieser Art spüren.

Gefährlicher als Kritik, Partikularismus und Parteikämpfe, ist für das Fortbestehen unserer Kirche die Gleichgültigkeit gegen die Kirche, ihre Lehren und ihre Ordnungen, die allenthalben zu Tage tritt. Freilich ist die Gleichgültigkeit auch in der römischen Kirche mächtig, besonders da, wo nicht das Zusammenleben mit Protestanten den kirchlichen Wetteifer weckt. In Frankreich gibt es weite Striche, wo auch Sonntags der Priester seine Messe nur vor wenigen Frauen liest. Aber einerseits thut die geringe Zahl der Teilnehmer dem Gepränge des katholischen Gottesdienstes keinen Eintrag, andrerseits ist die römische Kirche, daß ich so sage, auf diese Erscheinung eingerichtet. Denn wenn ein Teil der Christen viel mehr Werke der Frömmigkeit verrichten, als von dem Durchschnitt gefordert wird, so liegt darin für die übrigen eine gewisse Berechtigung weniger zu leisten. In einer früheren Gemeinde hatte ich einen würdigen katholischen Kollegen, der eine eigene Weise hatte, den Verächtern seines Amts den Mund zu stopfen. Er fragte dieselben, ob sie denn wohl auch beten? Auf das Nein hin, mit dem man ihm erwiederte, ermahnte er die Leute nicht etwa, das Unterlassene zu thun, sondern sagte: Seht, wie gut ist es, daß ich da bin um für euch zu beten. Thatsache ist, daß die römische Kirche sich mit einem Mindestmaß von Ehrfurcht vor ihren Einrichtungen begnügen kann, während die evangelische Kirche, als Gemeinschaft der Gläubigen, von allen ihren Gliedern wirklichen Glauben fordern muß. — Und noch etwas macht die religiöse Gleichgültigkeit bei uns unheilvoller als in der römischen Kirche, das ist der Umstand, daß sie bei uns viel mehr den Charakter der Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit gegen die andere Kirche annimmt. Ein

Katholik mag noch so sehr mit den Lehren und Gebräuchen seiner Kirche auf gespanntem Fuß stehen, ein gewisses Ehrgefühl zwingt ihn immer vorkommenden Falls für die Interessen seiner Kirche einzustehen, während der freigeistige Protestant seine vornehme Gleichgültigkeit gegen seine Kirche am liebsten dadurch bethätigt, daß er die Interessen seiner Kirche preisgibt. Man denke z. B. an die Männer, die den Mund voll nehmen von ihrer über Kirche und Religion hoch erhabenen Bildung, und die sich, wenn sie in einer gemischten Ehe leben, keinen Augenblick bedenken ihre Kinder der katholischen Kirche zu überliefern. Oder an die hochgestellten Herren, die, wenn ihr Urteil in einem Streitfall zwischen beiden Kirchen angerufen wird, den protestantischen Teil von der ganzen Höhe ihres pseudo-protestantischen Unglaubens herab abfertigen, während sie für den katholischen Gegner nicht Bücklinge genug haben. Das ist das Geheimnis der Macht des Katholizismus in protestantischen Ländern. Dem Weltmann imponiert die römische Kirche tausendmal mehr als die evangelische. Einem katholischen Würdenträger zu Willen sein, bringt mehr Ehre und Vorteil, als einem armen protestantischen Pastor zu seinem Recht zu verhelfen! Die protestantische Lauheit ist Roms bester Verbündeter.

* * *

Damit die Herzen wieder für die evangelische Kirche erwarmen, muß das Wesen der evangelischen Kirche wieder begriffen und gewürdigt werden. Man gestatte mir deßhalb noch einmal die Bedeutung des evangelischen Glaubens hervorzuheben, diesmal nach dem Grundsatze: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Der rechtfertigende Glaube, so wie wir ihn oben zu zeichnen versucht haben, ist es der allein den Christen in stand setzt mit ungeteiltem Herzen seine bürgerlichen Obliegenheiten zu erfüllen und dem Staate zu geben was dem Staate gebührt.

Wohl hören wir noch fort und fort aus dem Munde unserer Widersacher die Behauptung, die Reformation sei eine Revolution gewesen und sei die Mutter aller Revolutionen. Aber es gehört eine eherne Stirne dazu das zu behaupten, seitdem nachgewiesen ist (vgl. Ranke, zur Geschichte der politischen Theorien), daß es ein Jesuit war, Mariana,

der zuerst in seinem Werke „über den König und die Entstehung der königlichen Würde" (1598) den Satz aufstellte, der vor hundert Jahren Frankreich in Brand setzte, daß der Fürst seine Gewalt vom Volk habe, und daß unter Umständen Fürstenmord gestattet sei. Und war etwa das Mittelalter, wo der Papst der unumschränkte Herr der abendländischen Christenheit war, eine Friedenszeit? War nicht damals die Revolution ohne Ende, ist sie es nicht noch heute überall, wo die römische Kirche allmächtig ist? Was hat die katholische Kirche aus Südamerika gemacht, das sie in ihrer Macht hatte, wie der Töpfer den Thon? Hettinger behauptet, die katholische Kirche habe den Beruf die Menschheit zu vergotten. Liest man aber Bücher wie Hassaurek: Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern, so drängt sich zur Charakterisierung des römischen Einflusses in jenen Gegenden, ein ganz anderes Wort unter die Feder. Gewiß enthält die Reformationsgeschichte ein blutiges Zwischenspiel, den Bauernkrieg. Aber längst vor Luther gab es Bauernaufstände; die Männer, die zu Luthers Zeit den Brand schürten, wie Karlstadt, Münzer, Pfeiffer, waren durch Anschauungen beherrscht, die mit den reformatorischen Lehren gar nichts gemein hatten; und bekannt ist, mit welcher verzweifelten Thatkraft Luther sich diesen revolutionären Tendenzen entgegen warf. Doch wozu bemühen wir uns die evangelische Kirche wider den Vorwurf zu reinigen, die Revolution in ihrem Schoße erzeugt zu haben? Unsere Kirche hat auf dem vatikanischen Konzil selber einen Vertheidiger gefunden, dessen Unparteilichkeit nicht bezweifelt werden kann. Am 22. März 1870 erhob sich in der hohen Versammlung Bischof Stroßmayer um dagegen zu protestieren, daß im Schema vom Glauben, das zur Verhandlung vorlag, Pantheismus, Materialismus, Nationalismus, kurz alle Theorien des Umsturzes vom Protestantismus abgeleitet werden. Viel richtiger, so äußerte er, seien diese Ansichten auf den Humanismus zurückzuführen, den die Kirche gepflegt und gehegt hat. Ja, er wagte es zu bekennen, daß der Abfall vom Christentum, der dem 18. Jahrhundert einen so schrecklichen Abschluß bereitete, im Schoße der katholischen Kirche entstanden sei, und unter den Protestanten die entschiedensten Widersacher gefunden habe. Daß die Rede des Bischofs durch das Wutgeschrei der Mehrheit unterbrochen wurde, entkräftet sie nicht, — im Gegenteil! Ja, der Protestantismus allein bietet

die Bürgschaft für gesetzliche Ordnung.[1]) Die katholische Kirche beansprucht für sich als äußerlichen Organismus göttliche Autorität, sie muß also notwendig darnach trachten, den Staat sich unterzuordnen, und kann, wo das nicht der Fall ist, ihn nur mißtrauisch betrachten. Die göttliche Auktorität dagegen, die die evangelische Kirche ausüben will, hat mit der Staatsgewalt gar nichts gemein, in ihrer äußeren Gestaltung und Verfassung bekennt sie sich als eine menschliche Gesellschaft wie eine andere, und ordnet sich willig dem Staate unter. Die katholische Kirche will den ganzen Menschen festhalten, und all sein Thun und Denken bestimmen; die evangelische Kirche begnügt sich, im Herzen die Gesinnung zu erzeugen, die dem Reiche Gottes entspricht, und fordert den Bekehrten auf im Gehorsam gegen jede menschliche Ordnung diese Gesinnung zu bewähren.

Und wie dieser Glaube die Wurzel einer pflichtgetreuen Thätigkeit im irdischen Stand und Beruf ist, so findet sich auch in ihm, und in ihm allein die Freiheit, nach welcher unsere Zeit ringt und strebt. Frei ist, im irdischen wie im geistlichen, nur der, der etwas hat. Der Zigeuner der herrenlos, heimatlos, besitzlos seinen Karren von Ort zu Ort schiebt, ist frei, aber ist diese Art Freiheit ein beneidenswertes Gut? Wahrhaft frei ist der Herr, der auf seinem eigenen Grund und Boden sitzt, und der sich im Bewußtsein seiner Unabhängigkeit nichts zu sagen lassen braucht. So ist auch der Unglauben nur der Schein, das Trugbild der Freiheit. Ohne festen Glauben ist der Mensch, bei aller äußerlichen Ungebundenheit, ein Sklave der Menschenmeinungen, des Zeitgeistes, der Naturtriebe, der Launen des Schicksals und des eigenen Herzens. Frei ist, wer im Besitze einer gewissen Überzeugung und Zuversicht ist, in welcher er sich weder durch das Dreinreden der Menschen, noch durch die wechselnden Erfahrungen des Lebens irre machen läßt. Frei ist, wer seines Gottes und damit des ewigen Wertes seiner Seele gewiß ist, und in dieser Gewißheit sich weder vor Welt noch vor Teufel zu fürchten braucht. Diese geistliche Unabhängigkeit findet aber der Mensch nur in der evangelischen Kirche.

In diesem Glauben liegt auch die Heilung des sozialen Grundschadens der Gegenwart, nämlich der durch die wachsende

[1]) Unbedingt kann man das allerdings auch nicht gelten lassen. D. L.

Willkür fort und fort gesteigerten Unzufriedenheit, die entweder im geheimen die Gesellschaft zu untergraben sucht, oder im Übermaß der Genüsse sich zu betäuben bestrebt ist. Der Gläubige ist zufrieden mit dem Los, das ihm zugewiesen ist, schickt sich in die Lage, die er nicht ändern kann, und freut sich, wenn die Gegenwart drückend ist, einer Zukunft, in der alles berechtigte Hoffen in Erfüllung geht. Diese Lebensheiterkeit gedeiht aber nicht auf dem Boden der Kirche, die, indem sie dem Verzweifelnden die Klosterpforte öffnet, den Fall für möglich hält, daß ein Christ am Leben und an sich selbst verzagt und in einem teilweisen Selbstmord seine letzte Zuflucht sieht.

Und endlich ist es auch dieser Glaube allein der wahrhaft duldsam macht. Denn eben weil, nach unserer Lehre, das Heil unabhängig ist, von der Zugehörigkeit zu der oder jener äußeren Kirchengemeinschaft, nehmen wir von unserm Verwerfungsurteil über den Katholizismus, als solchen, jeden einzelnen Katholiken aus. Denn die katholische Kirche leugnet ja nicht, daß Gott gnädig ist und die Sünde aus freier Liebe vergibt, und daß wir in der Taufe in das Kindschaftsverhältnis zu Gott gestellt worden sind, ohne welches ein kindliches Verhalten gegen Gott nicht möglich ist. Was ihr fehlt ist das Organ, das diese Heilsthatsachen und Heilsgüter erfaßt und sich derselben freut und tröstet, nämlich der schriftgemäße Glauben. Darum tritt ihr das alles zurück, hinter das vom Menschen geforderte Thun, Christus wird als der Erlöser gepriesen, aber bei seinen Heiligen sucht man Zuflucht; sein Opfer ist das Mittel der Versöhnung, aber nur wenn der Priester es täglich in der Messe wiederholt; sein Verdienst deckt die Sünden zu, aber wir müssen, was er verdient hat, wieder verdienen. Nun ist es ja wohl möglich, daß der einzelne zurechtstellt, was die Kirche verschiebt, und nicht seine Werke, sondern Gottes Gnade in Christo Jesu zum Grund seines Gottvertrauens macht. Denn oft sind, wie Hilarius sagt, die Ohren des Kirchenvolkes reiner als die Lippen der Priester, und was die amtliche Lehre als Nebensache behandelt, das kann der heilige Geist im Herzen zur Hauptsache machen. Mögen denn solche Christen immerhin ihren Rosenkranz beten und ihrer Messe beiwohnen, wenn sie es thun ohne darauf ihr Vertrauen zu setzen, sind sie im Herzen evangelisch. Im Meßkanon wird Gott angefleht, „er

möge uns Sündern, die auf die Fülle seiner Barmherzigkeiten hoffen, Anteil geben am Erbe der Heiligen, nicht als der Gott der Verdienste abwägt, sondern als der Gott der Gnade spendet." Das ist mitten im Meßgottesdienst eine herrliche evangelische Anschauung. Die katholische Mutter, die mit Luise Hensel ihr Kind beten lehrt: Deine Gnad' und Jesu Blut, machet allen Schaden gut! läßt es evangelisch einschlafen. Der Priester, der mit Anselm den Sterbenden vermahnt dem himmlischen Richter Christi Verdienst, nicht sein eigenes vorzuhalten, gibt ihm evangelischen Sterbetrost. Und wenn es auf einer Thatsache beruht was Thiersch erzählt, daß Papst Pius VII. im Sterben auf die Frage: Heiliger Vater, wie gehts? antwortete: Was heiliger Vater? ich bin ein armer Sünder! und darauf das Kruzifix an die Brust drückend, den Geist aufgab, so ist dieser Papst evangelisch gestorben.

Der rechtfertigende Glaube ist die feste Burg der evangelischen Kirche. In dem Maß als dieser Glaube in ihr geschätzt und gepredigt wird, hat sie die Verheißung der Zukunft, ist Gott in ihrer Schwachheit mächtig und ist ihre Schwachheit ihre Stärke. Und in dem Maß als dieser Glaube von uns als ein hohes, teures Gut erkannt wird, werden wir auch unsere Kirche schätzen, uns furchtlos zu ihr bekennen, willig für sie Opfer bringen, und allen Schmähungen und Drohungen der Gegner zum Trotze siegesgewiß ausrufen: Das Reich muß uns doch bleiben!

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XV. Heft 3 und 4.

Der religiöse Wahnsinn,

beleuchtet

von

Hermann Werner,

Pfarrer in Langenberg (Rheinland), früherem Irrengeistlichen.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.

1890.



Vorwort.

Die vorliegende kleine Schrift ist einem länger gehegten Wunsche entsprungen. Er war durch die häufige Beobachtung hervorgerufen, daß gerade in christlichen Kreisen so wenig rechtes Verständnis für das hier behandelte Gebiet angetroffen wird. Ich bin oft durch den Hohn betrübt worden, mit dem man von sachverständiger Seite auf diese Thatsache hinwies, und um so mehr, als ich mich des Geständnisses nicht erwehren konnte, daß derselbe nicht unverdient sei. Aber von schwererem Gewicht als dieser Hohn mußten mir die argen Mißgriffe erscheinen, die in den meisten mir bekannt gewordenen Fällen zufolge jener mangelnden Einsicht von Geistlichen wie Nicht-Geistlichen im Verkehr mit Geisteskranken und insbesondere mit religiös Wahnsinnigen zum Schaden dieser begangen wurden. Es hat mich darum getrieben, an meinem bescheidenen Teile mitzuhelfen, daß es in dieser Beziehung besser würde; und ich glaube neben der Pflicht auch ein Recht dazu zu haben, da ich einer der letzten unter jenen Irrengeistlichen gewesen bin, die nach der alten, von dem ehrwürdigen M. Jacobi vertretenen Anschauung nicht bloß wie die neueren auf die Seelsorge an den Geisteskranken beschränkt waren, sondern „als Gehilfen der Irrenärzte" etwas tiefer in die wissenschaftliche Seite der Irrenheilkunde eingeführt wurden. Gern hätte ich den Gegenstand einem christlich gesinnten Irrenarzt zur Behandlung überlassen. Sicherlich würde er im stande gewesen sein, die darin

enthaltene Aufgabe besser zu lösen, als ich es vermochte. Da aber eine solche Arbeit von dieser Seite her nicht zu erwarten war, so habe ich geglaubt, mit der nachstehenden Darlegung, für deren Mängel ich nicht blind bin, nicht zurückhalten zu sollen. Möchte sie denn dazu beitragen, über das dunkle Gebiet des religiösen Wahnsinns gesunde Anschauungen zu verbreiten, wie sie von der gesamten Irrenheilkunde der neueren Zeit unwidersprochen gelehrt und bethätigt werden!

Inhaltsangabe.

Es ist eine oft gehörte und nicht unbegründete Klage der Irrenärzte, daß sich über wenige Gebiete des menschlichen Lebens eine so weit verbreitete Unwissenheit, auch bei sonst unterrichteten Personen, finde, als über das Gebiet der Geisteskrankheiten. Zwar ist in den letzten Jahrzehnten manches gethan worden, um diesem Mangel Abhilfe zu verschaffen, durch Vorträge, Bücher und Zeitschriften. Aber wer dürfte behaupten, daß der Erfolg ein großer gewesen sei? Für die Gesundheitspflege des Leibes geschieht ungleich mehr; und was da geschieht, findet mehr Beachtung. Es scheint, als ob auch nach dieser Seite hin in unserer vielfach materialistisch gerichteten Zeit die sinnlichen Dinge mehr Berücksichtigung genössen als die geistigen. So kann es denn nicht fehlen, daß wir häufig den seichtesten und verworrensten Vorstellungen über Irresein begegnen und am meisten über das, was wir religiösen Wahnsinn heißen. Knüpfen sich nicht oft an den letzteren Namen die wunderlichsten Vorurteile über die Entstehung, Behandlung und Heilung dieser Form seelischer Erkrankung? Mit welchem Grauen und Widerwillen blicken viele darauf hin! Zu welchen Vorwürfen gegen gewisse oder gar alle religiösen Bestrebungen glauben sich manche von hier aus befugt! Viel hat dazu der bald mehr bewußt, bald mehr unbewußt arbeitende Trieb beigetragen, der Religion eins anzuhängen und dieser bestgehaßten Großmacht des menschlichen Lebens aufzubürden, was sie nicht verschuldet hat. Und doch haben Irrtümer dieser Art ihre praktischen Folgen. Sie sind nicht bedeutungslos für die Anfassung, welche die Kranken erfahren. Es ist nicht genug zu beklagen, was hier alles aus mangelnder Einsicht in das Wesen des Irrsinns und des religiösen insbesondere gesündigt wird. Um so mehr ist es angezeigt, einmal auch dies Thema in gemeinverständlicher Weise zum Gegenstand einer kurzen Verhandlung zu machen, zumal dies seit lange nicht geschah. Das zweibändige Werk von K. W. Ideler: Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns, Halle 1850, ist von einem so einseitigen, spiritualistischen Stand-

punkte geschrieben, daß es als veraltet angesehen werden muß und höchstens wegen der in ihm enthaltenen reichen Beispiel-Sammlung mit Vorsicht in Betracht gezogen werden kann. Die zahlreichen Lehrbücher der Irrenheilkunde aber beschäftigen sich, ganz abgesehen von ihrem rein wissenschaftlichen Charakter, mit unserer Frage nur nebenbei. Den Grundsätzen der jetzigen Irrenheilkunde gemäß erfährt sie keine besondere, eingehendere Behandlung. Wagen wir es denn, ihr dieselbe im Folgenden zu teil werden zu lassen. Wir fassen dabei ins Auge:

I. Die Merkmale des Irreseins im allgemeinen und des religiösen insbesondere.
II. Die Ursachen des Irreseins im ganzen und besonders den Einfluß der Religion auf seine Entstehung.
III. Die Bildung des Wahns, vornehmlich des religiösen.
IV. Die Formen des religiösen Irreseins.
V. Die Behandlung der religiös Irrsinnigen.

I.

Die Merkmale des Irreseins im allgemeinen und des religiösen insbesondere.

Geisteskrankheit! Bei dem Gebrauch dieses Ausdruckes bewegen wir uns auf dem weitumfassenden Gebiet der Krankheit. Es ist nicht so leicht zu sagen, was Krankheit ist. In der neuesten Zeit hat nach vielen Verhandlungen über diesen Begriff die Erklärung allgemeine Zustimmung gefunden, daß Krankheit Leben unter abnormen Bedingungen sei.[1]) Die wesentlichen Äußerungen des Lebens finden sich auch bei dem Kranken; er würde ja sonst nicht mehr leben. Herz und Lunge, Gehirn und Magen thun dieselbe Art der Arbeit, die sie auch bei Gesunden vollbringen. Aber sie thun sie unter ungewöhnlichen Einflüssen und darum in abgeänderter Weise. So treffen wir auch bei dem Geisteskranken wesentlich die gleichen Vorgänge an, wie bei dem geistig Gesunden. Jener kann dasselbe reden und thun wie dieser. Aber die Art, wie es zu stande kommt, ist nicht dieselbe. Das eigentümliche Merkmal des Irreseins ist nicht

[1]) Anm. Vergl. Dr. R. Koch: Was wissen und können unsere Ärzte? Zweite Auflage. Leipzig 1885 S. 38.

die Grundverschiedenheit der seelischen Erscheinungen, sondern die abweichende Art ihrer Entstehung. Bei dem geistig gesunden Menschen sind es äußere Reize und Einwirkungen, wodurch sie hervorgerufen und verändert werden; sie finden darin ihre Erklärung. Aber bei dem Geistesgestörten wird diese Übereinstimmung zwischen Außen- und Innenwelt vermißt. Sein krankes Geistesleben entspringt nicht äußern, sondern inneren Reizen. Daß ein Mensch mit gesundem Gehör Stimmen, Worte vernimmt, wo wirklich in seiner Nähe geredet wird, ist normal. Aber es ist das Gegenteil, wenn er sie ohnedem zu hören meint. Der unbegrenzte Schmerz eines geldliebenden Menschen über den unwiderbringlichen Verlust seines Vermögens ist nicht befremdend, wohl aber seine etwaige maßlose Trauer, wenn dieser Verlust nur ein eingebildeter ist. Im letzteren Falle ist er offenbar eine krankhafte Erscheinung.

Nun äußert sich aber das menschliche Geistesleben nach drei Seiten, in Gefühlen, in Vorstellungen, in Strebungen. Das religiöse Leben als das innerlichste des seelischen thut es erst recht. Ist es gesund und kräftig, so nimmt es alle drei Seiten in Anspruch. Darum ist auch jede derselben bei einer Beschreibung des religiösen Wahnsinns zu berücksichtigen. Wir fragen deshalb: Wann haben wir es auf diesen Gebieten mit krankhaften Erscheinungen zu thun?

Das wichtigste Anzeichen geistiger Erkrankung findet sich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle in der Gemütssphäre. Es tritt hier nicht nur der Zeit nach zuerst, früher als andere Merkmale, auf; es steht auch seiner Bedeutung nach in erster Linie. Dem Boden der Gefühle entkeimen ja die bewußten Äußerungen des seelischen Lebens. Richtung, Kraft und Wärme der letzteren hängt zum größten Teil von dem ab, was sich auf jenem Grunde, uns vielfach verborgen, regt. Mit Störungen der Stimmung, des Gemeingefühls pflegen darum die meisten Geisteskrankheiten anzuheben, nicht mit sinnlosen Reden und allerlei Wunderlichkeiten im Handeln und Benehmen. Beklemmung und Angst, Traurigkeit und Mißbehagen sind wer weiß wie oft die Vorboten nahender Erkrankung. In andern, wenn auch weniger zahlreichen Fällen kündigt sich ihr Anbruch durch heitere Ekstase, durch Ausgelassenheit und Mutwillen oder durch Stumpfheit des Gemütes, vollständige Interessenlosigkeit und Gleichgültigkeit an. Aber alle diese Anzeichen enthüllen ihre

wahre Natur nur dann, wenn man ihren Ursprung untersucht. Wo Freud und Leid, von denen das Gemüt beherrscht wird, der Lage der Dinge, dem Temperamente, dem Charakter, der Bildungsstufe einer Person entsprechen, da steht es uns nicht an, auch wenn sie noch so hochgradig werden, eine Geistesstörung zu argwöhnen. Der Kummer über den Verlust von Weib und Kind, der Gram über einen ungeratenen Sohn, eine tief gesunkene Tochter, über harte Schädigungen des Vermögens, die schändliche Untreue eines Freundes, die Zerstörung teurer Hoffnungen und dgl. darf uns ebenso wenig zu Zweifeln an der geistigen Gesundheit der Betreffenden veranlassen, wie die an ihnen wahrgenommene Freude über ein unverhofftes Glück, über eine wunderbare Errettung, über einen reichen Gewinn, und was dem ähnlich sieht. Ja, beiderlei Kundgebungen mögen fast maßlos werden, auf der einen Seite bis an den Rand der Verzweiflung treiben, auf der andern bis dicht an die Grenze der Unsinnigkeit, als wollte man „vor Freude närrisch werden"; es kann sich selbst eine gewisse Unordnung und Zusammenhangslosigkeit der Gedanken damit verbinden, dazu auch eine gewaltige innere und äußere Unruhe, und doch brauchen sich darin keine ungesunden Geisteszustände zu offenbaren. Niemand darf sie darin finden, so lange eine Übereinstimmung zwischen diesen Gefühlserregungen und den Einwirkungen der Außenwelt besteht. Anders aber verhält es sich mit der krankhaften Gemütsverfassung des Irrsinnigen. Sein Geschäft, sein Beruf, sein Familienleben, seine Vermögensverhältnisse, seine Gesundheit haben vielleicht kaum etwas zu wünschen übrig gelassen. Trotz vorübergehender Verdrießlichkeiten und kleiner Leiden, wie sie mit jedem Menschendasein unzertrennlich verbunden sind, hat er sich behaglich, ja glücklich gefühlt. Nichts in seiner Lage hat sich gewandelt, um einem andern Gefühle zur Herrschaft zu verhelfen. Aber wider alles Erwarten bemächtigt sich seiner ein seltsames Mißbehagen, eine wachsende Angst und Traurigkeit, ein Mißtrauen, eine Abneigung, zuletzt selbst ein Haß gegen die Seinigen, gegen seine ganze Umgebung. Wie deutlich giebt sich hier diese Umwandlung der Gemütsstimmung, eben weil sie in den Lebensverhältnissen keine Begründung findet, als eine krankhafte zu erkennen! Dasselbe Urteil haben wir ein andermal über abnorm heitere Stimmung zu fällen. Ein bis dahin stiller und ernster Mensch zeigt je länger

desto mehr eine laute Fröhlichkeit und Ausgelassenheit, einen Mutwillen und ein keckes Auftreten, die man früher an ihm nicht kannte. Hat sein Leben etwa eine beneidenswerte Wendung genommen? Haben sich ihm glänzende Hoffnungen erfüllt oder herrliche Aussichten geboten? Nichts von alledem. Seine Verhältnisse sind dieselben geblieben, vielleicht eher rückwärts als vorwärts gegangen. Wie erklärt sich die auffallende Veränderung? Eine Geistesstörung ist im Heranziehen. Daher die sonst unbegreifliche Umstimmung des Selbst- und Gemeingefühls. Sie ist nicht die gesunde Rückwirkung des Gemütes auf äußere Einflüsse, sondern durch innere Vorgänge vermittelt und darum krankhaft, mag sie auch von der ganzen Umgebung nicht als solche erkannt werden.

Dasselbe gilt auch von dem religiösen Wahnsinn. Wie jeder andere kündigt sich auch dieser zunächst in der Gefühlswelt des Kranken an. Sie bekommt eine andere Färbung, als sie bisher hatte, aber eine Färbung, die aus seinen religiösen Erlebnissen nicht verständlich wird. Ein tiefer Bußschmerz, ein langer, heißer und erschütternder Kampf mit der Sünde, eine Angst um das Seelenheil, die am Tage die Ruhe, in der Nacht den Schlaf raubt und nahe an Verzweiflung grenzt, ein Ringen, wie es David gemäß dem 51. Psalm, Paulus in Damaskus, Luther in seiner Klosterzelle durchstritt, eine daraus geborne, vorübergehende Gleichgültigkeit gegen alle anderen Interessen, Aufgaben und Sorgen, nicht minder aber auch eine unaussprechliche Freude über den endlich gefundenen Frieden, die je und dann alle Ufer überschreitet, als wäre der Mensch seiner selbst nicht mehr mächtig: das alles sind unter gewissen Voraussetzungen ganz gesunde Erscheinungen des religiösen Lebens. Es ist mindestens ein Beweis von mangelnder geistlicher Erfahrung und von Unkenntnis geistlicher Dinge, wenn man darin, wie es oft genug vorkommt, Vorzeichen einer drohenden Verrücktheit sieht. Aber wo jene Anzeichen in keinem normalen Verhältnis zu dem bisherigen innern Leben stehen, wo sie unbegründet hervorbrechen, da weisen sie auf ein Gehirnleiden als auf ihre Wurzel hin. Ein bis dahin gesunder Mensch, der sich um sein Verhältnis zu Gott wenig oder gar keine Sorge gemacht hat, wird von einer ihm unerklärlichen Angst ergriffen und äußert infolge davon Kummer, Schrecken über seine Sünde und bange Furcht vor Gottes Strafe und Gericht.

Allein, nach seiner Sünde gefragt, weiß er keine zu nennen. Selbstgerecht steht er jedem einzelnen Gebote gegenüber, oder er klagt sich dieser, jener Sünde an, die gar nicht in den Kern christlicher Buße hineinführt. Statt seine Grundstellung zu Gott zu beachten, härmt er sich über Vergehungen, die kaum als solche zu bezeichnen sind, über „gemalte Sünden", wie Luther sie einmal nennt, vielleicht selbst über erdichtete und eingebildete. Wie verkehrt wäre es doch, solche Selbstanklagen und die daraus hervorgehende Gewissensangst und Verzagtheit vom rein geistlichen Standpunkt auffassen und mit religiösen Mitteln bekämpfen zu wollen!

So ward ich vor nicht langer Zeit wiederholt bei einer Frau zu Rate gezogen, die nicht ohne christliche Erkenntnis und Erfahrung ist. Vor einigen Monaten hatte sie eine erwachsene Tochter, an der ihr Herz hing, durch den Tod verloren. Bei Tag und Nacht hatte sie die unheilbar Kranke mit liebevollster, unermüdlicher Treue und Aufopferung gepflegt, war aber selbst dadurch entkräftet worden. Auch stand sie in dem sogenannten klimakterischen Alter von 45—50 Jahren. Bald nach dem Tode ihres Kindes ward sie von einer zuvor nicht gekannten, grenzenlosen Seelenangst erfaßt. Ihr Appetit war gering, ihr Schlaf unterbrochen, ihr Körper blutarm. In vollem Widerspruch mit der Wirklichkeit klagte sie sich mannigfacher Unterlassungssünden in der Pflege der Verstorbenen an, glaubte auch bald, der göttlichen Gnade verlustig zu sein und konnte sich die Tröstungen des Evangeliums, wie oft sie ihr auch nahe gebracht wurden, nicht mehr aneignen. Sie schritt täglich dicht am Rande des Irreseins dahin. Hier lag, wie eine eingehendere Erforschung bald ergab, kein geistlicher Vorgang gesunder Art vor. Die Anfechtungen wuchsen nicht aus einem irgendwie begründeten Kummer über thatsächliche Verfehlungen hervor. Die ganze Umgebung der Leidenden hatte die große Selbstverleugnung anerkannt, mit der die Mutter ihre Tochter gepflegt hatte. Auch hätte eine schriftgemäße Buße bei dem Grade von Erleuchtung, welche der Bekümmerten eigen war, an einem ganz andern Punkt, in unserer eigentlichen Grundsünde, in dem Mangel an Liebe, Gehorsam und Dankbarkeit gegen Gott, dessen wir uns schuldig machen, einsetzen oder doch wenigstens früher oder später ihren Schwerpunkt finden müssen. Da dies nicht geschah, so wies schon der Charakter des religiösen Leids, abgesehen von allen andern,

namentlich leiblichen Anzeichen, auf ein erkranktes Nervenleben als auf seinen Sitz und Ausgangspunkt hin. Die Richtigkeit dieser Beurteilung erhielt ganz kürzlich eine neue Bestätigung. Eben dieselbe Familie war neuerdings von einem noch viel schrecklicheren Unglück, als der gedachte Verlust der Tochter war, heimgesucht worden. Ein Sohn, an dessen Ausbildung viele Opfer gewandt worden waren, starb eines nicht natürlichen Todes und unter besonders betrübenden Nebenumständen. Man mußte gespannt sein, wie das auf die Mutter wirken würde. Und was geschah? Die Selbstanklage, von der sie bisher gemartert worden war, verschwand so plötzlich, als wäre sie fortgeblasen. Aber nun wollte eine andere aufkeimen, die nämlich, ob sich nicht die Mutter an dem Sohn verschuldet hätte. Die Unglückliche wußte in dem Gespräche, das ich mit ihr führte, keine bestimmte Verfehlung zu nennen. Sie suchte erst nach einer solchen und gänzlich grundlos, da der Sohn schon seit vielen Jahren in der Ferne gelebt hatte. Nichts als eine krankhafte, leicht begreifliche Verstimmung ihres Nervensystems hatte auch dies neue Wahngeranke bei der Vielgeprüften erzeugt. — Verwandte Anfechtungen quälten einen alten, frommen Mann, sobald sein Herzübel, an dem er litt, ihm besonders zu schaffen machte. Unter heißen Thränen schilderte er mir öfter die namenlose Angst um seine Seligkeit, von der er dann jedesmal gepeinigt würde. Es war dies sein Pfahl im Fleisch (vgl. 2. Corinth. 12, 7—9, eine Stelle, in deren Verständnis solche Erlebnisse hineinführen).

In ähnlicher Weise wie ein tiefes Weh kann sich auch ein starkes Gefühl von scheinbar christlichem Frieden, von geistlicher Freude des Herzens bemächtigen, obgleich keinerlei innere Erfahrungen dazu berechtigen. Diese Gefühle brechen etwa mehr oder weniger plötzlich, angeblich infolge besonderer Erleuchtung hervor; aber diese Erleuchtung beruht auf Sinnestäuschung. Wieder ein anderesmal nimmt eine trostlose Gleichgültigkeit gegen alles, was das religiöse Gebiet berührt, ja ein Widerwille dagegen das Gemüt gefangen, während noch kurz zuvor das Gegenteil stattfand. Die Umstimmung ward nicht veranlaßt durch einen schweren Herzenskampf zwischen Glauben und Unglauben, der dem letzteren den Sieg errang. Nicht Zweifel, nicht Verführung, nicht besondere sittliche Verirrungen, nicht ein allmähliches Erkalten des religiösen Interesses infolge von

wachsender Weltliebe u. dgl. haben das Herz von dem Boden fortgedrängt, auf dem es sich bis vor kurzem so wohl fühlte. So ist es denn ein Nervenleiden, aus dem allein diese Veränderung begreiflich wird. In allen diesen Fällen deutet das Unbegründete der veränderten, meist in ihr gerades Gegenteil verkehrten Gefühle auf ein Gehirnleiden als auf ihre Quelle hin.

Zu demselben Ergebnisse gelangt man auch noch von einer andern Seite her. Bei normalem Zustand des Nervensystems sind der Einfluß der Zeit, ein tröstlicher Zuspruch, eine Belebung der Hoffnung, die Benutzung der geistlichen Trostmittel, die Wegräumung der verstimmenden Veranlassung, Zerstreuung und Erheiterung im stande, das verdüsterte Gemüt aufzuhellen, sei es auch nur allmählich. Aber jeder Versuch dieser Art ist bei denen vergeblich, welche seelisch erkrankt sind. Kein noch so freundlicher und warmer Zuspruch hilft etwas, er erbittert vielmehr oder regt zum Widerspruche auf. Eine sonst beliebte und immer wirksame Zerstreuung stößt ab und dient nur dazu, den Kranken tiefer in sein Leid zu vergraben. Der geistliche Trost wird zurückgewiesen, oder, wenn auch das nicht, so vermag sich ihn der Patient nicht anzueignen. Der scharfsinnigste Beweis, daß kein Grund zu trauern oder sich zu fürchten vorhanden sei, verschlägt nicht. Er mag einen Augenblick Eindruck machen, aber gleich darauf ist seine Kraft dahin, und vielleicht hat die ganze Beweisführung nur dazu gedient, eine neue Wahnidee hervorzurufen oder in der alten zu befestigen. Es ist immer ein Zeichen mangelnder Einsicht in die Natur krankhaft erwachsener Gefühle, wenn man es unternimmt, dieselben auf dem gewöhnlichen Wege umzubilden. Die Wurzel derselben ist ein Leiden des Gehirns, und so lange dieses besteht, wird auch das irregeleitete Gefühl nicht weichen, das aus demselben hervorwächst wie die Sumpfpflanze aus dem Sumpfboden. Einem Kranken, der sich von Gott verlassen fühlt, verloren für alle Ewigkeit, kannst du mit allen Verheißungen der göttlichen Gnade kommen, du kannst ihm vom Morgen bis zum Abend mit allen noch so erquickenden Bibelsprüchen und Liederversen ins Herz reden: es ist alles umsonst; du bringst ihn damit nicht vom Fleck. Ebenso wenig vermagst du einem Leidenden, der sich für einen besonderen Liebling Gottes, für ein auserlesenes göttliches Werkzeug hält, oder einem andern, der in Folge seines Leidens aus der früheren religiösen

Wärme in Lauheit und Kälte oder gar in Widerwillen gegen göttliche Dinge verfiel, durch Belehrung, Ermahnung und Warnung beizukommen. Die Umstimmung des Gemütslebens war ja nicht die Frucht religiöser Untreue, sittlicher Verfehlungen oder der Einwirkung seiner Umgebung. Sie ist die Folge eines Nervenleidens und kann darum auch nur durch Heilung dieses letzteren überwunden werden.

Ganz ebenso verhält es sich mit den Störungen auf dem Gebiet der Vorstellungen. Es ist eine landläufige Meinung, daß diese Störungen das vornehmste, eigentlich entscheidende Merkmal der Geisteskrankheiten seien. Noch ist selbst bei Gebildeten die Ansicht nicht ganz ausgerottet, daß sich jede Geisteskrankheit durch zusammenhangslose und verworrene Reden wie durch widersinnige Handlungen und ein seltsames, auffallendes Benehmen äußern müsse. Wenn diese Erscheinungen fehlen, wenn der Kranke anscheinend verständig spricht und handelt, so wird er in der Regel als ein geistig gesunder Mensch betrachtet; und man ist nicht selten hocherstaunt, wenn er dennoch von ärztlicher Seite für geisteskrank erklärt wird. Allein Anschauungen dieser Art beruhen auf schweren Verkennungen. Bei wievielen Irren tritt nur eine teilweise Störung der bewußten Geistesthätigkeit zu Tage, und auch diese oft nur in vertrautem Verkehr. Im übrigen erscheinen sie ganz verständig und besonnen und geben sich selbst, wie es gerade bei Kranken dieser Art zu geschehen pflegt, für gesund aus. Und doch sind sie schwer erkrankt. Ja, wir müssen noch weiter gehen. Nicht bei allen Kranken findet sich das, was man gewöhnlich unter Störungen des Denkens versteht. Man hat dabei fast ausnahmslos den Inhalt der Vorstellungen im Sinne und glaubt allein dann ein seelisches Leiden annehmen zu dürfen, wenn dieser Inhalt durch krankhafte Vorgänge gefälscht ist. Aber man übersieht dabei, daß es auch Störungen im Gebiete des Denkens giebt, die formaler Natur sind. Die Geschwindigkeit, mit der die Vorstellungen ablaufen, kann unnatürlich verlangsamt sein, wie in der Melancholie und dem Blödsinn. Sie kann aber auch außerordentlich beschleunigt sein bis hin zur Ideenjagd oder Gedankenflucht, ja bis zur Verworrenheit, wie bei den maniakalischen Zuständen, insbesondere der Tobsucht. Es kann weiter die Verknüpfung der Vorstellungen nicht, wie es bei dem Gesunden geschieht, nach ihrem Inhalt und Wert, nach ihrer sach-

lichen Bedeutung erfolgen, sondern nach Formen, welche ihnen krankhaft aufgedrängt sind, z. B. nach dem Gleichklang, der lautlichen Ähnlichkeit der Worte, oder wie in der Grübelsucht unter einem steten, dem Kranken selbst peinlichen Fragen nach dem Warum. In anderen Fällen wiederum tauchen ganze Vorstellungsreihen, die längst vergessen schienen, mit überraschender Klarheit wieder auf, in noch andern Fällen sind solche mehr oder weniger plötzlich wie ausgelöscht, was sich durch eine auffallende Abnahme des Gedächtnisses entweder im ganzen oder für bestimmte Gebiete, wie Namen, Zahlen, kundthut. So giebt es also eine Abänderung des Vorstellungsverlaufes, welche auf durchaus krankhafter Grundlage beruht, aber in der Regel nur von Sachverständigen als solche erkannt wird. Dabei kann der Kranke im übrigen wesentlich vernünftig denken und reden, mit auffallender Schlauheit handeln, ist aber trotzdem geistesgestört. Das zeigen seine krankhaft veränderten Stimmungen und Affekte oder irren Bestrebungen, vielleicht auch ein Nachlassen der geistigen Kräfte im allgemeinen. Wo sich diese Merkmale finden, da hat man einen Geisteskranken vor sich, mögen auch eigentliche Wahnideen fehlen.

Nichtsdestoweniger ist es unbestreitbar, daß in einer sehr großen Anzahl von Geisteskrankheiten auch der Inhalt der Vorstellungen ein eigentlich krankhafter ist. Es kommt hier zu wirklichen Wahnideen. Und dieses Merkmal ist ein so hervorstechendes, daß man alle Geisteskrankheiten als „Wahnsinn" oder „Irrsinn" bezeichnet. Allein man hüte sich, Wahn- und Irrsinn mit Irrtum zu verwechseln. Der Irrtum ist für uns Menschen, so wie wir nun einmal sind, unvermeidlich, in gewissem Sinne normal. Er haftet uns an infolge der unserem Wissen und Denken gesetzten Schranken, infolge der auch bei dem Begabtesten und Einsichtsreichsten niemals vollkommenen Bildung und infolge unserer häufigen Unachtsamkeit und nie ganz zu überwindenden Fehler im Denken, Schließen und Beobachten. Mit Recht ist darum das Sprichwort: „Irren ist menschlich" in aller Munde. Aber ein Irrtum kann doch bei Sammlung und Aufmerksamkeit, durch wachsende Bildung, durch Belehrung verbessert werden. Er läßt sich schneller oder langsamer beseitigen. Anders verhält es sich mit den Wahnideen, welche das Irresein erzeugt. Sie haben in einem Gehirnleiden ihren Herd

und widerstehen darum jeder Bekämpfung, so lange dieses andauert. Es ist ganz vergeblich, dem Geisteskranken seinen Irrtum ausreden oder fortbeweisen zu wollen. Keine demosthenische Beredtsamkeit und kein aristotelischer Scharfsinn bringt das fertig. Ein Kranker, der das perpetuum mobile entdeckt zu haben glaubte, wurde zu dem berühmten Physiker Arago gebracht, der ihn durch den Beweis, daß ein solches Ding unmöglich sei, bis zu Thränen rührte. Aber kaum war er dreißig Schritte weit fortgegangen, so stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, hob das Haupt und sagte: „Das ist ganz gleich; Arago irrt sich; mein Rad dreht sich ganz allein; es dreht sich im stehenden Wasser."

Um die religiösen Irrtümer und Wahnvorstellungen ist es geradeso bestellt. Bei geistig gesunden Menschen lassen sich die verkehrten Überzeugungen auch auf diesem Gebiete, sei es auch erst nach langer Mühe und sehr allmählich, berichtigen. Von den niedrigsten Stufen religiöser Erkenntnis lassen sich die einzelnen wie ganze Völker zur Reife christlicher Einsicht emporheben. Die Geschichte der Mission liefert dafür unzählige Beweise. Es ist darum auch nicht gerecht, die religiösen Irrtümer, den „Wahn" ganzer Zeitalter, wie den Glauben an Hexen, an die Macht von Zauberern und andern Aberglauben mit den Erzeugnissen seelischer Krankheit auf eine Linie zu stellen, wie es so manchmal geschieht. Diese Verirrungen des menschlichen Denkens lassen sich durch zweckmäßige Unterweisung beseitigen, was bei krankhaft erwachsenen Wahnideen unmöglich ist. Peschel hat von gewissen, durch die ganze Welt gehenden Vorstellungen nachgewiesen, daß sie die Folge einer natürlichen, intellektuellen Schwäche, einer überwuchernden, noch ungezügelten Einbildung sind, ähnlich wie sie sich beim noch unentwickelten Menschen, beim Kinde finden. Er hat daraus nicht mit Unrecht den Schluß gezogen, daß sie für gewisse niedrige Kulturstufen unvermeidliche, notwendige Irrtümer sind. Aber es führt zu Mißverständnissen, wenn er sie mit dem Namen „Wahnvorstellungen" belegt. Von „Wahn" sollte man bei sorgfältigem Sprachgebrauch nur reden, wenn man krankhaft entstandene Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen vor sich hat, deren charakteristisches Merkmal es ist, daß sie jeder Bekämpfung widerstehen, so lange das Gehirnleiden andauert. Sie können im Lauf der Zeit an Kraft und Frische und Lebhaftig-

keit verlieren, sich auch in Einzelheiten verändern; aber entwurzelt werden sie erst, wenn die Krankheit gebrochen ist.

Wie vielen andern Wahnideen, so sieht man es auch nicht allen religiösen sofort an, auf welchem Grunde sie erwuchsen. Es giebt freilich solche, welche ihren ungesunden Ursprung an ihrer Stirn tragen, so wenn sich z. B. ein Kranker für Gott oder Christus oder für den Teufel hält. Aber es giebt andere, bei denen es zunächst zweifelhaft sein kann, welcher Quelle sie entstammen. Beide, ein Gesunder und ein Kranker, können von der Meinung gepeinigt werden, Gott habe sie verstoßen, es gebe keine Gnade für sie, ihrer Sünden seien zu viele, als daß sie ihnen vergeben werden könnten. Aber während der geistig Gesunde durch Belehrung, durch den Gebrauch des göttlichen Wortes von diesen Anschauungen schneller oder langsamer zurückkommt, beharrt der seelisch Erkrankte bei ihnen trotz zehnfachen Versuches, sie auszurotten. Sie stehen und fallen mit seinem Leiden. Es macht auch keinen Unterschied, ob eine ganze Reihe von Wahnideen besteht, ein förmliches System religiöser Ansichten oder nur eine einzelne, sogenannte „fixe Idee", in diesem letzteren Falle aber der Mensch im übrigen gesund erscheint. Der Fortbestand dieser einzelnen Wahnideen beweist nur, daß er schwerer erkrankt ist, als es scheint.

Auf denselben Ursprung wie die Wahnideen der Geisteskranken weist auch die umfangreiche Gruppe derjenigen Vorstellungen hin, welche man nach dem Vorgang von Krafft-Ebing Zwangsvorstellungen zu nennen pflegt. Es sind damit gewisse lästige, quälende Gedanken gemeint, welche sich bei geistiger Störung wie von selbst, ja wider den Willen der davon Heimgesuchten und meist für längere Dauer, nicht selten auch mit nur geringer Unterbrechung immer aufs neue einstellen. Die Leidenden sehen deren Widersinnigkeit und Ungereimtheit, die Grundlosigkeit oder Ungehörigkeit vollkommen ein, können sie aber trotz aller Bekämpfung nicht loswerden. Sie werden von ihnen nicht nur oft oder gar beständig in ihrem sonstigen Denken gestört und beunruhigt, je und dann bis zur Verzweiflung hin, sondern auch zu entsprechenden Handlungen gereizt, obschon sie solche vielleicht lächerlich oder abscheulich finden. Und wieder ein anderes Mal werden sie dadurch von Handlungen und Arbeiten, welche ihnen ihr Beruf auferlegt, abgehalten. Der fremd-

artige, störende Inhalt dieser Zwangsvorstellungen, der auch als solcher empfunden wird, die zähe Widerstandskraft, welche sie allen Versuchen, sie zu beseitigen, entgegensetzen, beweist, daß sie Erzeugnisse eines abnorm beschaffenen Gehirns, in der Regel eines erblich belasteten, selten eines erst später erkrankten Gehirns sind. Hierhin gehört die krankhafte Frage- und Grübelsucht. Der Kranke wird von gewissen Fragen menschlichen Denkens verfolgt, ohne ihnen entrinnen zu können, z. B. wie ist der Mensch entstanden, wie Gott, wie die Welt, oder auch von seltsamen Einfällen, warum es nicht zwei Sonnen oder zwei Monde für unsere Erde gebe, warum diese, jene Person gerade so hoch sei u. dgl. Manche wieder plagen sich unaufhörlich mit mathematischen Fragen, mit den schwierigsten Kopfrechnungen. Griesinger erzählt von einem Kranken, der immer rechnen mußte, selbst in der Droschke. Andere müssen, was sie sehen, zählen, die vorüberfliegenden Schwalben, die des Weges daherkommenden Pferde. Der berühmte Rechenmeister Dase zählte auf einem Kommers die Buchstaben des erstgesungenen Liedes. Noch andere martern sich mit allerhand Möglichkeiten, was etwa geschehen würde, wenn sie sich mit einem Messer, das sie sehen, den Hals abschnitten, ob der Tod sofort einträte und wie, etwa durch Verblutung, oder ob dieser, jener, dem sie am Ufer eines Flusses begegnen, sich würde retten können, wenn sie ihn ins Wasser stießen. Niemand darf diese Frage- und Grübelsucht mit dem Wissensdrang in eine Linie stellen; denn es fehlt dabei die mit dem gesunden Forschungstrieb verbundene Lust und Freude. Dem Kranken ist jenes Nachdenken eine Last, und doch kann er es nicht lassen, wie albern oder nutzlos es ihm auch erscheinen mag. Weiter zählt hierher die Zweifelsucht mancher Kranken, ob sie mit dem, was sie thun, auch recht thun. Meist kommen dabei nur geringfügige Dinge in Betracht, z. B. ob der Brief, den sie schrieben, auch keine Fehler enthalte, ob er beim Hineinstecken in den Briefkasten auch auf den Grund desselben gefallen und nicht etwa zwischen den Wänden stecken geblieben sei, ob vom Porzellan- oder Glasgefäß, das an einen andern Gegenstand anstieß, kein Splitter abgesprungen sei, der irgend einen Menschen verletzen könnte, ob sie nicht durch ein Streichhölzchen, das sie anzündeten und nachher auslöschten und wegwarfen, etwas in Brand gesteckt hätten, ob sie nicht jemand von der Brücke, über welche sie gingen, ins Wasser stießen.

Im gesellschaftlichen Verkehr fürchten wieder andere fast ohne Aufhören, etwas Unschickliches gesagt oder gethan zu haben. Manche müssen stundenlang beobachten, ob kein Kind überfahren wird, ob der Dachdecker, den sie in der Höhe arbeiten sehen, nicht herabstürze, ob die Brücke nicht zusammenbreche und alle Passanten glücklich hinübergelangten. Noch andere werden von der Angst gepeinigt, sich durch Berührung dieses oder jenes Gegenstandes zu verunreinigen oder anzustecken oder zu vergiften. Wieder andere sind Sklaven der sogenannten Platzfurcht. Sie haben eine entsetzliche Angst, über einen freien Platz oder eine menschenleere Straße zu gehen. Versuchen sie es dennoch, so kann diese Furcht so heftig werden, daß es zum Herzklopfen, Zittern, Schweißausbruch, Vergehen der Sinne und ähnlichem kommt.

Auf dem religiösen Gebiete ist hierher zu rechnen der wunderliche Drang, während des Gottesdienstes oder sonst Gott zu lästern, seines Namens zu spotten, bei den heiligsten Dingen zu lachen, obschon das Herz davor graut, im Gebete statt Himmel Hölle, statt Gott Teufel, statt geheiligt verflucht u. a. zu sagen, ferner der Zwang, über religiöse Dinge zu grübeln, etwa über den Ursprung des Teufels, die Dreieinigkeit, die Beschaffenheit der Ewigkeit.

Es ist begreiflich, daß solch ein Leiden auch die Handlungsweise beeinträchtigt. Allmählich kann der Kranke dem Antriebe nicht mehr widerstehen, sein Thun, sein Benehmen den Ideen anzupassen, die ihm aufgenötigt werden. In seiner Grübelsucht verliert er Lust und Kraft zu seinen Berufsarbeiten. Seine Berührungsfurcht verleitet ihn, alles zu vermeiden, was ihm gefährlich dünkt. Berührt er sich dennoch damit, so muß er den schädlichen, giftigen Stoff durch beständiges Waschen und Säubern von Körper und Kleid entfernen. Damit niemand auf der Straße ein Bein breche, muß er die Steine auf ihr beseitigen; er muß im schnellen Laufe die Brücke passieren oder dicht am Geländer einhergehen. Gesellschaften, in denen er sich eine Blöße geben könnte, besucht er nicht. Schriftliche Mitteilungen ändert und bedenkt er zehn- und zwanzigmal, und was dessen mehr ist. Ein mir bekannter Irrenarzt bat immer, wenn er in Begleitung eines andern über eine nach einer Längsseite hin offenen Brücke ging, seinen Begleiter an der geschlossenen Seite zu

gehen, weil er den Trieb fühlte, denselben ins Wasser zu stoßen. Ein Pfarrer mußte schließlich aufhören zu predigen, weil ihn während der Predigt nie der Drang verließ, von der Kanzel herabzuspringen. Sind die Zwangsvorstellungen religiöser Art, so kann es auch hier geschehen, daß der Geplagte ihnen in seinem Verhalten nachgiebt. Er flucht, er lästert, wo er beten möchte; er spottet, wo er andächtig sein möchte; er lacht, wo er doch ernst gestimmt sein will. Ein evangelischer Geistlicher konnte, wenn er infolge von Überarbeitung nervös schwer angegriffen war, während er predigte, nur mit der allergrößten Mühe und auch dann nicht jedesmal mit Erfolg den Drang niederhalten, bei der Verkündigung der heiligsten, ernstesten Dinge zu lachen. Es ist leicht begreiflich, daß manche dieser Kranken durch solche und ähnliche Erfahrungen veranlaßt werden, Gottesdienst und Gebet zu meiden, während andere durch ihre geistliche Grübelsucht für sonstige Dinge ganz oder großenteils unbrauchbar werden.

Mit diesen Bemerkungen stehen wir auf dem Übergang zu den Krankheits-Anzeichen im Bereich der Strebungen, des Triebes und Willens. Die ältere Irrenheilkunde redete nach französischem Vorgange von isolierter Erkrankung des Begehrungsvermögens, von einem krankhaften Hervortreten einzelner Handlungen, meist verbrecherischer Art, oder von einer krankhaften Herrschaft einzelner Triebe, wobei das übrige Geistesleben unberührt bleibe und in normaler Weise thätig sei. Hierhin rechnete man den sogenannten Brandstiftungstrieb, die Stehlsucht, die Mord-, die Trunksuchtsmanie, den unwiderstehlichen Wandertrieb, der bisweilen noch im hohen Alter hervortritt, das krankhafte Heimweh, die Bettelsucht, die Neigung mancher Epileptischen zu allerlei Handlungen der Bosheit und sonstige Irrtriebe. In neuerer Zeit hat man diese Auffassung aufgegeben. Eine ausschließliche Erkrankung eines Geistesvermögens, eine „reine Willenskrankheit", eine Monomanie, wie man sie nannte, findet sich nirgends. Wo man derselben zu begegnen glaubt, da ist doch, genauer zugesehen, eine weiter greifende Erkrankung vorhanden. Auch das Empfindungs- sowie das Vorstellungsleben ist in Mitleidenschaft gezogen. Liegt jenes häufig unter einem lästigen Drucke darnieder, so ist bei diesem die Klarheit und der normale Verlauf der Vorstellungen, nicht selten auch deren Inhalt beeinträchtigt. Eine aus

dem unbewußten Geistesleben aufsteigende Vorstellung setzt sich in vielen Fällen sofort zur That um, ohne dem Kranken zum vollen Bewußtsein zu kommen. Die Handlung erscheint darum auch dem Beobachter und dem Handelnden selbst unverständlich, weil unbegründet, wie eine Vergewaltigung, welcher der Leidende unterliegt. Die dunkle Vorstellung, welche sie veranlaßte, ward etwa ausgelöst durch den Drang eines starken sinnlichen Gefühles, z. B. einer krankhaft bis zum Blutdurst gesteigerten Wollust, die zur Notzucht mit Tötung oder Verstümmlung des Opfers führte, oder durch die belästigende Empfindung von Heimweh, Weltschmerz, Langeweile u. dgl. Ein anderes Mal ward die That hervorgerufen durch eine blitzartig auftauchende Sinnestäuschung, wie wenn der Kranke den Befehl zu hören glaubte: „Zünd an!“ oder Blut, Flammen zu sehen meinte. Und wieder in andern Fällen ward sie durch eine versteckte Wahnidee erzeugt. Immer aber lag der letzte Grund dazu in einer Entartung des Gehirn- und Nervenlebens, sei es einer durch Vererbung überkommenen oder einer erworbenen. Hieraus erklärt sich denn auch der Schein der Nötigung, welcher vielen krankhaften Äußerungen anhaftet. Stehen die Erkrankten noch in dem ersten Entwicklungstadium ihres Leidens, so klagen manche unter ihnen, daß sie nicht mehr fühlen, nicht mehr denken, nicht mehr handeln konnten, wie sie wollten. Sie „müßten“ tanzen, „müßten“ beißen, schimpfen, schreien, schlagen, zertrümmern u. s. w. Gebildete entschuldigen sich dann wohl um dieses Treibens willen, ohne doch demselben widerstehen zu können, oder sie warnen ihre Umgebung vor ihren eigenen Ausbrüchen. Es ist auch ganz erfolglos, solche Kranke zur Anspannung ihrer Willens- und Thatkraft zu ermuntern. Das hieße ja soviel wie: Sei geheilt! So erzählt z. B. Marc (nach M. Leidesdorf: Lehrbuch der psychischen Krankheiten. Erlangen 1865) von einem ausgezeichneten Chemiker und liebenswürdigen, sanftgesinnten Dichter, der sich, von Mordsucht gequält, vor den Altären niederwarf, Gott um Befreiung von dieser schrecklichen Neigung anflehte und endlich um Aufnahme in ein Krankenhaus bat. Hier eilte er jedesmal, sobald ihn jener Trieb überwältigen wollte, zum Vorsteher der Anstalt und ließ sich beide Daumen mit einem Bande zusammenbinden. Dies schwache Band reichte hin, ihn zu beruhigen. Doch machte er schließlich einen

meuchelmörderischen Angriff auf seinen Wärter und starb bald darnach in einem Anfall heftigster Wut. Offenbar trugen krankhafte Vorgänge in seinem Gehirn in diesem Falle die letzte Schuld. Und so ist es in gar vielen Fällen.

Nur hüte man sich, hier die Grenzen zu weit zu ziehen. Es giebt Wunderlichkeiten im Auftreten und Benehmen, in Sitte, Kleidung und Ausdrucksweise, welche den Schein erregen, als wiesen sie auf eine krankhaft gestörte Geistesverfassung hin. Manchmal rücken dieselben auch wirklich bis an die Grenze zwischen normalen und unnormalen Zuständen. Aber noch öfter beruhen sie auf Erziehung, Angewöhnung, sonderbaren Vorstellungen, Herkommen und geschichtlichen Verhältnissen, die uns kein Recht geben, von Anzeichen vorhandener Geistesstörung zu reden. Ebenso wenig dürfen wir auf dem religiösen Gebiete die große Menge der Erscheinungen, die aus dem Rahmen des gewöhnlichen Geschehens heraustreten, ohne weiteres in die Rubrik des Irrsinns verweisen. Wir stoßen hier auf Beispiele der Wunderlichkeit und Schwärmerei, auf Absonderlichkeiten, die teilweise das Gepräge der Narrheit tragen, aber doch nur ein verschrobenes, ungesundes Geistesleben, nicht aber ein erkranktes Nervenleben verraten, obschon sie schließlich auch auf das Gehirn einwirken müssen. Die Selbstquälereien der indischen Büßer, die bis zur Sinnlosigkeit und gänzlichen Erschöpfung gesteigerten Tänze gewisser mohammedanischer Derwische, die Askese des mittelalterlichen und früheren Mönchtums, der Kinderkreuzzug des dreizehnten Jahrhunderts, die Grausamkeiten des Fanatismus, viele Tollheiten und Abgeschmacktheiten, von denen die Geschichte katholischer und evangelischer Sekten berichtet, wie der Nabelschauer auf dem Berge Athos, der Wiedertäufer zur Zeit der Reformation, der Zioniten in Ronsdorf, der Mormonen in der Neuzeit, der Jumpers, der Heilsarmee u. s. w., das wunderliche Gemisch von Ernst und Narrheit, dem wir darin begegnen, alle diese Erscheinungen beweisen, daß es bei den Betreffenden an einem nüchternen, von Zucht und Maß getragenen Seelenleben fehlt; auch bezeugen sie fast ausnahmslos eine geringere oder größere Nervenüberreizung. Aber sie geben keinen hinreichenden Grund, religiösen Wahnsinn anzunehmen. Von diesem kann nur da die Rede sein, wo das unnormale Geistesleben aus einer nachweisbaren, tieferen Erkrankung des Gehirns

erwächst. Es ist ja nichts Seltenes, daß ein Übermaß in religiösen Übungen, im Lesen und Hören des göttlichen Wortes, im Beten, im Abendmahlsgenuß, im Besuche religiöser Versammlungen, in der Teilnahme an christlichen Bestrebungen, im Beichten und Bekennen seines Glaubens, eine Sucht, den Märtyrer zu spielen und dgl., verbunden mit besonderer Inbrunst, je und dann auch mit Verzückungen, ebenso wie das Lästern und Fluchen, das Beschimpfen alles Heiligen bei anderen durch krampfhafte Vorgänge im Nervengebiet veranlaßt wird. Wie manche Selbstverstümmelungen, Gewaltthaten und Angriffe auf das Leben anderer, Selbstkreuzigungen und Kasteiungen lassen sich nur von hier aus erklären!

So wichtig die vorstehend charakterisierten Elementarstörungen des Geistes sind, so wenig befähigt uns doch die Kenntnis derselben für sich allein zu einem zutreffenden Urteil über das Vorhandensein von Geisteskrankheiten. Die Auffälligkeiten bei einem darauf hin beobachteten Menschen können noch so groß sein sowohl im Bereich seines Gefühlslebens, wie in dem des Denkens und Wollens, und es mag sich von hier aus der Verdacht noch so nahe legen, daß wir es mit einem seelisch gestörten Menschen zu thun haben: und wir können uns dennoch täuschen. Es giebt kaum eine elementar seelische Störung, die nicht gelegentlich einmal auch bei Gesunden vorkäme. Zwei Personen können das Gleiche sagen oder thun; beide können z. B. tiefe Besorgnis haben, ob sie noch Vergebung erlangen können, oder ob sie noch bei Gott in Gnaden seien; beide können meinen, zu diesem, jenem Werke berufen zu sein, und der eine muß nach genauer, umfassender Untersuchung für gesund, der andere für krank erklärt werden. Ist der Glaube an Hexen bei einem hochgebildeten Menschen unserer Tage verdächtig, so ist er es nicht bei dem ungebildeten. Nicht die abnorme seelische Erscheinung selbst, sondern die Entstehung und Begründung derselben ist entscheidend. Um aber über letztere ein Urteil gewinnen zu können, ist der gesamte Zustand des Menschen zu erforschen. Erst daraus kann sich ergeben, ob die auffälligen Anzeichen in irgend welcher Nerven-Erkrankung wurzeln.

Aber selbst angenommen, daß dies zutrifft, ja daß selbst eine Erkrankung des Gehirns vorliegt, so bleibt es doch immer fraglich, ob man wirklich vor einer Geisteskrankheit steht. Es ist möglich, daß das alles nur eine Teilerscheinung einer anderweitigen

Krankheit ist. Bekanntlich treten im Fieberdelirium, bei Gehirnentzündungen, bei manchen Vergiftungen, in gewissen Erschöpfungszuständen und bei noch andern Veranlassungen Äußerungen des seelischen Lebens zu Tage in Wort und That, welche auf eine krankhafte Ergriffenheit des Nervensystems hinweisen und mit manchen Störungen der Geisteskranken eine überraschende Ähnlichkeit haben. Aber doch ist darum noch keine Geisteskrankheit vorhanden. Nicht alle Nerven-, nicht alle Hirnkrankheiten zählen zu den Geisteskrankheiten. Wie jede besondere Klasse von Krankheiten, so hat auch diese letztere ihre Eigenart. Soll Geisteskrankheit festgestellt werden, so muß nicht bloß das eine oder andere seelische Anzeichen, sondern die Gesamtheit der Anzeichen bei dem Verdächtigen ins Auge gefaßt werden. Entspricht dann dieses Gesamtbild, wenn auch nicht in allen Stücken, so doch in seinen wesentlichen Einzelheiten dem Bild einer oder der andern Hauptform des Irrsinns, so ist an einer geistigen Erkrankung nicht zu zweifeln. Es ist also nötig, daß das ganze geistige Verhalten des Menschen, und wie dasselbe geworden ist, ermittelt werde, die ererbte oder angeborene seelische Anlage und Eigentümlichkeit, die Erziehung, die Lebensschicksale. Insbesondere muß die jetzige mit der früheren Persönlichkeit genau verglichen werden, damit sich ergebe, ob eine von dem früheren Wesen beträchtlich verschiedene, ihm fremde Beschaffenheit des Seelenlebens eingetreten sei, ob das Ich verfälscht sei. Das Sonst und Jetzt scheidet sich hier oft überraschend scharf und um so deutlicher, je schneller die Umwandlung in der Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise des Leidenden erfolgt. Der Sparsame wird verschwenderisch, der Mäßige trunksüchtig, der Schüchterne herausfordernd, der Sittsame unzüchtig, der Gottlose fromm u. s. w. Nun ist aber wohl zu untersuchen, ob diese Veränderungen die Folge von äußeren Einwirkungen, von Verführung, Überzeugungswechsel, sittlichen oder unsittlichen Einflüssen durch Lektüre oder Verkehr sind, oder die Folge nervöser Erkrankung. Nur im letztern Fall hat man nicht einen Schuldigen, sondern einen Kranken vor sich, der nicht Anklagen und Vorwürfe, sondern Mitleid und Erbarmen verdient, selbst dann, wenn sich seine Veränderung als eine Veränderung zum Bessern giebt, wenn der Kranke liebenswürdiger, unternehmungslustiger, belebter, geist- und witzreicher als zuvor erscheint. Es folgt hieraus, daß zum

richtigen Verständnis des Krankheitsbildes auch die leiblichen Merkmale nicht außer acht zu lassen sind. Ob der Schlaf, ob die Ernährung gestört ist, ob das Körpergewicht abnimmt, ob die Absonderungen und Ausscheidungen normal sind, desgleichen die Verdauungsthätigkeit, der Blutumlauf, die Eigenwärme, ob heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Empfindungslosigkeiten, Lähmungen, Pupillenveränderungen u. dgl. vorhanden sind, das muß sorgfältig festgestellt werden. Nur dann, wenn die körperliche Untersuchung mit der geistigen Hand in Hand geht, läßt sich ein zuverlässiges Urteil darüber gewinnen, ob man vor wirklicher Seelenstörung steht, oder nur vor Abweichungen vom normalen Verhalten, die vielleicht ganz oder teilweise gewissen leiblichen Leiden entstammen, aber doch noch innerhalb der Grenzen geistiger Gesundheit liegen, sollten sie sich auch fast mit diesen decken. Am schwierigsten liegt die Sache in den nicht so seltenen Fällen, wo sich eine Geisteskrankheit langsam und allmählich und scheinbar ganz aus dem Charakter des Betreffenden heraus entwickelt, gleichsam nur eine Steigerung vorher schon vorhanden gewesener Charaktereigentümlichkeiten darstellt. Auch ein Fachmann muß da wohl lange beobachten und forschen, ehe er zur Klarheit gelangt. Er muß dazu fast noch sorgfältiger als in anderen Fällen den ganzen Menschen ins Auge fassen, sein leibliches und geistiges Verhalten von Kindheit an, seine Veranlagung, Abstammung, Erziehung, seine Krankheiten und Erlebnisse und ähnliches.

Bei dieser Untersuchung wird das Augenmerk u. a. auch auf eine der interessantesten und wichtigsten Störungen gerichtet werden müssen, die sich fast bei allen Geisteskranken findet, auf die Sinnestäuschungen. Man kann keinen richtigen Einblick in das Irresein gewinnen, wenn man von dem umfassenden Gebiete Umgang nimmt, das unter diesem Namen eine Fülle der merkwürdigsten Erscheinungen unseres Seelenlebens in sich begreift. Nach dem Vorgange des französischen Arztes Esquirol, der sich zuerst eingehend mit den hierher gehörigen Vorkommnissen beschäftigte, unterscheidet man dabei die „Hallucinationen" von den „Illusionen." Unter „Hallucinationen" versteht man Sinnesvorspiegelungen ohne irgend welche äußere Veranlassung, unter „Illusionen" Sinnesirrtümer, falsche Deutungen von Vorhandenem. Es ist eine „Hallucination", wenn ich einen Menschen sehe, der gar nicht da ist, wenn ich eine Stimme

höre, wo gar nicht geredet wird. Es ist eine „Illusion", wenn ich eine fremde Person für eine bekannte halte. In lustiger Weise erläuterte vor einigen Jahren Professor Mendel in Berlin diesen Unterschied unter Anreihung der Vision in einer Vorlesung seinen Zuhörern also: „Wenn ich hier ganz ruhig sitze, gar nicht an Engel denke und mit einemmal einen leibhaftigen Engel zu sehen glaube, so ist das eine Hallucination. Wenn ich mich dagegen eifrig mit religiösen Studien beschäftige und in meinem Glaubenseifer die Erscheinung eines Engels habe, so ist das eine Vision. Hingegen wenn ich von einem von Ihnen glaubte, daß er mit allen Tugenden der Engel ausgestattet sei, in ihm also einen Engel erblickte, so ist das eine Illusion."

Solche Sinnestäuschungen kommen vorübergehend auch bei geistig gesunden, zumal bei geistig erregten, phantasiereichen Leuten vor. Wie bekannt, hat einmal Goethe, wie er uns im dritten Teil im elften Buch seiner „Wahrheit und Dichtung" erzählt, sich selbst gesehen, als er Friederike von Sesenheim verlassen hatte, und „ihm sehr übel zu Mute war." „Nun ritt ich," so erzählt er, „auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach etwa acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall trug, mich auf demselben Wege befand, um Friederiken noch einmal zu besuchen." Goethe wußte, daß er es hierbei mit einem „wunderlichen Trugbild"[1]) zu thun hatte, und darin lag der Beweis, daß er geistig gesund war. Der französische Gelehrte Pascal sah nach einem gefährlichen Sturze auf einer Brücke stets einen Abgrund vor sich. Walter-Scott bemerkte einmal seinen verstorbenen Freund Byron in den Falten eines Vorhangs. Nicolai, der einen gewohnten Aderlaß und das Ansetzen von Blutegeln unterlassen hatte, erblickte monate-

[1]) Diese Bezeichnung scheint hier doch nicht zu passen; vielmehr handelt es sich um eine Art geistigen Vorausschauens, die auch sonst oft genug vorkommt. D. L.

lang, als er krank war, außer allerlei menschlichen Gestalten auch Hunde und Vögel. Nach vier Wochen fingen die Menschen auch an zu reden; sie sprachen unter sich, doch meistens mit dem Kranken. Aber alle diese Sinnestäuschungen, die von Nicolai als solche erkannt wurden, verschwanden, als ihm eine Quantität Blut entzogen war. Emanuel von Swedenborg rühmte sich, 28 Jahre hindurch überirdische Gesichte gehabt zu haben. Gott und die Engel erschienen ihm darin leibhaftig. Er versicherte ausdrücklich, mit den Engeln in ihren Wohnungen verkehrt zu haben, in ihren Häusern, Höfen und blumenreichen Gärten. Seinen Beschreibungen dieser himmlischen Dinge merkt man sofort den irdischen, menschlichen Ursprung an. Überirdische Erscheinungen will bekanntlich auch die Jungfrau von Orleans gehabt haben, und wie viele andere außerdem! Zu den Sinnestäuschungen dieser Art ist auch die lange Reihe von Bildern zu rechnen, welche der Traum, der Rausch, der Schwindel und ähnliche Zustände erzeugen.

Häufig nun erkennt der gesunde Mensch diese Phantasmen als das, was sie sind, und läßt sich dadurch nicht weiter beeinflussen. Doch geschieht es gar nicht so selten, daß er an die Wirklichkeit derselben glaubt. Wir sind es ja gewohnt, unseren Sinnen zu trauen und das, was wir sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, als das Wahrste anzusehen. Und auch die Sinnestäuschung ist eine thatsächliche Sinneswahrnehmung, nur mit dem Unterschiede, daß die normalen, die objektiven Sinneswahrnehmungen durch äußere, die Sinnestäuschungen aber durch innere Ursachen erzeugt werden. Unwissenheit, Aberglaube, Hang zum Wunderbaren, Trägheit des Denkens, Zeitanschauungen hindern wer weiß wie oft die rechte Einsicht, nicht minder gewisse Affekte, wie Zorn, Furcht, Freude, welche die Besonnenheit und ruhige Erwägung unmöglich machen. Niemand hat das Recht, solche nicht erkannten Sinnestäuschungen als ein Zeichen von Irresein aufzufassen. War etwa Benvenuto Cellini darum ein Geisteskranker, weil er im Kerker auf sein Gebet, Gott möge ihn noch einmal das Licht der Sonne sehen lassen, die Sonne wirklich zu sehen glaubte? Oder war es Sokrates, weil er sich mit seinem „Dämon“ unterhielt? Waren es die oben Genannten um ihrer „Hallucinationen“ willen? Auch die für wahr gehaltene Sinnestäuschung ist ein Zeichen einer Gehirnreizung, aber meist nur einer

schnell vorübergehenden und teilweisen, keiner so tief greifenden, daß man sich daraus allein ein Urteil über den Gesamtzustand des Menschen erlauben dürfte. Sie kann durch Blutmangel oder durch Blutüberfülle des Gehirns, durch Störungen in der Ernährung desselben, durch Fieberhitze, durch Vergiftung mit Belladonna, Opium, Haschisch, durch übermäßigen Genuß von alkoholhaltigen Getränken, durch längere Schlaflosigkeit und Erschöpfungszustände, infolge von Fasten u. dgl. hervorgerufen sein. Die Entzückungen und Visionen der Hellseherinnen und religiösen Schwärmer sind gar häufig durch vorangegangenes Hungern erzeugt. Der überirdische Schimmer dieser Zustände entstammt nur zu oft einem sehr natürlichen Grunde.

Ungleich häufiger aber als bei Gesunden begegnen wir der „Hallucination" bei Geisteskranken; und hier wird dieselbe fast ausnahmslos für eine Wirklichkeit gehalten. Es geht ja diesen Leuten die Ruhe und Besonnenheit der Überlegung ab. Auch treten oft die Täuschungen gleichzeitig in mehreren Sinnen auf, so daß eine der andern zur Stütze dient, und die Überwachung, welche sonst die Sinne gegenseitig über sich ausüben, fortfällt. Im Leben der Irren spielen die „Hallucinationen" eine große Rolle, besonders im Anfang der Krankheit. Schon für Gesunde können sie die Quelle falscher Urteile und Handlungsweisen werden; wie vielmehr bei den Geisteskranken. Hier geschieht es gar oft, daß sich dieselben dadurch zu Gewaltthätigkeiten an sich und an andern, zu Verbrechen, zum Mord, zur Brandstiftung und ähnlichem, etwa infolge eines gehörten göttlichen Befehls, zu Rachehandlungen für vernommene Schimpfworte u. s. w. antreiben lassen. Der Inhalt der „Hallucination" ist fast immer dem Gedankenkreise entnommen, in welchem sich der Kranke bis dahin erging. Denn sie ist nichts anderes als eine nach außen verlegte Vorstellung. Eine aufmerksame Beobachtung unseres Seelenlebens lehrt, daß mit jeder lebhaften Erinnerung eine Miterregung des betreffenden Sinnes verbunden ist. Maudsley erzählt einen Fall, wo alle beim Ausgraben einer Leiche anwesenden ärztlichen und Gerichtspersonen einen entsetzlichen Leichengeruch verspürten, bis der Sarg nach seiner Öffnung leer gefunden wurde. Eine naheliegende Ideenverbindung hatte die Täuschung hervorgerufen. Die Vorstellung von dem zu erwartenden Leichengeruch war von der Empfindung desselben begleitet. Lasse ich das Bild einer Statue, die ich einst mit Interesse

betrachtet habe, vor meiner Seele wieder auftauchen, so steht ein abgeblaßtes Sinnenbild derselben vor mir. Ist der entsprechende Teil des Gehirns besonders erregt, wie es bei Geisteskranken oft zutrifft, so wird das Erinnerungsbild, wenn es mein Interesse aufs neue erweckt, lebhafter und steigert sich wohl bis zur vermeintlichen sinnlichen Anschauung. Ich glaube dann das Standbild wieder leibhaftig vor mir zu sehen; ich „halluciniere“. Die „Hallucination“ ist demnach nichts anderes, als die Umgestaltung eines Gedankens in äußere Sinneseindrücke. Gar treffend war darum die Antwort, welche einmal Esquirol von einem Melancholischen empfing, als er diesem den Irrtum seiner Gehörstäuschungen vorhielt. „Denken Sie manchmal?“ fragte der Kranke den Arzt. „Ohne Zweifel,“ antwortete dieser. „Nun gut,“ fuhr der Kranke fort, „Sie denken ganz leise, und ich, ich denke laut.“ Sonst werden die Sinne in Thätigkeit gesetzt durch Einflüsse, die ihnen von außen zukommen, durch die Enden und Ausbreitungen der Sinnesnerven in Auge, Ohr, Zunge, Nase und Haut. Aber bei den in Rede stehenden Phantasmen werden sie von innen, durch seelische Einflüsse, durch Vorstellungen angeregt. Doch gelangt dieser Ursprung der Sinnestäuschungen dem Kranken nicht zum Bewußtsein. Er würde sie sonst nicht für Wirklichkeit nehmen. Sind aber dieselben nichts weiter als laut oder sichtbar oder fühlbar gewordene Gedanken oder doch Darstellungen von Stimmungen, welche das unbewußte Geistesleben beherrschen, so folgt von selbst, daß sie bei einem Melancholischen einen andern Inhalt haben müssen, als bei dem Kranken, der sich gehoben fühlt. Jener sieht und hört vielleicht seine Verfolger, quält und martert sich mit düsteren Bildern, welche ihm sein geängstetes Gemüt unter Mithilfe seines kranken Gehirns vorspiegelt; dieser aber schwelgt im Hochgefühl beim Anblick seiner Phantasieschlösser und in eingebildeten Genüssen.

Auch im religiösen Wahnsinn entsprechen die „Hallucinationen“ den Ideen und Gefühlen, die den Kranken erfüllen. Der von Schmerz und Weh durchwühlte Kranke kann sich von Teufeln umringt sehen, die ihn an Leib und Seele martern, kann Stimmen hören, die ihm seine Verdammnis ankündigen, sich im Abgrund glauben, aus dem es kein Entrinnen giebt, das Geheul, das Lachen und Spotten böser Geister vernehmen, den Schwefel der Hölle riechen, die Flammen derselben brennen sehen, den Satan in unmittelbarer

Nähe schauen, und was dessen mehr ist. Ganz anders der Kranke mit gesteigertem Gemeingefühl. Er sieht vielleicht den Himmel offen, hat Erscheinungen lichter Art, von Geistern und Engeln, welche ihm herrliche Prophezeihungen zutragen, oder ihm besondere Aufträge erteilen und ihn zu hohen Dingen berufen; er rühmt sich besonderer Erleuchtungen und Aufschlüsse über Menschen und Dinge; ja er schaut Gott und den Heiland selber, hat auch wohl einen besonders intimen Umgang mit demselben u. dgl. Es läßt sich nicht leugnen, daß die „Hallucination“ in der Geschichte der Religionen keinen untergeordneten Platz einnimmt. Auf der Grundlage einer nervösen Grundanlage bereitete ihr oft eine asketische Lebensweise, Entziehung des Schlafes, häufiges oder längeres Fasten, die Konzentration des Geistes auf gewisse Vorstellungen und die dadurch gesteigerte Phantasie, nicht so selten auch manche geschlechtliche Vergehung einen nur zu fruchtbaren Boden.

Ähnliches gilt auch von den „Illusionen“. Bei der „Hallucination“ ist die Vorstellung das Erste, und ihr folgt erst die Empfindung, in welche jene sich umsetzt. Bei der „Illusion“ ist das Erste die von außen angeregte Empfindung, das Zweite die Vorstellung, die Deutung der Empfindung. Auch Gesunde leiden je und dann an „Illusionen“, und zwar noch öfter als an „Hallucinationen“. Schon ein Mangel an Aufmerksamkeit, eine Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit der Wahrnehmung, wie sie sich einzustellen pflegen, wenn wir von gewissen Vorstellungsgruppen oder Affekten beherrscht sind, können Täuschungen erzeugen und erzeugen sie unzählige Mal. Wie oft fassen wir Sinneseindrücke in Zuständen der Angst, des Mißtrauens, der Furcht, der Freude, der Erwartung und Hoffnung verkehrt auf! Man denke nur an Scenen, wie sie Goethes „Erlkönig“ uns vorführt, oder an alle die Einbildungen, in die uns ein ungewöhnliches Geräusch in der Nacht versetzen kann. Wieder ein anderes Mal werden Personen und Dinge mit einander verwechselt, weil es wie bei dem Kinde, das jeden Mann für den Papa hält, an der nötigen Erfahrung fehlt oder an der erforderlichen Unterscheidungsgabe, wie bei Schwachsinnigen, die jeden bunten Flitter für Gold und Edelstein halten, oder weil das Gedächtnis nicht treu genug ist. Aber doch ist es hier mehr oder weniger leicht, eine Berichtigung eintreten zu lassen. Selten gelingt dies den Irren. Sie sind häufig gar

nicht im stande, Schein und Wirklichkeit zu sondern. In ihrem Leben begegnet uns die „Illusion" in großem Umfange und zwar in allen Sinnesgebieten. Hierhin gehört es, wenn eine Mutter, die um ihre Kinder ängstlich besorgt ist, aus Kinderstimmen, welche sie zufällig vernimmt, den Hilferuf ihrer eigenen Kinder heraushört, wenn ein anderer in seinem Verfolgungswahn aus den Mienen seiner Umgebung das Einverständnis seiner Feinde herausliest, in harmlosen Worten Schmähungen und Beleidigungen hört, in Speise und Trank Gift schmeckt, den Arzt für seinen Bruder, einen Fremden für seinen Schwager hält, hinhuschende Schatten für laufende Ratten und Mäuse, oder wenn er aus Unterleibsschmerzen das Vorhandensein von Tieren in seinen Gliedern folgert oder eine Unempfindlichkeit in Armen und Beinen als einen Beweis dafür nimmt, daß dieselben von Glas seien, oder daß er ihrer beraubt sei, oder wenn er in gewissen Haut- und Muskelempfindungen den Beleg dafür entdeckt, daß er von unsichtbaren Personen magnetisiert worden sei, daß er fliegen könne, oder wenn er Gegenden, Orte, Flüsse miteinander verwechselt, einen fremden Ort für seine Heimat oder umgekehrt nimmt. Der Kranke gelangt durch seine „Illusion" hie und da zu dem größten Aberwitz. Ein gewisser Peter Jurieu hielt seine häufigen Kolikschmerzen für Gefechte, die sich sieben Reiter in seinem Bauche lieferten. Infolge von Gemeingefühlsstörungen glaubte sich der Abt Molanus in ein Gerstenkorn verwandelt und traute sich darum nicht auf die Straße aus Angst, von den Hühnern gefressen zu werden.

Es ist selbstverständlich, daß auch der religiöse Wahnsinn ein ausgedehntes Gebiet von „Illusionen" aufweist. Auch begreift es sich leicht, daß diese geradeso wie die „Hallucinationen" der Gedanken- und Gefühlsrichtung des Kranken parallel laufen. Geruchstäuschungen erzeugen die Empfindungen von höllischen, schwefligen Dünsten. Religiös Erregte bildeten sich ein, daß sich Marienbilder ihnen zuneigten, Kruzifixe wunderbarerweise die Augen verdrehten, dieser oder jener Heilige ihnen erschienen sei. Sie wandelten Lichtflammen in ihren Augen in Höllenflammen und Teufel um, oder auch wohl in die Herrlichkeit Gottes und des Himmels und fanden darin wie in Ohrengeräuschen die Elemente für Visionen und Stimmen, in denen sie je nach ihrer Grundstimmung himmlische Harmonien, Sphärenklang, Engelgesang oder Höllenlärm und Teufelsgeheul vernahmen.

Krankhafte Hautempfindungen und Muskelspiel gaben nicht so selten den Anlaß zu dem Wahne, daß sie ganz oder doch in einzelnen Organen von einem bösen Geiste besessen seien. So liefern „Hallucinationen" und „Illusionen" unzählige von Steinen zum Aufbau des mannigfaltigsten Wahnes, an dem Geisteskranke leiden. Immer aber liegt die Ursache dazu in einer krankhaften Beschaffenheit des Gehirns. Denn Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten.

II.

Die Ursachen des Irreseins im ganzen und speziell der Einfluß der Religion auf seine Entstehung.

Wir haben die Eigentümlichkeit der Geisteskrankheit nicht darlegen können, ohne immer wieder auf die leibliche Grundlage hinzuweisen, in welcher wir den Herd der Krankheit zu suchen haben. Aber bewegen wir uns mit dieser Grundvoraussetzung, wenngleich dieselbe in der neuern Irrenheilkunde, man darf sagen, ausnahmslos geteilt wird, wirklich auf gesichertem Boden? Ist es denn zuverlässig wahr, daß *Geisteskrankheiten nichts anderes als Gehirnkrankheiten sind?* Das ist die wichtige Frage, der wir uns nun zuzuwenden haben. Niemand darf sie für eine müßige halten, für eine rein akademische, die nur die Erkenntnis angeht. Ihre rechte Beantwortung hat großen praktischen Wert. Wofür ich jemand halte, darnach behandle ich ihn auch. Je nach dem man die Geisteskrankheiten eben nur für Krankheiten des Geistes ansieht oder für Krankheiten des Gehirns, wird auch die Einwirkung auf die Kranken eine verschiedene sein. Stimmt man der ersten Auffassung zu, so wird man auch mit rein geistigen Mitteln die Heilung versuchen; leiblicherseits ist ja alles in Ordnung. Und so wird denn noch immer in Hunderten von Fällen vor allem an die Geistlichen die Zumutung gestellt, daß sie mit seelsorgerischem Zuspruch, mit Gebet, mit dem göttlichen Wort und Sakrament helfen sollen; denn das seien die angezeigten, wirksamen Heilmittel. Wie gar anders aber wird man hier eingreifen, wenn man den Sitz der Krankheit im Nervenleben sucht! Nicht der Seelen- sondern der Leibesarzt wird zuvörderst in Anspruch genommen werden. So müssen wir uns denn klar werden, auf welche Seite der beiden Auffassungen wir treten.

Die Zeit liegt für unser Vaterland nicht weit zurück, in welcher man in den Geisteskrankheiten nichts als Störungen fand, deren Sitz allein im Seelenleben läge, und zwar nicht in krankhaften Auswüchsen desselben, für welche der Mensch nicht verantwortlich sei, sondern in Leidenschaften und Sünden, im Abfall von Gott. Zwar war die Anschauung, daß Geisteskrankheiten nur Gehirnkrankheiten mit vorwiegend seelischen Merkmalen seien, schon um 460 vor Christus von dem berühmten griechischen Arzte Hippokrates ausgesprochen worden und später von Galen um 160 nach Christus und anderen. Aber nach der Vernichtung des altrömischen Reiches ging diese Auffassung für viele Jahrhunderte so gut wie verloren. Das Mittelalter sah in den Irren kaum jemals etwas anderes als Menschen, die von bösen Geistern besessen seien. Die Behandlung derselben bestand in Beschwörungen, in der Anwendung von Zauber und abergläubischen Mitteln, von Kasteiungen, Folter u. dgl. Sie fiel den Priestern und Scharfrichtern zu. Es kam die traurige Zeit der Hexenprozesse. Nur sehr langsam wurden diese Verirrungen überwunden, und es traten besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts richtigere Überzeugungen an ihre Stelle, vornehmlich in Frankreich und England. Auch in Deutschland ward das Los der Irren etwa seit Anfang unseres Jahrhunderts ein besseres. Aber ein zutreffendes Verständnis ihrer Krankheiten ward eine geraume Zeit durch die eben gedachten, einseitig spiritualistischen Ansichten verhindert, die in Heinroth, Ideler, auch an Beneke ihre letzten Hauptvertreter hatten, bis der ältere Nasse in Bonn und Jacobi in Siegburg, von anderen unterstützt, der Überzeugung zum Siege verhalfen, daß der Leib, nicht die Seele, der Nährboden der Geisteskrankheit sei. Seitdem ist es, zumal in unsern Tagen von allen Sachkundigen zugestanden, daß Irresein eine Gehirnkrankheit ist. Die Gründe für diese Auffassung giebt eine dreifache Reihe von Thatsachen an die Hand.

Zunächst zeigt der Sektionsbefund an gestorbenen Geisteskranken in der weit überwiegenden Anzahl von Fällen krankhafte Erscheinungen an der Hirnrinde und den Hirnhäuten und dadurch hervorgerufene Veränderungen an denselben. Hierhin gehören Trübungen und Verdickungen der Gehirnhäute, Ausschwitzungen, dunklere oder blassere Färbung der Hirnrinde, größerer oder geringerer Blut-

gehalt derselben, eine verminderte oder vermehrte Zahl der Blutgefäße u. dgl. Die durchschlagende Bedeutung dieser Thatsache wird dadurch nicht abgeschwächt, daß man bei manchen Leichenöffnungen von Irren bisher keinerlei krankhafte Veränderungen zu entdecken vermochte, und daß andererseits, wenn auch verhältnismäßig selten, bei umfassenden Substanzverlusten des Großhirns und bei ausgedehnten Gewebsveränderungen in ihnen keine abnormen seelischen Erscheinungen zu Tage traten. Denn, was zunächst jenen ersten Einwand angeht, so ist derselbe fast ausnahmslos von der Sektion solcher Kranken hergenommen, die in den Anfangsstadien des Irreseins starben. Hier war der Vorgang noch nicht genug fortgeschritten, um Erscheinungen hervortreten zu lassen, die man bei dem jetzigen Stand der Gehirnuntersuchung zu erkennen vermag. Wir haben Grund zu vermuten, daß eine noch vollkommenere Kunst in der Zergliederung des Gehirns eine Schranke der Erkenntnis beseitigen wird, die heute noch besteht. Ist es doch noch gar nicht lange her, seitdem man angefangen hat, das Gehirn, wie Griesinger treffend sagt, anders „als mit Messer und Gabel zu zerlegen." Der Verfasser dieser Abhandlung erinnert sich noch sehr gut, wie roh und äußerlich zu der Zeit, als er Irrengeistlicher war, das Gehirn der Verstorbenen untersucht ward. Von mikroskopischer Besichtigung der einzelnen Teile war keine Rede. Außerdem aber ist wohl zu beachten, daß Geisteskrankheit durch gewisse Anomalieen in der Thätigkeit der Gefäße, der Blut- und Nervengefäße und dadurch erzeugte Anämie oder Hyperämie, durch Änderungen in den Druckverhältnissen u. dgl. hervorgerufen sein kann, also durch Vorgänge die durch den Tod verwischt werden mußten, oder durch chemische Umlagerungen, die man heute noch nicht zu durchschauen vermag. Die Nervenzellen können tief erkrankt sein, ohne daß eine sichtbare Veränderung an ihnen nachgewiesen werden kann, wie man denn ja auch bei den Neuralgieen (Nervenschmerzen), ja selbst bei schweren, tödlichen Rückenmarkserkrankungen keine Veränderung im Gefüge der betreffenden Nerventeile bisher gefunden hat.

Beruft man sich aber auf jene zweite Reihe von Fällen, in denen selbst bei umfangreichen Erkrankungen oder Substanzverlusten im Gehirn doch keine seelische Störung eintrat, so fragt es sich, ob die Untersuchung des Geisteszustandes hier überall gründlich genug angestellt ward. Empfing man von dem Leidenden über ge-

wöhnliche Dinge des Lebens keine ungereimten oder verwirrten Antworten, so glaubte man wohl, einen durchaus geistig Gesunden vor sich zu haben. Das weite und belangreiche Gebiet der Empfindungen ward vielleicht gar nicht berücksichtigt. Auch können durch und durch seelisch erkrankte Leute ihre Wahnvorstellungen nicht selten so geschickt und lange verbergen, daß es selbst den Sachverständigen erst nach vielfachem Umgange gelingt, sie zu entdecken. Ich erinnere mich eines Falles, in welchem es weder den Ärzten noch mir trotz täglichen Verkehrs mit einem sonst vielfach gebildeten Mann mehrere Wochen hindurch nicht möglich war, seine Verrücktheit zu erkennen, bis daß er sich mir plötzlich offenbarte und zwar als ein politisch gefährlicher Mann, der seine Absichten auf ein wunderliches Gewebe von Gehörs- und Gesichts-Hallucinationen gründete. Es ist weiter nicht zu vergessen, daß nicht alle Teile des Gehirns unmittelbar seelische Thätigkeit auszuüben haben, und endlich, daß bei der Doppelpaarigkeit der Gehirnteile die Thätigkeit einzelner erkrankten oder zerstörten Teile durch die entsprechenden Teile der andern Hälfte übernommen werden kann. Aber bei alledem bleibt die Hoffnung bestehen, die v. Krafft-Ebing (in seinem „Lehrbuch der Psychiatrie." 2. Auflage, Stuttgart 1883, Band I S. 15) ausspricht, daß Fleiß und Geschick in Verbindung mit verbesserten Hilfsmitteln (Mikroskop, Chemie) die negativen Befunde mit der Zeit auf ein Minimum beschränken werden. Jedenfalls dürfen wir heutzutage schon den Satz aufstellen, daß es keine einzige diffuse Veränderung in der Rinde des Großhirns giebt, bestehe sie nun in Hyperämie, Anämie, Oedem oder Entzündung, die nicht klinisch durch eine Störung der psychischen Funktionen sich kundgäbe (Griesinger)."

Zu den Ergebnissen, welche die Leichenöffnungen liefern, tritt als ein weiterer Beweis für die leibliche Grundlage der Geisteskrankheiten deren Entstehungsgeschichte (vgl. v. Krafft-Ebing a. a. O. I, S. 16). Gleichwie bei allen übrigen Hirn- und Nervenkrankheiten spielt auch hier das Gesetz der Vererbung eine große Rolle. Nicht nur, daß ausgeprägtes Irresein sich oft genug auf die Nachkommen forterbt, auch sonstige, mannigfaltige Hirn- und Nervenkrankheiten der Eltern können die Kinder geistig belasten, zum Irresein veranlagen. Es hängt dies damit zusammen, daß diesen

Krankheitszuständen die Eigenschaft innewohnt, in veränderter Gestalt, in den verschiedensten Formen von Nervenkrankheiten wiederzuerscheinen, so daß sich die mannigfaltigsten Hirn- und Nervenkrankheiten nur als Glieder einer und derselben Familie von Krankheiten betrachten lassen. Es geschieht auch wohl, daß eine einfache Nervenkrankheit, wie Veitstanz, Hysterie, Epilepsie allmählich in Irresein übergeht, oder daß unter mehreren Angehörigen derselben seelisch belasteten Familie eine und dieselbe Gelegenheitsursache z. B. Schrecken bei dem einen etwa Epilepsie, bei einem andern Irresein hervorbringt. Wir werden Dr. P. J. Möbius beipflichten müssen, wenn er (in seiner Schrift: „Die Nervosität. Leipzig 1882, S. 29 f.") behauptet: „Die überaus große Wichtigkeit der umformenden, oder, wie man gewöhnlich sagt, der polymorphen (vielgestaltigen) Vererbung beruht zunächst darin, daß sie die Wesensgleichheit scheinbar sehr verschiedener Zustände beweist. Wenn wir in einer Familie bald Wahnsinn, bald Epilepsie, bald Lähmung, bald sonderbares, bizarres Wesen, bald Trunksucht, bald Nervenschwäche, bald Verbrechen auftreten sehen, so drängt sich uns die Überzeugung auf, daß alle diese Zustände eine gemeinsame Wurzel haben müssen, daß sie verschiedene Entwicklungsstufen eines und desselben Wesens sind. Durch nichts wird die Zusammengehörigkeit aller Nerven- und Geisteskrankheiten deutlicher bewiesen als dadurch, daß eine jede in der folgenden Generation jede andere zu erzeugen vermag."

Eine dritte Reihe von Beweisen entnimmt das gedachte Lehrbuch von Krafft-Ebing aus den Krankheitsbildern, welche das Irresein aufweist. Dieselben zeigen nämlich keineswegs bloß seelische Merkmale, sondern auch eine Menge von Störungen in jenen Gebieten, für welche das Gehirn bedeutsam ist, im Gebiet der Sinnesempfindungen, der geordneten Bewegungen, des Schlafs, der Ernährung, der Blutbildung u. s. w.

Nur ein unbezwingbares Vorurteil kann sich der Wucht dieser Beweise entziehen. Vervollständigen wir dieselben durch einen kurzen Hinweis auf die Art, wie Geisteskranke geheilt werden. Wäre der Irrsinn nichts als eine Seelenstörung, so müßte es gelingen, auch mit rein geistigen Mitteln den Kranken gesund zu machen. Der Wahn müßte durch Widerlegung, die Melancholie

durch heitere Bilder und Gedanken, der falsche krankhafte Trieb durch Moral und Religion, die krankhafte Selbstüberschätzung durch Demütigung, die Angst und Unruhe des Leidenden durch tröstenden, beruhigenden Zuspruch beseitigt werden können. Aber wo ist der Mann, der auf solchem Wege eine Heilung zu stande brächte? Es ging nicht, und es geht nicht, weil der Sitz der Krankheit im gestörten Nervenleben zu suchen ist. Wohl aber giebt es Fälle, in denen ein Brechmittel, eine das Gehirn beruhigende Medizin, einige Bäder Wunder wirken.

Am allerwenigsten aber sollte man sich vom christlich gläubigen Standpunkt aus gegen die also erwiesene Lage der Dinge sträuben. Es gehört mit zu einer wahrhaften Frömmigkeit, woran einmal Lotze mit Recht erinnert, die Werke Gottes zu nehmen, wie sie sind. „Wir dürfen", so sagen wir mit diesem Philosophen, „das Höchste nicht in anderer Weise lieber wirksam sehen, als in derjenigen, die es sich selbst gewählt hat." Gegenüber den massenhaften Beweisen für die Gebundenheit unserer geistigen Thätigkeit an die körperliche Unterlage des Gehirns ist es nur Vorurteil und zwar kein ehrenvolles, das Irresein für eine rein geistige Erscheinung auszugeben, wie noch der nicht lange verstorbene Dr. A. F. C. Vilmar in seinem „Lehrbuch der Pastoraltheologie", herausgegeben von Dr. K. W. Piderit. Gütersloh 1872, S. 194 thut, der in dem Hochmut den Erzeuger der Seelenstörungen entdeckt hat. Es ist gar nicht einzusehen, was uns denn vom religiösen Gesichtspunkt aus abhalten sollte, der leiblichen Auffassung der Geisteskrankheiten entgegenzutreten. Oder fürchtet man dabei etwa die Gefahr, in das materialistische Fahrwasser zu geraten, wonach das gesamte Geistesleben nur ein Erzeugnis von bestimmten Gehirnvorgängen sein soll? Allein nur kurzsichtige Leute können sich durch diese Gefahr schrecken lassen. Ist auch der Leib und insbesondere das Gehirn das Organ des Geistes, so ist doch weder Leib noch Gehirn der schaffende Grund desselben. Das Gehirn vermittelt das Denken, aber es erzeugt es nicht. Seit wann ist denn die Vermittlung soviel als die Ursache? Der Telegraph vermittelt die Depesche; aber erzeugt er sie auch? Es war ein arger, schülerhafter Fehlschluß, wenn La Mettrie in einem Fieberanfall, den er 1744 im Lager von Freiburg im Breisgau erlitt, aus der Beobachtung seiner Phantasien zu der Über-

zeugung gelangte, daß geistige Thätigkeit Folge körperlicher Zustände sei und ihre gesunden wie kranken Äußerungen der Spielball der leiblichen Organe. Ohne uns hier auf die Streitfrage über das Verhältnis von Leib und Seele einzulassen (vgl. hierzu: Giebt es eine Seele? Eine psychologische Zeit- und Streitfrage, beantwortet vom Verfasser dieser Abhandlung. Band V, Heft I in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens"), glauben wir doch, daß die Interessen der religiösen und speziell der christlichen Weltanschauung vollauf gewahrt bleiben, wenn man sich die Seele wie eine Pflanze denkt, die in dem leiblichen Leben und vornehmlich im Nervenleben des Menschen wurzelt, durch seine Anregungen sich entfaltet, aber nimmer allein aus ihm erklärt werden kann.

Nur so wird uns auch der fast erschreckende und jedenfalls demütigende Einfluß einigermaßen erklärlich, den das leibliche Leben auf das sittlich religiöse Leben bei Gesunden und Kranken, bei Jung und Alt, vor und in dem Tode ausübt und in weit größerem Umfange, als uns in der Regel zum Bewußtsein kommt. Von dem geistreichen Philosophen Leibnitz, dem eine umfassende Kenntnis des menschlichen Herzens und Lebens zu Gebote stand, wird uns erzählt, er habe jedesmal, ehe er an eine schwierige Aufgabe menschlichen Denkens ging, seine körperliche Stimmung geprüft. Er wußte, wie leicht dieselbe unsere Erwägungen beeinflußt, und nicht diese allein, sondern auch unser sittliches und religiöses Verhalten. Erinnern wir uns nur beispielshalber an die Wunderlichkeiten, welche im Gefolge der Hysterie und Hypochondrie aufzutreten pflegen, an die erhöhte Reizbarkeit, die gedrückte und ärgerliche Stimmung, mit der die Leberkranken zu kämpfen haben, an die Mutlosigkeit und Schwermut, welche Unterleibsleidenden eigen zu sein pflegt und selbst dem geistlichen Leben sehr geförderter Christen eine dunkle Färbung verleiht, ihnen ihren Gnadenstand öfter zweifelhaft macht und eine Fülle von schwer besiegbaren Anfechtungen bereitet, die meist dann erst schwinden, wenn ihnen kein krankhaft verstimmtes Nervenleben mehr weitere Nahrung zuführt. Erinnern wir uns ferner an das skrupulöse Gewissen, von dem oft Herzkranke beunruhigt werden, an die vollständige Gleichgültigkeit, die mit der Seekrankheit verbunden ist, an die Umwandlung, welche die Pubertätszeit mit sich führt; ganz neue Vorstellungen und Begehrungen treten damit auf, und, obschon

die äußeren Lebensverhältnisse sich gleich bleiben, ändert sich die ganze Denkungsart; ein größerer Ernst, ein Aufgeben alter Liebhabereien, der kindlichen Spiele u. a. stellt sich ein. Ohne Bedenken rechnen wir auch so manche jener Gesichts- und Gehörstrugbilder hierher, von denen viele schwer Erkrankte und Sterbende erzählen. Erscheinungen des Heilandes, der Engel, früher verstorbener Angehörigen, Unterhaltungen mit denselben und Einblicke in eine wunderbare Herrlichkeit des Jenseits sind nur zu häufig nichts anderes als Sinnesdelirien, die durch gewisse Hirnaffektionen hervorgerufen wurden. Religiöse Vorgänge können sich hier mit leiblichen Zuständen und deren Wirkungen so verflechten und in einander wirren, daß nur die größte Aufmerksamkeit auf beiden Seiten und Kenntnis beider Gebiete im stande ist, das Urteil vor argen Verirrungen zu bewahren und, wo es nötig ist, den rechten Rat zu erteilen. Hier kann ein scheinbar rein religiöses Gewand annehmen, was zunächst auf ganz anderem Grunde gewachsen war. Wer sich Thatsachen wie die angeführten gegenwärtig hält, der wird keinen Anstoß mehr daran nehmen, daß auch das religiöse Irresein keine andere Heimat besitzt als das erkrankte Nervenleben, das leidende Gehirn.

Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, daß auch die eigentlichen ersten Ursachen der Geisteskrankheit immer körperlicher Art wären. Wohl müssen alle Einflüsse, wodurch die Krankheit erzeugt wird, schließlich ihre störende Wirkung auf das Gehirn ausüben, wenn überhaupt Irresein zur Erscheinung kommen soll; sie müssen sich hier gleichsam niederschlagen. Aber darum brauchen sie durchaus nicht immer vom Leibe her ihren Ausgang zu nehmen. Vielmehr sind die seelischen Veranlassungen des Irreseins in sehr vielen Fällen noch wichtiger und wirksamer als die leiblichen. Nach W. Griesingers Vorgange (in seinem klassischen „Lehrbuch über die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten." 2. Abdruck. Stuttgart, 1867. S. 131 ff.) sondert man die Ursachen des Irreseins in vorbereitende und eigentlich veranlassende und zieht bei den ersteren, etwa wie Krafft-Ebing thut und wesentlich auch Griesinger u. a., die Zivilisation, Nationalität, Klima, Jahreszeiten, Geschlecht, Religionsbekenntnis, Stand, Lebensalter, Berufs- und Lebensverhältnisse, Gefangenschaft, vor allem aber als in Sonder-

heit vorbereitende die Erblichkeit, nervöse Veranlagung und Erziehung in Betracht. Unter den veranlassenden oder gelegentlichen Ursachen aber, an die man zunächst zu denken pflegt, wenn man von der Entstehung der Krankheit redet, stellt man mit Recht die seelischen obenan, und Griesinger erklärt sie geradezu (a. a. O. S. 169) für die häufigsten und ergiebigsten Quellen des Irreseins. Pinel, von eben demselben „das Muster eines Irrenarztes für alle Zeiten" genannt (ebendaselbst), war so sehr von dieser Wahrheit überzeugt, daß er an einen neuen Kranken immer zuerst die Frage richtete: „Haben Sie Verdruß, Kummer, Widerwärtigkeiten erlitten?" Und wie damals, so bekommt man auch heute gar selten eine verneinende Antwort. In den allermeisten Fällen erfolgt der Ausbruch der Geisteskrankheiten auf Rechnung von anhaltenden oder heftigeren Gemütsbewegungen, mögen dieselben Schreck oder Gram über den Verlust des Vermögens oder teurer Menschen, über schwere Ehrenkränkungen, unglückliche Familienverhältnisse, zertrümmerte Liebeshoffnungen, amtliche Mißstände und Zerwürfnisse, oder über einen aufgedrungenen Beruf oder Mißhandlungen oder über sonstige Dinge sein. Aber nur sehr selten löst ein heftiger Affekt, meistens Schrecken, ohne weiteres das Irresein aus. Es kann dies nur da geschehen, wo durch starke erbliche Belastung oder sonstige hochgradig gesteigerte Erregbarkeit des Gehirns der Becher schon bis an den Rand gefüllt war, und nun wenige hinzukommende Tropfen genügten, um ihn zum Überfließen zu bringen. In der Regel erzeugen jene seelischen Ursachen die Krankheit auf einem Umwege. Sie setzen die Ernährung des Körpers und der Nerven herab, indem sie Verdauungs- und andere Störungen, Schlaflosigkeit und Blutmangel hervorrufen. Dauern diese Wirkungen länger an, so wird dadurch wer weiß wie oft Irresein hervorgerufen, und um so eher, je mehr der Boden dafür schon vorher vorbereitet war. Dabei ist nicht zu übersehen, daß auch leibliche Ursachen mitwirken können; ja in manchen Fällen stehen solche in erster Linie. Es gehören hierher Gehirn- und Nervenkrankheiten allerlei Art, schwere Kopfverletzungen, Erschütterungen des Gehirns durch Fall, Stoß oder Schlag, Rückenmarks-, Unterleibsleiden, Typhus, Zirkulationsstörungen, Erkrankungen des Herzens und der Lunge, Wochenbetten, geschlechtliche Ausschweifungen, unmäßiger Genuß von alkoholhaltigen Getränken, Mißbrauch von

Opium, Morphium und ähnlichen giftigen Stoffen und weitere schädliche Einwirkungen auf das Nervensystem.

Aber giebt es nicht Fälle, die dieser Ansicht über die Entstehung des Irreseins schnurstracks zu widersprechen scheinen? Wie manchmal stoßen wir auf Erkrankungen, die ihre Entstehung nichts anderem als einer fehlerhaften Charakterentwicklung zu verdanken scheinen! Ein junger Geschäftsmann, fleißig und gewandt in seinem Berufe, solid und häuslich gesinnt, kommt von Jahr zu Jahr äußerlich vorwärts. Da ändert er wider Erwarten seine Lebensweise. Gegen seine bisherige Gewohnheit wird er ein fleißiger Wirtshausbesucher; er vernachlässigt sein Geschäft, auch seine Familie und kommt auf die Bahn des Leichtsinns, eines zuchtlosen Lebens. Alle Welt beklagt diese Umwandlung. Es fehlt nicht an Belehrung und Warnung der eindringlichsten Art. Man hofft von Woche zu Woche vergeblich auf Besserung. So geht es eine Zeit lang fort. Das Benehmen des jungen Mannes wird immer sonderbarer. Endlich verfällt er dem Irresein. Ist es denn da ein Wunder, wenn die Leute urteilen: Wie man's treibt, so geht's? Ist denn da die Krankheit nicht die Folge des verkehrten Lebenswandels? Nehmen wir ein anderes Beispiel. Ein Kaufmann ist durch seinen Fleiß, seine Umsicht, seine Zuverlässigkeit zu großer Wohlhabenheit, zu vielem Ansehen gelangt, aber dabei bescheiden geblieben; er ging nie über seine Verhältnisse hinaus. Da wandelt sich sein Auftreten. Er wird anspruchsvoll; er richtet sich glänzender ein, umgiebt sich mit einer größeren Anzahl von Dienern und Gehilfen. Er spielt den großen vornehmen Herrn, benimmt sich immer rücksichtsloser und hochfahrender. Nicht lange, und er redet irre. Ein krankhafter Größenwahn hat sich seiner bemächtigt. Wie, ist denn in diesem Falle nicht der Hochmut die Ursache der Krankheit? In einem dritten Falle geht dem Ausbruch der Krankheit bei einem sittsamen Mädchen von fleckenlosem Rufe, noch ehe sie irgend welche Wahnidee oder sonstige, von jedermann erkennbare Merkmale von Geisteskrankheit verrät, eine Umwandlung in ihrem Verhalten voran, die ihrer Umgebung geradezu unbegreiflich ist. An die Stelle der bisherigen Zurückhaltung gegenüber dem männlichen Geschlechte tritt eine freche Aufdringlichkeit; statt der früheren Verschämtheit zeigt sich eine dreiste Gefallsucht, statt der bisherigen jungfräulichen Züchtigkeit ein freies, die Sitte

verletzendes Auftreten, wohl gar verbunden mit schlüpfrigen Reden. Und das alles steigert sich, bis sich eine förmliche Seelenstörung offenbart. Wieder ein anderesmal scheint der Unglaube dieselben Folgen nach sich zu ziehen. Eine Gattin hat ihren kranken Mann, an dem sie mit ganzer Liebe hing, unter Aufopferung ihrer eigenen Gesundheit Tag und Nacht gepflegt. Trotzdem starb derselbe. In namenlosen Gram versenkt trauert sie über den Verlust in untröstlicher Weise. Alle Versuche, sie aufzurichten, alle religiösen Trostgründe vermögen sie nicht zu beruhigen. Bald glaubt sie dies, bald jenes in der Pflege ihres Gatten versehen zu haben. Sie macht sich darüber die heftigsten Vorwürfe, die sie, wie unbegründet sie auch sind, mit unüberwindlicher Zähigkeit festhält. Sie vernachlässigt ihren Haushalt, verliert das Interesse für ihre Familie und nach einer Zeit trüben Brütens wird sie unruhig, aufgeregt und fängt schließlich an zu toben. Darf man denn nicht sagen, diese Erkrankung wäre nicht erfolgt, wenn die Trauernde lebendigen Glauben gehabt hätte? Die Reihe ähnlicher Fälle ließe sich leicht verlängern. Aber beweisen sie nicht alle, daß sich die Krankheit durch Schuld des Kranken entwickelte?

Wir antworten: Keineswegs. Vielmehr trifft das gerade Gegenteil zu. Die Erkrankung ist in diesen Fällen nicht die Folge der veränderten Gesinnung und Lebensweise, sondern umgekehrt die veränderte Gesinnung und Lebensweise ist eine Folge der beginnenden Erkrankung. Darauf weist schon das Mißverhältnis hin, in welchem die veränderte Gemütsstimmung des Kranken, mag sie, wie meistens, eine ungewöhnlich gedrückte und traurige, oder, wie seltener, eine gehobene, heitere sein, oder, wie es öfter vorkommt, eine wechselnde, bald eine trübe, bald eine heitere, zu der Veranlassung der Veränderung, zu seinen jüngsten Erlebnissen und Interessen, seinen Verhältnissen, den Einwirkungen seines Verkehrs und zu seinem Temperamente steht. Sie findet darin keine genügende Erklärung. So muß die Umstimmung des Kranken einen andern Grund haben, und worin sonst, wenn nicht in leiblichen Vorgängen? Einer schärferen Beobachtung entgehen auch nicht die derartigen Anzeichen der nahenden Geistesumnachtung, sollte auch die nächste Umgebung des Gefährdeten keinen Blick dafür haben. Es zählt hierher die andauernde Abnahme gesunden Schlafs und kräftigen Appetits, diese beiden Haupt-

vorboten anrückenden Irreseins, die Klage des Kranken über häufige Benommenheit oder Hitze des Kopfes, über Kopfweh, Schwindelanfälle, schreckhafte Träume, leises Zucken oder Zittern der Muskeln, Störung des Blutumlaufes und der körperlichen Ausscheidungen u. dgl. Wo diese und ähnliche Anzeichen oder auch eine überstandene, mehr oder weniger schwere, leibliche Krankheit der auffällig veränderten Weise, sich zu benehmen, zu reden und zu handeln, vorausgehen, da ist fast ohne Ausnahme der Verdacht begründet, daß sich eine Seelenstörung anbahne. Es ist dies selbst dann der Fall, wenn jene Erscheinungen von dem Leidenden selbst wenig beachtet werden, ja wenn er sich einer vortrefflichen Gesundheit rühmt und gegen jede ärztliche Behandlung sperrt. Nicht selten wird die Zuziehung eines Arztes gerade dann unterlassen, wenn jene leiblichen Störungen länger anhalten oder unbedeutend erscheinen. Man gewöhnt sich dann daran und begnügt sich mit Vorstellungen, Ermahnungen und Ratschlägen, die man dem Leidenden erteilt. Man hat keine Ahnung davon, daß jene Symptome die Sturmvögel sind, die das heranziehende Wetter verkünden, und bringt darum auch die auffällige Charakterveränderung in keine Verbindung damit. Am wenigsten pflegt die krankhafte nervöse Grundlage in jenen nicht so spärlichen Formen von Geisteskrankheit erkannt zu werden, bei welchen die sittliche Verkehrtheit das Hauptmerkmal der Krankheit ausmacht. Aber auch da fehlt diese Grundlage nicht. Sie erscheint hier als starke erbliche Belastung, als angeborne, seelische Entartung, als von allererster Kindheit an vorhandene Gehirnschwäche und nervöse Widerstandslosigkeit, wodurch das Verhalten des Kranken zu allen Zeiten etwas Unnormales und Wunderliches empfing.

Aber nun ziehe man aus solchen Behauptungen keine falschen Folgerungen! Unter gewissen Bedingungen sind Charakterfehler, Laster und Leidenschaften die Anzeichen und Ausflüsse einer sich vorbereitenden Geisteskrankheit. Aber ist es darum also in allen Fällen? Sittliche Auswüchse können einem krankhaften Geistesboden entspringen; aber müssen sie es, thun sie es immer? So zu urteilen wäre ein arger Fehlschuß. Wir würden damit in die materialistische, aller Sittlichkeit Hohn sprechende Annahme geraten, wonach der Verbrecher nur ein kranker Mensch ist, krank geworden durch die Summe der Einflüsse, unter denen er lebt. Nein, wo

wir einem geistig gesunden Menschen gegenüberstehen, da ist jede Verschlechterung des Charakters, jeder Verstoß gegen das Sittengesetz Schuld und Sünde, für die derselbe seinem Gott und Gewissen verantwortlich bleibt. Aber wo eine mehr oder weniger auffällige Veränderung des Auftretens in Wort und Werk mit anderen, besonders leiblichen Merkmalen einer Nervenerkrankung zusammenfällt, da wäre es ein Unrecht, dieselbe dem Erkrankten in sein Schuld- und Sündenregister einzutragen. Allerdings gilt auch von der Geisteskrankheit, wie von der leiblichen Krankheit, daß sie in manchen Fällen verschuldet ist. Ein ausschweifender Lebenswandel, die maßlose Befriedigung der Lüste, besonders der sinnlichen, fortgesetzte Ausschreitungen in Unzucht, namentlich im Trinken, und ähnliche Dinge, denen sich der Mensch in gesunden Tagen überließ, können Veranlassung zur Geistesstörung geben. Aber diese Fälle sind doch die selteneren; und ein solcher Wandel führt in der Regel eher zum Verbrechen als zum Irresein. Dr. Karrer hat Recht, wenn er (in seinem Vortrage über „Geisteskrankheit und Charakter" in der „Sammlung von Vorträgen" XV, 5, Heidelberg 1886, S. 26) sagt: „Geisteskranke, die Verbrechen begehen, sind verhältnismäßig viel häufiger, als Verbrecher, welche geisteskrank werden."

Im übrigen aber ist es nichts anderes, als ein trauriges Vorurteil, wenn man einem armen Geisteskranken seine Erkrankung als Verschuldung anrechnen will. Man darf dies ebenso wenig, wie man von einer Verschuldung des Nervenfiebers reden darf. Es müßte sonst Charakterfestigkeit und Charakterreinheit vor Erkrankung bewahren. Aber eine tausendfache Erfahrung widerstreitet dem. Auch Leute von musterhaftem Lebenswandel, von makelloser Sittlichkeit, von aufrichtiger Frömmigkeit sind in großer Zahl dem Irresein verfallen und verfallen ihm auch heute noch. Sie zeigen dann wohl auch ein Gebahren, das im schneidendsten Widerstreit mit ihrem früheren Wesen steht. Die vorher keuscheste Zunge ergeht sich in Zoten; ein Mensch vom feinsten Zartgefühl wird roh und brutal; die aufopferndste Mutterliebe wird gleichgültig gegen das Kind; der Mäßigste wird unmäßig, der Gefügigste trotzig, der Frömmste gottlos. Niemand darf es wagen, darin die Offenbarung der wahren Gesinnung zu finden, gleichsam als wenn der lang im Herzen verhaltene, schmutzige Strom nun seinen Ausgang bekommen hätte, und die Decke von der

lange vor Menschen verborgenen Unreinheit fortgezogen wäre. Auch die gotteslästerlichste, zuchtloseste Rede, auch das unflätigste Benehmen der Kranken ist nicht etwa ein Beweis einer innern Verdorbenheit, die vorher wie durch Zwang niedergehalten war und nun nach dessen Fortfall unverhüllt zu Tage tritt. Es kann in Zeiten geistiger Erkrankung manches über die Lippen kommen, manches gethan werden, was dem inneren Menschen durchaus verhaßt und von ihm verabscheut ist. Man vergegenwärtige sich doch nur die Phantasieen eines Typhuskranken. Vielleicht äußert dieser den bittersten Haß gegen seine Angehörigen, redet roh und wüst und ist doch in gesunden Tagen ein Mensch ganz anderer Art. Es mag sein, daß solche Gedanken dem Kranken schon vor seiner Erkrankung bekannt geworden sind; aber folgt daraus, daß er ihnen mit Lust und Liebe angehangen hat? Auch geschieht es häufig genug, daß Vorstellungen, Bilder und Gedanken durch krankhafte Reizung der Nerven hervorgerufen werden, die sonst nie in der Seele auftauchten und auch später nicht wieder auftauchen werden. Darum fort mit dem ebenso ungerechten wie unverständigen Vorurteil, daß Geisteskrankheit immer auf Verschuldung hinweise! Am allerwenigsten können die Selbstanklagen der Kranken dies Vorurteil begründen. Denn weit entfernt, Ergebnisse nüchterner Selbstprüfung zu sein, sind sie Erzeugnisse der Krankheit. Wie oft sind sie von den geistig Gestörten grundlos, selbstquälerisch aufgesucht oder ins Ungebürliche vergrößert worden, und wie schnell schwinden sie wieder mit der Krankheit! Professor Jessen hat darum mit Recht den Ausspruch gethan: „Der moralische Wert der Irren ist nicht geringer als der der Geistesgesunden", und es trifft für die allermeisten Fälle zu, wenn er fortfährt: „Es gereicht weit eher zur Ehre als zur Schande, von einer Gemütskrankheit befallen zu werden." Denn „wer kein Gemüt hat, hat auch keine Gemütskrankheit zu besorgen." Der gemütlose Egoist, der gewissenlose Verbrecher, der innerlich verhärtete und abgestumpfte Mensch bleibt vom Irresein verschont, weil er von jenen Ereignissen und Einflüssen nicht tiefer berührt wird, die das Gemüt der edleren Menschen ergreifen und erschüttern. Das alles folgt aus dem Satze, daß Irresein eine Krankheit, und zwar eine Krankheit des Nervensystems ist.

Auch der religiöse Wahnsinn macht hiervon keine Ausnahme.

Er entsteht ganz aus denselben Ursachen, wie jeder andere. Freilich lautet die landläufige Meinung hierüber anders. Nach ihr trägt die Religion selbst eine nicht geringe Schuld an der großen Zahl der Geisteskrankheiten, die in ihrem Gewande auftreten. Bald sollen furchtbare Bußkämpfe, bald überschwängliche Seligkeitsgefühle den Anlaß dazu gegeben haben, bald unnütze Grübeleien über unlösliche Fragen, welche die Religion an die Hand giebt, bald ein übertriebenes Lesen in der heiligen Schrift, besonders in den prophetischen Büchern, obenan in der Offenbarung Johannis, bald ein geistlicher Hochmut, der sich besonderer Begnadigung rühme, bald peinliche Gewissensängste um dieser, jener Sünde willen, für die man keine Vergebung zu finden glaube, wohl gar die Furcht, die unverzeihliche Sünde wider den heiligen Geist begangen zu haben, bald die Schrecken der Hölle und des Gerichts, bald ein Übermaß in geistlichen Übungen, im Beten, Fasten und in der Teilnahme an Gottesdiensten. Allein man schreibt damit in das Schuldbuch der Religion einen großen Posten hinein, mit dem sie nicht belastet werden darf. Man läßt sich zu dieser Ungerechtigkeit verleiten, indem man den mancherlei Mißbrauch ins Auge faßt, der mit der Religion getrieben wird. Es ist ja freilich nicht zu leugnen, daß Zerrbilder der Frömmigkeit, ein schwärmerisches, fanatisches Treiben unter dem Aushängeschild der Religion der letzte Anlaß zum Ausbruch einer Geistesstörung werden können. Langes Fasten und Kasteien des Körpers, Bußübungen und Entsagungen angeblich verdienstlicher Art, die das leibliche Wohlbefinden schädigen, Nervenüberreizungen, Anstrengungen und Erregungen, wie sie innerhalb der katholischen Kirche mit den dort vielfach üblichen „Missionen" und „Exerzitien", und auf evangelischem Boden mit künstlich erzeugten Bußkämpfen, methodistischer Treibhaushitze und geistlichen Selbstquälereien verbunden zu sein pflegen, haben schon manchen an den Rand des Irreseins, manchen in den Abgrund desselben hineingeführt. Es geht hierbei wie bei schädlichen Einflüssen auf die leibliche Gesundheit. Der eine setzt sich denselben z. B. einer Erkältung ungestraft aus, der andere büßt seine Unvorsichtigkeit mit einer leichteren oder schwereren Krankheit. Aber im übrigen darf man kühn behaupten, daß die gesunde und nüchterne religiöse Einwirkung, wo sie der Ausbildung einer Geisteskrankheit Vorschub leistet, schon einen Schwächezustand vorfand, dem

die richtige Verarbeitung der empfangenen Eindrücke unmöglich war, und dem die nötige Widerstandskraft gegen geistige Beeinträchtigungen fehlte. Die so Betroffenen sind melancholische Schwachsinnige, Epileptische, Hysterische, Hypochonder oder ehemalige Geisteskranke. „Viele", bemerkt v. Krafft-Ebing treffend (a. a. O. I. S. 156), „die im Hafen der Religion Schutz und Trost suchen, sind Schiffbrüchige im Sturm des Lebens, die körperlich und moralisch gebrochen in jenen einlaufen." Es entspricht dem wirklichen Sachverhalt an allen Orten, wenn ein berühmter Irrenarzt (Zeller) in einem Jahresbericht sagt (vgl. Irrenfreund 1859 S. 95): „Man hat uns oft gefragt, ob denn nicht in unserer Anstalt der religiöse Wahnsinn häufig zu finden sei. Allein wenn auch bei der im ganzen gegen andere Länder vorherrschenden religiösen Richtung unseres Volkes der Wahnsinn oft diese Färbung hat, wie denn die vorherrschenden Neigungen und Ansichten auch in der Seelenstörung sich geltend machen, so können wir doch mit Wahrheit nicht Einen Fall anführen, in welchem die übertriebene schwärmerische Frömmigkeit die ausschließliche Veranlassung der Krankheit gewesen wäre, während in den meisten die eigentliche Entstehungsursache in den Motiven zu suchen war, die einen Menschen zu dieser vermeintlichen Frömmigkeit gebracht haben" — (gemeint ist das Verlangen nach Trost bei Kummer und Herzeleid) — „oder diese plötzlich erwachende Sinnesänderung nur das Hauptanzeichen des bereits ausgebrochenen oder erst sich vorbereitenden Wahnsinns bildete." (vgl. auch Schüle: Handbuch der Geisteskrankheiten. Leipzig 1878, S. 217, der wesentlich ebenso urteilt).

Wie könnte es auch anders sein? Eine gesunde, bei allem Ernst doch getröstete und freudige Frömmigkeit, wie sie das Evangelium in die Herzen pflanzt, übt eine bewahrende, vorbeugende Einwirkung auf die Gemüter aus, indem sie dieselben in den Schranken innerer und äußerer Zucht hält, Ruhe und Friede, Geduld und Ergebung im Unglück darreicht und dadurch an ihrem Teil auch das Nervenleben vor Überreizungen und Schädigungen behütet. Weit entfernt davon, die Gefahr des Irrewerdens zu vermehren, vermindert sie dieselbe. Wohl kann auch ein frommer Mensch krank werden; ein Schlag, ein Sturz auf den Kopf u. a. kann ihn dahin bringen. Aber so manchen Veranlassungen zur Geisteskrank-

heit steht er doch ungleich geschützter gegenüber, als der Gottlose. Es bleibt auch hier wahr, daß die Gottseligkeit nütze ist zu allen Dingen. Sie kommt auch der Gesundheit zu gute. Statt von der Religion sollte man lieber von der Irreligiosität als von einer Ursache der Geisteskrankheiten reden, wie Möbius (a. a. O. S. 85 und 86) thut. Vermehrt die letztere nicht die innere Haltlosigkeit des Herzens und macht den Stürmen des Lebens gegenüber mehr oder minder wehrlos? Begünstigt sie nicht Ausschweifungen und Verbrechen, ruft die tiefsten Erschütterungen des Gemütes und Siechtum hervor und leistet also der Entstehung des Irrsinns Vorschub?

Hiermit stimmt denn auch das Ergebnis der Statistik überein, soweit überhaupt von einem solchen geredet werden kann. Man hat sich große Mühe gegeben, den Prozentsatz der Geisteskranken in den verschiedenen Bekenntnissen zu ermitteln. Aber bei den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten einer solchen Berechnung hat sich wenig Zuverlässiges ergeben. Nur scheint soviel festzustehen, daß die Juden und gewisse Sekten einen hohen Prozentsatz aufweisen. Doch dürfte hierfür das Religionsbekenntnis nur insofern verantwortlich gemacht werden können, als es für diese Gemeinschaften das häufige Heiraten unter Verwandten begünstigt und so eine genügende Kreuzung der Rasse verhindert, mithin zu fortgesetzter Inzucht verführt. Es tritt also hier dasselbe Ergebnis hervor, das sich nicht selten innerhalb der Adels- und Geldaristokratie zeigt. Auch hier erzeugt das häufige Ineinander-Heiraten zahlreiche Geisteskrankheiten, wie es z. B. am Ende des vorigen Jahrhunderts in auffälliger Weise innerhalb des Pariser Adels geschah. Bei manchen Sekten wirkt auch wohl die immer wiederholte, einseitige Behandlung der Themata von Hölle und Verdammnis, der fast unvermittelte Übergang von einem Extrem erzwungener Gefühle in das andere auf schwache Gemüter schädlich; hat doch ein Irrenarzt in Basel vor wenigen Jahren zehn Fälle von Geisteskrankheiten konstatiert, die mit einem schwärmerischen Erweckungsschwindel zusammenhingen. Je und dann dürfte auch die Trostbedürftigkeit angehender Geisteskranken manche von diesen gerade solchen Sekten, welche sich mit großer Zuversichtlichkeit des alleinigen Heilbesitzes rühmen, in die Arme treiben.

Ob weiter das evangelische Bekenntnis eine größere Zahl von

Geisteskranken liefert als das katholische, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen (vgl. hierzu Neveling: Ein Gang durch die Irrenanstalt. 1885 S. 12). Zwar waren im Januar 1879 in sämtlichen Irrenanstalten des preußischen Staates neben 11 915 evangelischen Kranken nur 4641 katholische, während doch die Zahl der evangelischen Einwohner im ganzen Staat nicht ganz doppelt so groß ist als die der katholischen. Aber nicht alle Geisteskranke leben in den Irrenanstalten. Wer will sagen, wieviele bei den Ihrigen oder anderswo weilen? Bei der Unterbringung von geistig Gestörten in Irrenanstalten reden Dinge mit, welche nicht an allen Orten und unter allen Verhältnissen dieselben sind, z. B. die Entfernung der Anstalt vom Wohnort des Kranken, die Schwierigkeit des Transportes, Vorurteile gegen die vermeintliche Schande, daß der Kranke in einer Anstalt gewesen sei und anderes. Bei der Volkszählung am 1. Dezember 1880 wurden unter je 10 000 Evangelischen 24,1 Geisteskranke ermittelt, unter der gleichen Anzahl von Katholiken 23,7, von Israeliten 38,9, und unter 10 000 Angehörigen anderer Bekenntnisse 18. Auch hiernach überwiegt der Prozentsatz der evangelischen Kranken den der katholischen, freilich nur um ein Geringes. Da jedoch die bezüglichen Angaben bei jener Zählung nicht von Sachverständigen gemacht wurden, so ist das dadurch gewonnene Resultat unsicher. Aber wollte man ihm auch eine annähernde Richtigkeit zuerkennen, so kommt bei statistischen Zahlen bekanntlich alles auf deren Deutung an. Ohne Zweifel nehmen nun die Protestanten im allgemeinen in höherem Maße als die Katholiken an dem Kulturleben der Gegenwart mit seiner aufregenden Hast und seinen mannigfachen Verwicklungen teil, und ihr Nervenleben steht darum auch in größerer Gefahr. Auch mag es geschehen, daß die innerlichere Aneignung des Christentums, welche das evangelische Bekenntnis fordert, und die damit verknüpften größeren Kämpfe, die den Katholiken ferner liegen, manches Gemüt zu Erregungen veranlassen, denen es nicht gewachsen ist, dann nämlich, wenn schon irgendwelcher krankhafte Untergrund, ein erworbener oder ein überkommener, sich vorfindet. Es ist begreiflich, daß dann dasselbe Evangelium, das unter normalen Verhältnissen wie Arznei wirkt, seinen vollen heilenden Einfluß nicht zu äußern vermag. Aber hört es darum auf, Arznei zu sein? Wird es etwa darum ein Gift? Nur ein verfälschtes Christentum

kann so genannt werden. Es bleibt mithin dabei, daß alle Anklagen, als ob das Christentum zur Erzeugung von Geisteskrankheiten beitrage, hinfällig sind.

III.

Die Bildung des Wahnes, vornehmlich des religiösen.

Liegt auch der Quell des religiösen Wahnsinns nicht in der Religion, so ist doch seine besondere Erscheinung, seine Eigentümlichkeit dadurch bedingt. Wir haben ein Recht, vom religiösen Wahnsinn zu reden. Denn das Gewand, worin sich derselbe kleidet, ist der Religion entlehnt. Allerdings ist der Inhalt des Wahns nicht geeignet, einen zureichenden Einteilungsgrund für die verschiedenen Formen der Geisteskrankheit abgeben zu können, schon darum nicht, weil Geisteskrankheit ohne Wahnvorstellung bestehen kann. Der Wahn ist erst ein späteres Erzeugnis der Krankheit. In ihrem Anfangsstadium fehlt er häufig, und je und dann auch später, entweder dauernd oder vorübergehend, ganz abgesehen davon, daß ihn viele Kranke lange zu verbergen wissen. Dazu kommt, daß der Inhalt des Wahns etwas Zufälliges und Gleichgültiges ist. Er ist für die ärztliche Behandlung, für die Erkenntnis der Ursachen, aus denen die Krankheit entsprang, für die Hoffnung und Genesung ohne wesentliche Bedeutung. Wir gewinnen für diese Sätze ein Verständnis, wenn wir uns die *Entstehung des Wahnes* klar machen.

Von einer großen Anzahl von Geisteskrankheiten, vielleicht von ihrer Mehrzahl ist zu sagen, daß die Wahnidee ihr Dasein dem unwillkürlichen Versuche des Kranken verdankt, sich seinen veränderten Zustand zu *erklären*. Der Unterschied zwischen einst und jetzt drängt sich seinem Bewußtsein mit solcher Macht und in so auffälliger Weise auf, daß ihm darüber wie von selbst allerlei Gedanken kommen. Nicht, als ob er nun nach Art eines wissenschaftlichen Forschers den Gründen dieser Veränderung mit bewußter Absichtlichkeit und mit Aufbietung seines ganzen Scharfsinns nachginge. Vielmehr ist sein Erklärungsversuch meist ein unwillkürlicher. Eins der vornehmsten Gesetze unseres Denkens zwingt uns, für jedes Geschehen nach einem zureichenden Grund zu suchen. Es wirkt auch da, wo wir uns dessen nicht bewußt werden. Es giebt ja einen Mechanismus

des Denkens, der selbstthätig arbeitet, wenn ihn die Außenwelt dazu anregt und ihm Stoff zu seiner Arbeit zuführt. Er thut es auch bei dem nicht wissenschaftlich Geschulten und steht auch in dem geistig Erkrankten nicht still. Durch ihn wird dieser veranlaßt, für die Veränderung, die in seinem Selbstgefühl, in seinen Stimmungen, Empfindungen und Trieben, in der Verlangsamung oder Beschleunigung, in der Armut oder in dem Reichtum seines Denkens vor sich gegangen ist, einen ausreichenden Grund ausfindig zu machen. Bei der Unbestimmtheit und Gegenstandslosigkeit seiner Gemütsbelastung ist er vielleicht anfänglich gar nicht im stande, sich über die Ursache seines umgewandelten Seelenlebens Rechenschaft zu geben. Er äußert vielleicht: „Ich fürchte mich. Warum? Ich weiß es nicht. Aber ich fürchte mich." Nicht lange aber, so tauchen als Antwort auf dieses Warum, das sich ihm unablässig aufdrängt, allerlei finstere Ahnungen, trübe Gedanken und Befürchtungen auf. Oft sind dieselben lange Zeit schwankend, wechselnd, bis sich aus ihrem bunten Gewirr ein einzelner Gedanke heraushebt, wie der höher gelegene Boden aus dem überschwemmten Lande. Ein anderes Mal erfaßt der Gedanke, der Einfall, der zum Wahne wird, den Kranken wie mit der Kraft der Erleuchtung, blitzartig, etwa ähnlich wie sich dem lange sinnenden Forscher plötzlich die Lösung der erwogenen Frage darbietet.

Ganz natürlich kommen bei alledem vornehmlich die Gedankenkreise in Betracht, die dem Leidenden am nächsten liegen, in erster Linie also dasjenige Gebiet, das er zuletzt vor seiner Erkrankung mit besonderem Interesse verfolgt hat, oder das bei ihm durch seinen Stand und Beruf, durch seine Erlebnisse, durch seine Gesinnung und Bildung in den Vordergrund getreten war. Aus diesem Gebiete webt sich der Wahn sein Kleid und zwar in derjenigen Farbe, welche der Gemütsstimmung des Gestörten entspricht, dunkel, wenn die Selbstempfindung eine gedrückte, lachend und hell, wenn sie eine gehobene ist. Ganz dieselbe Unruhe und Gemütsangst, die den Geschäftsmann dahin bringt, an den Ruin seines Geschäftes zu glauben, und den Beamten, seine Amtsenthebung zu fürchten, bewegt die zärtliche Mutter, für ihre Kinder zu zittern und das Schlimmste für sie zu besorgen. Aus einer und derselben oder doch ganz ähnlichen Stimmung heraus sieht sich dieser überall von Feinden und

Spionen umgeben, und jener in Kriminaluntersuchungen verwickelt und auf Schritt und Tritt von Polizisten umlauert. Wesentlich dieselbe heitere, gehobene und glückliche Stimmung läßt den einen Kranken an seinen wachsenden Reichtum glauben, einen andern an seine hohe, bisher nicht anerkannte Geburt und Vornehmheit. Infolge derselben wähnt dieser große, wissenschaftliche Probleme gelöst oder folgenschwere Erfindungen gemacht zu haben, und jener zu unvergleichlichen militärischen Erfolgen oder zu einem hervorragenden Wohlthäter der Menschheit berufen zu sein. Wer weiß wieviele halten sich für ausgezeichnete Persönlichkeiten, für berühmte Feldherrn, Weltreformatoren, bewunderte Redner oder Schauspieler, oder für Geliebte von Fürsten und Königen! Die Gedanken, welche eine Zeit, ein Volk beherrschen, spiegeln sich auch in den Köpfen der Irren wieder. Zur Zeit Napoleons I. kommandierten die Irren ihre Armeen, rühmten sich ihrer Siege und waren stolz, die Erde mit dem Klang ihres Namens zu erfüllen. Als Napoleon besiegt wurde, zog die Furcht vor den Kosaken in die Irrenhäuser. Während der letzten Belagerung von Paris sahen die melancholischen Irren in dieser Stadt nichts anderes als Preußen, die sie verfolgen und töten wollten. Andererseits brach bei den an Manie leidenden Kranken eine wahre Epidemie von Erfindungswahnsinn aus. Der französischen Regierung wurden die wunderbarsten Dinge, Mordmaschienen, neuerfundenes Schießpulver, Gas u. s. w. angeboten, um Paris von seinen Feinden zu befreien. Nach Aufhebung der Belagerung erschien der Wahnsinn in neuem Zuschnitt. So erbot sich ein Kranker, für 5 Milliarden falsche Banknoten anzufertigen; ein anderer wollte Zinkstücke so vergolden, daß die Preußen sie als echte Napoleons nehmen würden.

Es ist hiernach leicht begreiflich, daß bei religiös gerichteten Gemütern sich der Wahn in ein religiöses Gewand kleidet. Es ist dazu nicht erforderlich, daß der Kranke schon in gesunden Tagen das religiöse Bedürfnis in hervorragendem Maße pflegte. Natürlich entkeimt auch in vielen Fällen, wo dies geschah, die falsche, krankhafte Selbstbeurteilung dieser Grundlage. Aber nicht selten bildet sich auch da religiöser Wahnsinn aus, wo sich der Kranke früher um die Religion so gut wie gar nicht bekümmert hatte und erst in den Tagen seiner geistigen Störung die religiösen Trostmittel

in Anspruch nahm, um mit ihrer Hilfe von seiner fast unerträglichen Qual, Angst und Unruhe befreit zu werden. Mag sich nun aber der Irre schon lange vor seiner Erkrankung oder erst in der letzten Zeit vor deren Ausbruch den religiösen Interessen zugewandt haben, so liegt es ihm in beiden Fällen nur zu nahe, sich den Grund seiner Gemütsumwandlung mittelst der religiösen Idee zu erklären. Es geht ihm dabei wie dem Schlafenden, der sich in seinen nächtlichen Träumen am ehesten mit dem beschäftigt, was ihm den Tag über am meisten zu thun gemacht hat. Hie und da wirken noch andere Ursachen mit, dem in seiner Ausgestaltung begriffenen Wahn gerade einen religiösen Anstrich zu verleihen. So ist es z. B. unleugbar, daß geschlechtliche Ausschweifungen, Onanie und andere, häufig religiösen Wahnsinn zu Tage fördern; und es ist nicht zufällig, daß religiöse Schwärmerei und Ausschreitungen geschlechtlicher Art oft Hand in Hand miteinander gehen. Auch tragen wohl Sinnestäuschungen zur festeren, bestimmteren Fassung der Wahnvorstellungen, sowie zur Bestätigung schon fertiger Wahnideen bei; aber sie sind nicht die eigentliche Ursache derselben. Damit sie hervortreten können, muß das verkehrte Urteil des Kranken über sich selbst schon eine bestimmte Richtung eingeschlagen haben. Nur auf solcher Grundlage können sich „Hallucinationen" bilden. Sie sind ja wesentlich nichts anderes, als die sinnlich eingekleideten und angeschauten Ideen selber, die in dem Kranken zur Herrschaft gelangt sind. Sie sind also mit dem Wahne verglichen eine spätere Erscheinung als dieser. Auch von den religiösen Wahnideen gilt, was von allen andern behauptet werden muß, daß der bald mehr bewußte, bald mehr unbewußte Versuch des Kranken, sich die von ihm wahrgenommene Veränderung seines Zustandes zu erklären, der Schlüssel für das Verständnis derselben zu sein pflegt.

So steht es in einer großen Zahl von Fällen, man darf wohl sagen, in der überwiegenden Zahl. Ja früher dehnte man diese Auffassung auf alle aus. Neuerdings jedoch ist man zu einer Einschränkung derselben geführt worden. Nicht so selten nämlich lernt der Irrenarzt Krankheitsgeschichten kennen, in denen sich der vorhandene Wahn auf einem anderen Wege gebildet hat. Es geschieht dies in jener nicht kleinen Gruppe von seelischen Erkrankungen, worin nicht wie in den obigen Fällen Personen ergriffen werden,

welche sich bis dahin im wesentlichen einer geistigen Gesundheit erfreuten, sondern geistig schwer Belastete, denen teils schon von ihrer Geburt an teils doch längere oder kürzere Zeit vor ihrer eigentlichen Erkrankung eine seelische Entartung anhaftete. Wohl sind auch hier die Übergänge fließend. Es kann jemand trotz ererbter krankhafter Veranlagung unter günstigen Verhältnissen im ganzen geistig gesund sein; und erkrankt er nun infolge irgend welcher Einflüsse, die jene Veranlagung wecken und wirksam machen, so kann es fraglich sein, in welche der beiden eben geschiedenen Gruppen er gehöre. Aber doch macht es in der Mehrzahl der Fälle einen leicht bemerkbaren Unterschied, ob die Seelenstörung ein gut veranlagtes und normal arbeitendes Gehirn ergreift oder ein Gehirn, das entweder durch erbliche Belastung oder durch spätere ungünstige Einwirkungen, etwa durch eine Schädelverletzung, eine Gehirnentzündung, geschlechtliche Ausschreitungen, Trunksucht u. dgl. eine abnorme Entwicklung genommen hat. Personen der letzteren Art schreiten immer dicht am Rande des Irreseins einher, und schon geringe Anlässe können sie hinabstürzen. Eine Änderung der Lebensweise, des Wohnortes, Schicksalsschläge, politische und soziale Bewegungen, der Eintritt in die geschlechtliche Reife, ein Wochenbett u. a. genügen dazu. Schon vor ihrer eigentlichen Erkrankung zeigen Leute dieser Gattung eine reizbare Schwäche, eine hohe Erregbarkeit, eine geringe Widerstandskraft des Nervensystems, nicht selten verbunden mit Hypochondrie, Hysterie und Epilepsie, und auf dem geistigen Gebiete eine auffällige Empfindlichkeit des Gemütes, das durch geringfügige Dinge, wie durch leichtes Unwohlsein, Wechsel des Wetters, Versagung eines kleinen Wunsches, geringe Meinungsverschiedenheit, schnell zu heftigem Schmerz und starker Erregung fortgerissen wird, eine lebhafte Einbildungskraft bei großer Unfähigkeit zu folgerichtigem Denken, einen leicht erregbaren Willen bei Mangel an Ausdauer und Folgerichtigkeit. Oft sind diese Kranken von Zwangsvorstellungen beherrscht. Mit geringer Denkkraft vereinigen sie häufig eine einseitig hervorragende Begabung. Dabei haben sie meist etwas Überspanntes, Leidenschaftliches an sich, eine gewisse Verschrobenheit, ein unstätes, launenhaftes Wesen in ihren Zuneigungen und Abneigungen.

Das Irresein, das auf der Unterlage solcher geistigen Entartungszustände wie auf einem überaus fruchtbaren Boden erwächst,

kann verschiedene Formen annehmen. Es kann als epileptisches, hysterisches, hypochonderisches Irresein auftreten, als moralisches Irresein und in noch anderen Gestalten. Doch am häufigsten nimmt es den Charakter der primären Verrücktheit an. Die primäre Verrücktheit steht im Gegensatz zu der sekundären. Der Ausdruck „Verrücktheit" wird dabei selbstverständlich nicht gleichbedeutend mit Irresein im allgemeinen gebraucht. Er hat einen engeren Sinn. Schon seit lange ward er in der Irrenheilkunde für eine ganz bestimmte Form von Geisteskrankheiten angewandt, nämlich für Schwächezustände, die sich als Niederschlag früherer Krankheitsformen bei vielen unheilbaren Geistesgestörten herausbilden. Der früher vorhandene krankhafte Affekt des Irren, mag er einen gehobenen oder einen melancholisch gedrückten Charakter getragen haben, ist erloschen; aber der Wahn ist als dauernder Verstandesirrtum wie eine wohl erhaltene Ruine aus vergangenen Tagen stehen geblieben. Noch vor wenigen Jahrzehnten wußte man nur von dieser Verrücktheit, die sich immer als das Überbleibsel eines abgelaufenen Krankheitsprozesses darstellt, als Rückstände eines kürzer oder länger erloschenen Vulkans. Neuere Beobachtungen haben es jedoch zur Gewißheit erhoben, daß ähnliche Zustände auch ohne ein vorausgegangenes melancholisches oder maniakalisches Stadium häufig genug vorkommen. Gewisse Kranke befinden sich darin von vornherein, ohne daß sie zuvor durch eine andere Form der Seelenstörung hindurchschritten. Die Verrücktheit solcher Kranken hat man die „primäre" genannt, und jener ersteren schon früher bekannten den Namen der „sekundären" gegeben. Die primäre Verrücktheit nun findet sich ausschließlich nur bei belasteten Kranken und zwar meist bei erblich belasteten. Wie bei der sekundären ist auch bei ihr eine wirkliche Genesung des Kranken selten. Doch endet das Leiden hier nicht, wie dort in der Regel, mit allgemeiner Verwirrtheit oder Blödsinn. Die Urteilskraft bleibt leidlich erhalten; sie sinkt nicht, wie dort fast ausnahmslos geschieht.

Auch bei der primären Verrücktheit nun bilden Wahnideen den Kern derselben. Doch haben sie hier einen anderen Ursprung, als bei den Geisteskrankheiten, denen ein gesundes Geistesleben vorherging. Wenn sich die Wahngedanken bei diesen letzeren aus irgend welchem Nachdenken über den veränderten Zustand entwickeln, so steigen

sie hier aus dem **unbewußten** Geistesleben auf, aus Stimmungen und Verstimmungen, aus dunkelen Erinnerungen an Gelesenes, Gehörtes, Gesehenes, an Erlebnisse im Wachen, im Halbschlaf, im Traume, im Fieberzustand. Bei dem träumerisch schlaffen, vielfach romanhaften, schwärmerischen Wesen der hierher gehörigen Personen, bei ihrer meist lebhaften Einbildungskraft, bei ihrem Mangel an geordnetem Denken und bei ihrer Sucht, die Vorgänge der Außenwelt mit ihrer eigenen Persönlichkeit in Beziehung zu setzen und dahinter etwas zu suchen, was sie selbst angeht, spinnen sich jene Erinnerungen ihnen selbst halb unbewußt fort, zunächst als Ahnungen, Vermutungen, bauen sich aber dann bei gegebenem, oft geringfügigem Anlaß als wirkliche Wahngebäude häufig mit überraschender Schnelligkeit auf und meist in wunderlicher, mährchenartiger, romanhafter, urverrückter Weise. Aller Kritik und aller Besonnenheit bar halten diese Armen ihre Ideen nun dauernd fest. Es sind ihnen unumstößliche Thatsachen, die ihnen in der Regel auch bald durch entsprechende Sinnestäuschungen erhärtet werden. Auch diese Sinnestäuschungen erheben sich aus der unbewußten Sphäre des Geistes und wirken darum für die Kranken so überraschend, so beweiskräftig. Verfolgungs- und Größenwahn sind auch hier die Hauptarten der Wahnvorstellungen. Doch werden die ersteren im weitern Verlauf des Leidens von den letzteren verdrängt. Auch mischen und verbinden sich wohl beide miteinander. Innerhalb dieser originären Verrücktheit stoßen wir nicht nur auf eine lange Reihe von Klagsüchtigen und Prozeßkrämern, sondern auch von Grafen- und Fürstenkindern, die in frühester Jugend aus dem väterlichen Schloß geraubt wurden, oder die sich in anderer Weise von ihren Verwandten verfolgt wissen, weil diese sie hindern wollen, ihre Rechte geltend zu machen. So lernte ich in der Heilanstalt zu Siegburg einen wissensreichen Oberpostsekretär kennen, der sich mir schließlich, nachdem ich wochenlang um sein Vertrauen geworben hatte, als ein durch und durch verrückter Kranker enthüllte. Er bildete sich ein, als preußischer Prinz im königlichen Schlosse zu Berlin geboren zu sein, von dort aber durch seine Feinde zu einem Landlehrer in Pommern gebracht, hier erzogen und später auf seinen Spaziergängen als ein Fürstenkind von himmlischen Geistern begrüßt worden zu sein. Er meinte, unverlierbare Rechte auf den preußischen Thron zu haben, die er nötigen-

falls mit Gewalt durchsetzen müsse. Leider mußte ich sein mir endlich geschenktes Zutrauen damit lohnen, daß ich ihm als einem für den Kronprinzen gefährlichen Menschen zu lebenslänglicher Einsperrung mitverhalf.

Auch bei dieser Gattung von Geisteskranken kann der Wahn eine religiöse Färbung annehmen und thut es vielfach. Vielleicht hatte schon das Vorleben des Kranken eine ausgesprochene religiöse Richtung, oder Trübsale, Verluste, leibliche Krankheiten, Anregungen durch hinreißende religiöse Reden und Schriften anderer trieben in dieselbe hinein. Wer kann es da auffällig finden, daß nun auch das Wahngebäude seine Bestandteile aus dem Gebiete der Religion hernimmt, mag es nun, wie in den selteneren Fällen, ein ausgesprochen melancholisches Gepräge tragen oder, wie in der Regel, ein gehobenes. Zwar erfaßt ein solcher Kranker fast niemals den tieferen Kern, die innere Bedeutung der Offenbarung; sein Interesse bleibt an der Außenseite gottesdienstlicher Verrichtungen hängen; er klaubt am Buchstaben, an einzelnen Stellen der Bibel herum und fördert die wunderlichsten Auslegungen zu Tage. Aber sein ganzes Seelenleben ist doch religiös angehaucht. So muß es auch der Wahn sein, der aus demselben anfangs wie eine Nebelgestalt aufsteigt, die sich je länger desto mehr zu festen Vorstellungen verdichtet, und nicht minder auch die Sinnestäuschung, die diesen Propheten, diesen Lieblingen Gottes, diesen Messiassen, diesen gewaltigen Bußpredigern und Kirchenverbesserern ihre göttliche Berufung und Auserwählung verbürgt. Kommen ihnen je und dann Zweifel, so werden dieselben schnell zu Anfechtungen des Teufels gestempelt und siegreich überwunden.

Allein so charakteristisch nach alledem der Inhalt des Wahnes für das religiöse Irresein ist, so wenig hat man darum doch ein Recht, in diesem Irresein eine eigentümliche Art der Geisteskrankheit zu finden und zwar nicht bloß aus den oben angeführten Gründen (vgl. S. 45), sondern auch darum, weil es schlechterdings unmöglich ist, die Formen des Irreseins nach dem Inhalt der Wahnideen zu scheiden. So tausendfach verschieden dieser Inhalt ist, ebensoviele Formen der Seelenstörungen müßte man dann annehmen; und weil die Ideen der Kranken im Laufe der Jahrhunderte wechseln gleich den Gedankenkreisen, welche die verschiedenen

Geschlechter bewegen, so würde jede Zeit ihre besonderen Formen aufzustellen haben. Es wäre lächerlich, einen besondern Schauspieler-, Erfinder-, Redner-, Reichtums-, Bankerotts-, Geselligkeits-, Liebes-, sozialen, politischen und andern Wahnsinn zu unterscheiden. Heben wir aber trotzdem den religiösen Wahnsinn aus der langen, unübersehbaren Reihe der Wahngestalten heraus, so liegen die Gründe dafür auf der Hand. Es kommt ihm das hervorragende Interesse zu gut, welches das vornehmste Gebiet des menschlichen Geistes, das religiöse, überhaupt für sich in Anspruch nehmen kann. Die besondere Beachtung, welche der religiöse Wahnsinn um dieses Umstandes willen gefunden hat, wird weiter durch den oft auffallenden Charakter der hierher gehörigen Erscheinungen gesteigert. Nicht selten waren und sind dieselben von den Schauern des Geheimnisvollen umgeben und mit den wunderlichsten Sonderbarkeiten verbunden. Endlich aber trägt dazu die einflußreiche Rolle bei, welche dieser Wahnsinn im Leben der Völker wie der einzelnen gespielt hat und teilweise noch spielt, die Fülle von Unverstand, Aberglaube und Mißbrauch, welche sich daran angeschlossen hat. Fast bei keiner anderen Form des Irreseins liegt darum auch die Gefahr einer unrichtigen Beurteilung so nahe, wie hier.

IV.

Die Formen des religiösen Wahnsinns.

Unternehmen wir es nun, uns die verschiedenen Gestalten zu vergegenwärtigen, in welchen uns der religiöse Wahnsinn begegnet, so müssen wir zuvörderst die transitorischen oder vorübergehenden von den chronischen oder länger andauernden Formen trennen. Haben jene nur eine Dauer von Stunden und Tagen, höchstens von Wochen, so ziehen sich diese durch Monate und Jahre hindurch. Bei den transitorischen Formen treten wir an eine wissenschaftlich interessante Gruppe von Krankheitsfällen heran, auf die man in der überhaupt noch jungen Irrenheilkunde erst in letzterer Zeit mehr geachtet hat (vgl. hierzu: von Krafft-Ebing: Die transitorischen Störungen des Selbstbewußtseins. Erlangen 1868). An der Schwelle dieses Gebiets treffen wir auffallende Störungen des Selbstbewußtseins, welche durch Traum-

zustände, Schlaftrunkenheit und Nachtwandeln veranlaßt werden und bis zur Ausübung der größten Verbrechen, bis zu Angriffen auf das Leben anderer, ja bis zum Morde fortschreiten, und daneben solche, welche durch Berauschung in Alkohol enthaltenden Getränken hervorgerufen werden oder durch den Genuß gewisser narkotischer Stoffe, wie Belladonna, Opium und Chloroform und mit Mord- und Selbstmordversuchen, mit heftigen Angstzufällen und tobsüchtiger Wut verknüpft sein können. Weiter gehören jene vorübergehenden Geistesstörungen hierher, die sich im Verlauf von fieberhaften Krankheiten, wie Typhus, Lungenentzündung, Wechselfieber, Cholera, nach Staaroperationen (vgl. Dr. H. Schmidt-Rimpler: Augenheilkunde. 4. Auflage, S. 391) u. a. einfinden, besonders auf der Höhe derselben und beim Beginn der Genesung. Dabei treten dann auch wohl flüchtige Wahngebilde, hie und da mit religiösem Inhalt hervor. Ein kräftiger Bauer von 30 Jahren, so erzählt Focke (nach Griesinger a. a. O. S. 188), der bisher niemals an Wechselfieber gelitten hatte, aber in einem der vielen früheren Fieberherde der Umgegend Siegburgs wohnte, ward plötzlich von Tobsucht befallen, hielt sich für Christus und die ihm Nahenden für Hexen, mißhandelte seinen Herrn u. s. w. Der Kopf war heiß, die Augen gerötet, wild rollend, die Zunge weiß, der Leib aufgetrieben, der Puls etwas beschleunigt, nicht fiebernd, die Füße kalt. Auf Eisumschläge, Schröpfköpfe u. a. trat Ruhe ein und der Kranke erschien in den nächsten zwei Tagen geistesgesund. Am vierten Tage wiederholte sich genau um dieselbe Tageszeit der nämliche Auftritt, dem nach abermals vier Tagen ein dritter Anfall, aber gelinder und von kürzerer Dauer folgte. Der Gebrauch von Chinin beseitigte auch diesen, hinderte aber nicht, daß nach fünf Wochen ein Rückfall eintrat, der in derselben Weise und mit dauerndem Erfolge bekämpft ward.

Einen hierher gehörigen Fall von vorübergehendem religiösem Irresein habe ich schon in meiner Jugend erlebt. Noch heute steht mir jene Reihe aufregender Tage aus meiner Studienzeit in lebhafter Erinnerung, in denen sich ein lieber und frommer Jugend- und Universitätsfreund ziemlich plötzlich der Sünde wider den heiligen Geist anklagte, der einzigen, unverzeihlichen Sünde, welcher die Schrift gedenkt. Unerfahren wie wir, meine Bekannten und ich es waren, versuchten wir ihm zu helfen durch allerhand geistliche

Tröstungen und möglichst scharfsinnige Beweise für die Grundlosigkeit seiner Selbstbeschuldigung. Wir strengten uns an, durch eindringende Schriftauslegung, durch Ermahnungen und Ermunterungen der verschiedensten Art ihn aus seiner Schwermut herauszureißen. Einigemal gelang es uns für einen Augenblick, aber in der nächsten Minute versank er wieder in sein verzweiflungsvolles Brüten. Eine ganze Nacht hindurch kämpfte ich mit ihm, für ihn, ihn zu heilen. Aber alles war vergeblich. Schließlich suchten wir Hilfe bei angesehenen Lehrern der Theologie, bei erfahrenen Seelsorgern. Aber merkwürdiger Weise wußten auch die keinen genügenden Rat. Sie schlugen denselben Weg ein, den wir so oft erfolglos versucht hatten, den Leidenden durch geistlichen Zuspruch in das rechte Geleise zu bringen. Nur einer derselben, Professor Tholuck, verwies nebenbei auch auf ärztliche Hilfe. Der Zustand des Geängsteten verschlimmerte sich innerhalb weniger Tage so gewaltig, daß er schließlich die Universität verlassen und in seine Heimat zu seinen Eltern zurückkehren mußte. Hier kam er in ärztliche Behandlung. Bald zeigte es sich, daß er mehr leiblich als geistlich krank war. Er litt an einem Unterleibsleiden; ein Bandwurm quälte ihn. Kaum war er von demselben befreit, so war er fröhlich und getrosten Mutes wie vor jenen schrecklichen Tagen. Jede peinigende Selbstanklage war verstummt. Welch ein schlagender Beweis für die Grundanschauung vom religiösen Wahnsinn, daß derselbe seine Wurzel und Kraft, seine Entstehung und seinen Bestand nicht im religiösen Leben, sondern im kranken Körper hat!

Bekannter als Fälle dieser Art pflegen die seelischen Krankheitsbilder zu sein, welche manche Epileptiker darbieten, sei es im unmittelbaren Anschluß an einen epileptischen Anfall oder eine Anfallsgruppe, sei es in der Zwischenzeit zweier epileptischen Anfälle, sei es, wenn auch seltener, unter längerem Ausbleiben der Krämpfe, gleichsam in Vertretung derselben. Die kleinere Anzahl dieser vorübergehenden seelischen Erkrankungen trägt den Charakter von hoher, ja höchster Erregung, von einem mehr oder weniger verworrenen und unbeherrschten Gedankengang bis zur heftigsten Tobsucht hin, die Mehrzahl dagegen den Charakter melancholischer Gedrücktheit, ängstlicher Unruhe und großer Bangigkeitsgefühle. Auf der Höhe des Stunden bis Tage dauernden Anfalls rennt der Kranke planlos herum, bis er erschöpft zusammensinkt, oder er begeht verwerfliche

Handlungen, die in Selbstmord, Mord, Brandstiftung, Diebstahl bestehen können. Zuweilen gesellen sich Sinnestäuschungen schreckhafter Art dazu, die sich etwa auf Gespensterspuk oder Todesgefahr beziehen, und es kommt mit ihnen oder ohne sie zu einem vorübergehenden Wahn der Besessenheit. Allen diesen Fällen eignet die Plötzlichkeit des Eintritts und Aufhörens, die kurze Zeit der einzelnen Anfälle, die Übereinstimmung derselben unter sich bis ins kleinste, die Aufhebung des vollen Bewußtseins und seine Herabdrückung bis zum Traumzustande, sowie die vollständige Erinnerungslosigkeit für das, was die Zeit des Anfalls ausfüllte, oder die starke Trübung der Erinnerung, die nur eine summarische und lückenhafte ist. Eine Spielart dieses zeitweisen Irrsinns bilden gewisse epileptische Dämmerzustände mit religiösem Wahn und religiösen Sinnestäuschungen. Während der Dauer dieser Zustände, die einige Stunden, aber auch mehrere Tage anhalten können, wähnen sich die Kranken im Paradiese, vermeinen mit Gott in Verkehr zu stehen, von ihm zum Beruf eines Propheten, Messias, Reformators erhoben zu sein, schwelgen in himmlischer Freude und haben himmlische Gesichte, empfangen wohl auch göttliche Befehle, ihre Angehörigen umzubringen und bedrohen ihre Umgebung, welche sie vielfach als Juden, Ungläubige und Feinde Gottes verkennen. Mitten in ihrem himmlischen Entzücken aber — „Gottnomenclatur" genannt — ändert sich plötzlich die Szene. Die Pforten der Hölle öffnen sich für den Kranken, der Gottes Gericht über sich kommen sieht; er gebärdet sich nun wie ein zerknirschter Sünder, thut Buße und ruft um Erbarmen. Doch wie oft sich auch solcher Wechsel wiederholt, der Kranke geht daraus immer wieder als gottbegnadete Person hervor, bis daß wie meistens ein epileptischer Anfall diesem Zustand ein Ende bereitet und die Erinnerung an ihn wesentlich trübt oder gänzlich auslöscht. Bekanntlich hat Mohamed an epileptischen Zufällen gelitten, und seine religiösen Gesichte hängen mit ihnen eng zusammen. Ebenso haben die epileptischen Sinnestäuschungen der Anna Lee bei der Gründung der Sekte der Shakers eine große Rolle gespielt.

Ähnliche Delirien, wie die Epilepsie, erzeugt nicht selten auch die Hysterie. So vielgestaltig diese fast ausschließlich dem weiblichen Geschlecht angehörige Krankheit ist, so ist ihr doch immer eine übergroße Reizbarkeit des Nervenlebens, eine geistige und körperliche

Überempfindlichkeit eigen. Man denke nur an die mit diesem Leiden verbundenen sogenannten hysterischen Krämpfe, Lach-, Wein-, Gähnkrämpfe, auch Krämpfe ähnlich denen der Fallsüchtigen, Krämpfe der Speiseröhre, welche letzteren den Kranken das Gefühl erregen, als sitze ein runder Gegenstand im Halse, eine Kugel, ein Apfel, der auf- und niedersteigt. In seelischer Hinsicht sind die Anomalieen des Gemütslebens charakteristisch, die sich bei allen diesen Kranken vorfinden, der Stimmungen auf den niederen Graden des Leidens, der Affekte auf den höheren. Meist sind es Unlustgefühle, welche sich geltend machen, und Stimmung und Affekt tragen darum das Gepräge der Niedergeschlagenheit. Aber bei dem raschen Wechsel der Vorstellungen und der hohen Gemütserregbarkeit der Hysterischen ist die Stimmung keine andauernde. Ein bunter Wechsel der Gefühle und Affekte, oft in jähem Umschlag vom Lachen zum Weinen ist hier die Regel. Daher die Launenhaftigkeit derselben und der auffällige Wechsel von Zu- und Abneigung gegen Personen und Gegenstände. Immer wieder mit sich selbst und ihren Empfindungen beschäftigt, werden sie Egoisten, unempfindlich gegen die Leiden anderer, gleichgültig gegen ihre Pflichten. In demselben Grade, in welchem ihr Interesse für die Außenwelt schwächer wird, lassen sie ihr Ich mit wachsender Rücksichtslosigkeit in den Vordergrund treten, übertreiben ihr Leiden, das sie beachtet wissen wollen, beanspruchen die ausgesuchteste Aufmerksamkeit und wollen sich um jeden Preis interessant machen, sollte es selbst durch erkünstelte Ohnmachtsanfälle, durch Nadelverschlucken, Hautzeichnungen, Selbstbeschädigungen, Erdichtungen von Attentaten, welche man gegen sie unternommen haben soll, u. dgl. geschehen. Bei der Schwäche ihrer sittlichen Ideen scheuen sie auch wohl vor keinem Betrug, keiner Lüge zurück. Ihre Einbildungskraft ist meist krankhaft erregt, so daß die lebhafte Vorstellung leicht zur Sinnestäuschung wird, oder sie Einbildung und Wirklichkeit nicht zu unterscheiden vermögen. Ihre Willenskraft und die Ausdauer in den Bewegungen ist außerordentlich vermindert. Nicht selten verfallen sie Zwangsvorstellungen, und willensschwach, wie sie sind, werden sie der Spielball ihrer Launen, Gelüste, Einbildungen und Einfälle.

Daß sich auf solcher Grundlage ohne Schwierigkeit auch Irrsinn entwickeln kann, begreift sich bald. In den leichteren Fällen der Hysterie kommt es nur zu vorübergehenden seelischen Erkrankungen,

zu heftigen Angstzuständen mit getrübtem Bewußtsein, zu Delirien, ähnlich denen der Nervenfieberkranken, bei denen hinterdrein die Erinnerung fehlt, auch wohl zu Sinnestäuschungen, gegen welche die Kranken mit verzweifelter Gegenwehr, mit Toben, Schreien, Schlagen ankämpfen, Erscheinungen, wie wir ihnen in manchen der später zu erwähnenden Fälle von Geisteskrankheiten begegnen. Bei andern bilden sich vorübergehende, exstatisch-visionäre Zustände. Die Kranken befinden sich hier in tiefem Traumzustand, sind wie außer sich, haben himmlische Gesichte und glauben sich einer geheimnisvollen Vereinigung mit Gott, Christus, der Maria, den Engeln, den Seligen zu erfreuen, desgleichen besonderer Begnadigungen und Offenbarungen. Auf der Höhe ihrer Anfälle, die stundenlang währen können, sehen sie manchmal den Himmel offen, geraten in begeistertes Predigen, reden in fremden Sprachen, weissagen, singen religiöse Lieder u. s. w. Kehrt das Bewußtsein zurück, so fehlt die Erinnerung gänzlich, oder sie ist nur bruchstückweise da und verschwommen. Neben diesen zeitweiligen Irreseinszuständen finden sich auf den höheren Stufen der Hysterie auch Formen andauernden Irreseins und zwar bald mit melancholischem Wahn bald mit Wahnideen entgegengesetzten Inhalts. Im ersteren Falle erscheint häufig der religiöse Wahnsinn als Besessenheitswahn, nicht selten im Bunde mit Krämpfen und mit Antrieben zum Fluchen, zur Gotteslästerung, zum Reden mit verschiedenen Stimmen; mit letzteren wollen sie die bösen Geister vernehmbar machen. Infolge krankhafter Erregung der geschlechtlichen Sphäre, die oft angetroffen wird, glauben sie auch wohl, von bösen Geistern gemißbraucht zu werden, ein Wahn, der bekanntlich in den berüchtigten Hexenprozessen früherer Zeit eine große Rolle spielte. Auch sonst reden sie viel von Antastung ihrer weiblichen Ehre. Dabei sind längere lichte Zwischenräume zwischen den einzelnen Zeiten der Erregung nichts Seltenes. Trägt aber der Wahnsinn, der auf hysterischem Boden erwächst, den Charakter der Gehobenheit, so kleidet er sich auch dann gern in eine religiöse Maske. Ein melancholisches Vorstadium geht ihm nicht vorauf. Die Stimmung wechselt häufig; ebenso thun es die ihr entsprechenden Gesichte und Verzückungen, und gar oft mischt sich mit der religiösen Verrücktheit eine gut Teil erotischer Erregung. Auch werden diese Zustände je und dann von Starrkrämpfen begleitet.

Sehr häufig aber bildet die Hysterie nur ein Moment in der Entstehungsgeschichte der Geisteskrankheit. Andere Einflüsse treten hinzu und rufen noch tiefer greifende, meist auch länger dauernde Erkrankungen hervor. Und eben diese chronischen, langwierigen Störungen pflegen wir gewöhnlich im Sinne zu haben, wenn wir von Irresein sprechen. Die Form, in der sie auftreten, ist eine ganz verschiedene. Lange Zeit hindurch galt fast überall die durch Griesingers allgemein anerkannte Autorität gestützte Einteilung (vgl. a. a. O. S. 213) in primäre oder heilbare und sekundäre oder unheilbare Krankheiten. Zur ersten Gruppe rechnete man die Formen der Schwermut, der Tobsucht (auch wohl Manie genannt) und des Wahnsinns im engeren Sinne, zur zweiten die der Verrücktheit und des Blödsinns oder Schwachsinns. Die Voraussetzung zu dieser Einteilung bildete die Annahme, daß alle diese Formen im allgemeinen nur verschiedene Stadien desselben Prozesses seien. Wichtige Erfahrungen neueren Datums haben diese Annahme hinfällig gemacht. Es giebt auch, wie schon erwähnt, Beispiele angeborener Verrücktheit, angeborenen Blödsinns. Trotzdem aber ist es bisher nicht gelungen, eine andere und bessere Einteilung an Stelle der veralteten zu setzen, und Dr. Pelman wird auch heute noch Recht haben, wenn er (in seiner „Kurzen Übersicht über den Stand der heutigen Psychiatrie" S. 54 vom Jahre 1877) erklärt, daß es „mit unserer Nomenklatur recht traurig aussieht," und wenn er S. 55 die jetzige Benennung der einzelnen Formen also beschreibt: „Die Zustände heiterer Aufregung werden schlechthin als Tobsucht bezeichnet. Für die Angst, den negativen Affekt und die quälende Unruhe ist die alte Bezeichnung der Melancholie beizubehalten. Wo ein wirklicher und dauernder Mangel der Geisteskräfte vorliegt, haben wir den Blödsinn, und alles andere, was man nicht recht definieren kann, darf man Verrücktheit benennen." Wie man hieraus sieht, ist der Einteilungsgrund für die Geisteskrankheiten auch heute noch von den seelischen Merkmalen derselben entlehnt. Mit vollem Grunde bemerkt Kahlbaum (in Nr. 126 der „Klinischen Vorträge" S. 7), daß die sogenannten Formen der seelischen Krankheiten nicht die Formen der verschiedenen Krankheitsarten sind, sondern Formen von Symptomenkomplexen oder seelischen Gesamtzuständen. Es verhält sich also damit ähnlich wie mit manchen Namen körperlicher Krankheiten,

in denen man die verschiedenartigsten Zustände zusammenfaßt, wie z. B. unter Fieber. Aber jede andere Einteilung, wie die von Morel u. a. versuchte, nach den Ursachen der Krankheit, die ätiologische, ist undurchführbar, da mit Ausnahme seltener Fälle das Irresein durch das Zusammenwirken mehrerer Ursachen hervorgerufen wird.

Der religiöse Wahnsinn nun kann innerhalb jeder der genannten Formen auftreten. Überschaut man, soweit dies möglich ist, die große Reihe der hierher gehörigen Erscheinungen, so wird man unter ihnen in Anlehnung an die gebräuchlichste Einteilung der Geisteskrankheiten eine dreifache Gruppe unterscheiden müssen und zwar 1. den religiösen Wahnsinn mit vorwiegendem, krankhaft gedrücktem Affekt, die Melancholie oder Schwermut, 2. den religiösen Wahnsinn mit vorherrschendem, gehobenem Affekt, die Manie oder Tollheit, 3. den religiösen Wahnsinn mit wechselndem Affekt, das sogenannte zirkuläre Irresein.

Lange Zeit hindurch sahen es die Irrenärzte als unumstößliche und fast ausnahmslose Regel an, daß alle Geisteskrankheiten mit Gemütsdruck begännen. Man bezeichnete die kürzere oder länger dauernde Melancholie als das erste Stadium des Irreseins und glaubte deren Voraufgang auch da voraussetzen zu müssen, wo die Umgebung des Kranken nichts von ihr entdeckt hatte. Von dieser Ansicht ist man neuerdings zurückgekommen. Eine beträchtliche Reihe von Krankheitsbildern, die diesen Verlauf nicht aufweisen, haben zu der Überzeugung geführt, daß die Tollheit und tobsüchtige Aufregung des melancholischen Vorstadiums entbehren könne. Zuweilen bildet die plötzlich hervorbrechende Manie die erste Form, und diese geht dann später in Melancholie über. Auch kann eine andere Reihe der Haupt-Irreseinsformen eintreten. Aber dennoch enthält die alte Anschauung viel Wahrheit; denn die weit überwiegende Zahl der Erkrankungen hebt mit der Melancholie an.

Die Melancholie wird überall durch zwei Merkmale charakterisiert. Mit schmerzlicher gemütlicher Verstimmung verbindet sich eine Erschwerung der geistigen Thätigkeiten, die sich bis zur Hemmung derselben steigern kann. Das Leiden kündigt sich zuerst durch ein seelisches Wehgefühl an, das in den Verhältnissen des Erkrankenden gar keinen oder doch keinen

genügenden Grund hat. Auch das gesunde Geistesleben bleibt von gedrückten Gemütsstimmungen nicht verschont. Aber sie finden ihre Rechtfertigung in beruflichen oder häuslichen Sorgen und Kümmernissen, in bitteren Erfahrungen, körperlichen Leiden u. dgl. Anders bei dem Melancholischen. Hier sind es zuerst ganz gegenstandslose Gefühle von Beklemmung, Angst, Niedergeschlagenheit und Traurigkeit, die ihn befallen. Seine Weh- und Unlustgefühle sind so allgemeiner und unbestimmter Art, daß er noch keinerlei Vorstellungen über ihren Grund damit verknüpft. Hand in Hand hiermit geht die schmerzliche Wahrnehmung, daß sein Fühlen, Denken und Wollen wie gehemmt erscheint. Der Fluß der Empfindungen und Gedanken wird einförmiger, leerer und träger. Er zeigt immer eine und dieselbe trübe Färbung. Des Kranken bemächtigt sich ein Gefühl der Langenweile, der Öde, der verminderten geistigen Arbeitsfähigkeit. Viele Kranke klagen über eine Art von Verdummung, Abnahme des Gedächtnisses und Erschwerung geistiger Leistungen. Alles, was sie sehen, hören, erfahren, macht einen wehmütigen Eindruck auf sie. Sie können sich über nichts mehr freuen; alles ist ihnen widerwärtig geworden; sie haben die Lust an ihrer bisherigen Beschäftigung verloren. Sie sind verdrießlich und reizbar und ziehen sich meist von allem zurück. Menschenscheu und furchtsam geworden, verbringen sie ihre Zeit unthätig und in möglichster Einsamkeit. Oft liegen sie unter dem Eindruck stark darnieder, daß sie in Freud und Leid nicht mehr fühlen wie vordem, daß sie fast allem, was sie sonst interessierte, gleichgültig, wie abgestorben gegenüberstehen. Sehr häufig übertragen sie den Widerwillen, den ihnen die Außenwelt erregt, auf ihre Angehörigen, Freunde und Umgebung; und diese Abneigung kann sich bis zum förmlichen Hasse steigern. Bleibt die Krankheit auf dieser Stufe stehen, so haben wir die sogenannte „reine Melancholie“ vor uns. Sie bringt es nicht zur Ausbildung eines Wahnes.

Aber in der Mehrzahl der Fälle kommt es früher oder später zu Versuchen des Kranken, sich seine gänzlich umgestaltete Selbstempfindung zu erklären. Den Grund dafür sucht er in der Außenwelt. Anfänglich tauchen die Gedanken, welche sich ihm hierbei darbieten, in unklaren Umrissen vor ihm auf wie ein schwankendes Bild. Sie wechseln auch wohl miteinander ab und treten vor ihn wie zur Auswahl hin. Aber langsamer oder schneller klären sie sich.

Die eine oder andere Idee drängt sich mit Macht in den Vordergrund und giebt nun den Mittelpunkt ab, um den das innere Leben des Kranken kreist. Es ist natürlich, daß der Inhalt dieser Wahnideen je nach Geschlecht, Stand, Bildung, Lebens- und Zeitalter, Erlebnissen und Erfahrungen unendlich mannigfaltig ist, „wenn auch", wie Griesinger bemerkt, „gewisse stehende Sorgen und Befürchtungen der Menschen dem Delirium unzähliger Melancholischer aller Völker und Zeiten übereinstimmende Züge und gleichen Inhalt verleihen." Da die Eindrücke, welche der Schwermütige von der Außenwelt empfängt, durchaus widrige sind, so legt sich ihm der Gedanke nahe, daß diese ihm feindlich geworden sei, daß er von ihr nichts als Gefahren, Schaden und Verfolgungen zu erwarten habe. Die Außenwelt ist dieselbe geblieben; aber die Einwirkung, die von ihr auf den Erkrankten ausgeht, bricht sich gleichsam wie manches Licht durch dunkle Fensterscheiben. Die Verzagtheit, der Druck, der sich seines Gemütes bemächtigt hat, führt ihn zu dem Wahne, ruiniert, seines Vermögens, seines Amtes, seiner Ehre verlustig zu sein. Dazu gelangt er um so eher, wenn sich bei ihm in höherem oder geringerem Grade die sich dieser Irrsinnsform oft zugesellende Präcordialangst einstellt. Sie ruft in ihm unwillkürlich den Gedanken hervor, daß ihm eine große Gefahr, etwas Furchtbares, vielleicht selbst der Tod bevorstehe. Die Gemüts- und Empfindungslosigkeit aber, die er mit Schrecken selbst solchen Menschen und Dingen gegenüber in sich wahrnimmt, die er früher mit Liebe umfaßte, regt in ihm den Wahn an, er sei wie erstorben, er sei ein anderer als früher geworden, ein anderes Wesen selbst. Nicht selten veranlassen ihn zu dieser Einbildung die sonderbarsten Empfindungen in seinen Gliedern. Manchen kommt es so vor, als würden sie von eigentümlicher Luft angeweht, gebrannt, geschlagen, gestochen, als sei dieser oder jener Körperteil abgestorben. Auf einer falschen Deutung dieser und ähnlicher Empfindungen beruht der Wahn mancher Kranken, sie hätten keinen Kopf oder eine lange Nase, Beine von Glas, ein Herz, ein Gehirn von Stein, verkohlte Eingeweide u. s. w. Die Nervenlähmung in einer Körperhälfte ruft wohl den Wahn hervor, es liege eine andere Person oder eine Leiche neben dem Kranken. Eine Frau, welche das Gefühl hatte, als werde ihr Hirn auseinandergerissen, als kratze man mit den Fingern darüber, ward dadurch zu der An-

nahme gebracht, sie habe ein Huhn im Kopfe, welches darin kratze. Als ich meinen ersten Gang durch das Irrenhaus that, fand ich eine Geistesgestörte, die in der Ecke saß und gackerte, weil sie meinte, in eine Henne verwandelt zu sein. Esquirol erzählt von einer 58jährigen Frau, welche behauptete, den Pontius Pilatus, ja alle Personen des neuen Testamentes in ihrem Leibe zu haben, und manchmal kaltblütig sagte: „Heute geschieht die Kreuzigung Christi; ich höre die Hammerschläge, mit denen man die Nägel einschlägt." Auch glaubte sie, daß die Päpste ein Konzilium in ihrem Bauche hielten. Wie kam die Frau zu diesen wunderlichen Einfällen? Bei Öffnung ihrer Leiche ergab sich, daß die Eingeweide des Unterleibs untereinander und mit den Bauchwänden durch das Bauchfell verwachsen waren; man konnte sie nicht von einander trennen. Die Leber war sehr groß und erstreckte sich bis in die linke Seite, wo sie mit der Milz verwachsen war. Diese krankhaften Veränderungen hatten die Geplagte zu ihrem seltsamen Wahne verführt. Ist aber der Wahn der Melancholischen in Bildung begriffen oder schon ausgestaltet, so treten fast ausnahmslos Sinnestäuschungen hinzu und helfen ihn befestigen. Wie das ganze Bewußtsein des Kranken, so ist auch ihr Inhalt schmerzlich und beängstigend. Seiner Selbstempfindung entsprechend hört er Stimmen, welche ihm Unheil, Tod, Gericht und Gefängnis ankündigen oder ihn mit Schimpfreden, Spott und Hohn verfolgen. Auch sieht er wohl seine Henker, Polizisten, Mörder und andere Personen, die ihn bedrohen, schmeckt vielleicht auch Gift oder schädliche, ekelhafte Zuthaten in der Speise oder riecht verwesende Leichen.

Haben nun aber den Kranken seit lange oder seit kurzem vornehmlich religiöse Gedanken beschäftigt, so ist es erklärlich, daß er in ihnen den Schlüssel seiner Umwandlung sucht und findet. Sonst boten ihm Gebet, geistliche Betrachtung und Gebrauch der Gnadenmittel Trost und Erbauung. Er fand sich dadurch erquickt und erleichtert. Jetzt läßt ihn das alles kalt. Er hat keinen Trieb dazu; und ob er sich auch dazu zwingt, es wirkt nicht mehr wie früher, ja geradezu entgegengesetzt. In jeder Predigt, die er hört, in jedem Erbauungsbuche, das er aufschlägt, entdeckt er Stellen, die auf ihn gemünzt seien. Sein Friede ist dahin; kein Andachtsmittel bringt ihn wieder. Woher mag das kommen? Woher anders, als

daß ihn Gott verstoßen, ihm seine Gnade entzogen habe, daß er des Himmels und der Seligkeit beraubt sei. Und bald spinnt sich dieser Wahn dahin aus, daß er solch Los auch verdient habe. Eifrig sucht er nach Sünden, wodurch er sich desselben schuldig gemacht habe. Er dichtet sich wohl gar Verbrechen an, meint Sünden, welche ihm nicht vergeben werden könnten, begangen zu haben, wohl auch die Sünde wider den heiligen Geist, und verzweifelt nun darüber, daß er ewig verloren sei. Das Leben wird ihm zur Qual, und, wie auch bei mehr weltlicher Färbung des melancholischen Wahns, keimt nun wohl die Neigung zum Selbstmord hervor. Dabei kann das Benehmen des Kranken verschieden sein. Der eine ist ruhig, kniet und betet still und anhaltend, tagelang; der andere beweint und bejammert laut und händeringend sein Geschick. Gesellen sich Sinnestäuschungen hinzu, so entsprechen sie dem Gedankenkreise, der Gefühlswelt, in der sich der Schwermütige bewegt. Er hört Stimmen, die ihn anklagen, verfluchen und verdammen und sucht deren Ursprung in einer andern Welt; er sieht die Gestalten von Verlorenen und Verworfenen oder von bösen Geistern, vernimmt deren Geheul und Verwünschungen, erblickt die Flammen der Hölle, fühlt deren Glut, riecht ihren Schwefelgeruch, erschrickt vor feurigen Gestalten, vor schrecklichen Zeichen göttlichen Zorns, und was des mehr ist. Es wird schwerlich jemand einfallen, solche vermeintlichen Wahrnehmungen der Geängsteten für begründet zu halten.

Aber man hüte sich auch, ihren Selbstanklagen Glauben zu schenken. Geht man denselben tiefer nach, so entdeckt man, daß sie in den allermeisten Fällen gänzlich hinfällig sind. Die Treusten bezüchtigen sich grober Untreue, die Gewissenhaftesten der Gewissenlosigkeit, die Frömmsten der Gottlosigkeit, die Redlichsten der Unredlichkeit. Nicht selten nehmen die Kranken Möglichkeiten, Phantasiebilder, die in ihnen aufsteigen, für Wirklichkeiten, für Handlungen, die sie vollbracht haben wollen, beschuldigen sich einer Unthat, von der sie gehört oder gelesen haben, obwohl sie nicht den geringsten Zusammenhang damit gehabt haben. Es begegnet ihnen dabei zuweilen, daß sie Ort und Zeit und Umstände der That verwechseln und durcheinander wirren. Noch öfter bauschen sie geringfügige Vergehungen oder Mängel zu großen Verschuldungen auf und bleiben mit selbstquälerischen Gedanken daran hängen, ohne je den Versuch zu tieferer

Selbsterforschung zu machen und die Gesamtstellung ihres Herzens und Lebens zu Gott ins Auge zu fassen, wie es doch bei einer gesunden Buße geschieht. So hörte ich vor einiger Zeit eine junge Frau, deren schon vordem vorhandene Blutarmut durch die lange Pflege ihres kranken Mannes, durch den tiefen Schmerz über seinen Verlust und durch ein gerade in dieser Zeit erfolgtes Wochenbett in hohem Grade gesteigert worden war, immer nur über die eine nach ihrer Meinung unverzeihliche Sünde jammern, daß sie über den Tod ihres Mannes nicht weinen könne; alle andern Seiten ihres Lebens zog sie gar nicht in Betracht. Manchmal hatte sie sogar mit Lebensüberdruß zu kämpfen, und sie erlag endlich völliger Entkräftung. Eine andere, durch viele schwere Wochenbetten seit Jahren geschwächte, noch dazu herzleidende Frau erbat sich vor kurzem Rat gegen eine unüberwindliche Unruhe, von der sie um eines kleinen Vergehens willen umgetrieben ward, hinsichtlich dessen sich bei dem fernen Wohnort der Frau nicht einmal feststellen ließ, ob es nicht etwa nur in ihrer Einbildung bestanden habe. Sie war dadurch an ihrem Gnadenstande irre geworden und quälte sich Tag und Nacht mit den schlimmsten Zweifeln. Auch hier blieb die Grundstellung zu Gott außer Acht. Die Vorwürfe, welche sich die Entkräftete machte, waren aus dem Umkreis, nicht aus dem Zentrum des geistigen Lebens entnommen. Und wo es so steht, da schöpfe man Verdacht und vergegenwärtige sich die leiblichen Merkmale der Geisteskrankheit, forsche nach Schlaf und Appetit, nach Kopfschmerz und Blutarmut, nach Herzleiden und Zirkulationsstörungen des Blutes, nach Unterleibsleiden, Ohrensausen, Sinnestäuschungen u. dgl., und man wird dabei selten irregehen. Fast ausnahmslos hat man es dabei nicht mit geistlich, sondern mit leiblich Erkrankten zu thun.

Einige weitere Beispiele aus meiner seelsorgerischen Erfahrung mögen die Richtigkeit des Vorstehenden verdeutlichen. Es sind mehrere Jahre her, da ward ich auf eine Frau aufmerksam gemacht, die angeblich von den furchtbarsten Anfechtungen religiöser Art gepeinigt ward. Obschon sie früher nie ein besonders warmes und reges christliches Leben bethätigt hatte, war sie doch seit einiger Zeit von dem Gedanken gemartert, von Gott verworfen zu sein und nie wieder seiner Gnade teilhaftig werden zu können. Alle möglichen Stellen aus Predigten, die sie hörte, aus Blättern, die sie las, benutzte sie,

um sich immer fester in dieses Vorurteil einzuspinnen. Stundenlang konnte sie sinnend und grübelnd, sich härmend und grämend demselben nachhängen, und schon begann sie ihren Haushalt in gröbster Weise zu vernachlässigen, als ich in näheren seelsorgerischen Verkehr mit ihr trat. Eine längere Unterredung überzeugte mich, daß hier kein rein, ja nicht einmal ein vorwiegend religiöser Prozeß vorliege, vielmehr in erster Linie ein leiblicher, der schließlich nur das religiöse Leben in Mitleidenschaft gezogen hatte. Die Frau eines kleinen Beamten, war sie durch dessen Versetzung aus Ostpreußen in die Rheinprovinz aus den gewohnten, heimatlichen Verhältnissen, aus ihrer Freundschaft und Verwandtschaft in eine Umgebung verpflanzt worden, in der es ihr überaus schwer ward, sich einzuleben. Hatte sie schon vor ihrer Übersiedelung in unsere Gegend an Sorge und Niedergeschlagenheit und infolge davon an Schlaflosigkeit gelitten, so vermehrten sich diese Leiden im neuen Wohnort um so mehr, je schwerer es ihrem zartbesaiteten Gemüte ward, sich in die Menschen und Verhältnisse desselben zu finden. Mit der Zunahme der Schlaflosigkeit verlor sich die Eßlust in immer größerem Maße. Bald litt sie auch an häufigem und peinlichem Kopfweh und andern Anzeichen, die auf Blutarmut und Stockung im Blutumlauf hinwiesen. Wie es nicht anders sein konnte, ward dadurch ihr Gemeingefühl, ihre Stimmung umgewandelt. Sie ward schwermütig, ohne doch eigentlich geisteskrank zu sein, wenn sie auch auf dem geradesten Wege dazu war, es zu werden. In ihrer Unruhe hatte sie Halt und Trost im Gebet, im fleißigen Verkehr mit dem gehörten und gelesenen Worte Gottes gesucht, aber nicht gefunden, und nun den Grund all ihrer Qual in ihrer veränderten Stellung zu Gott oder vielmehr Gottes zu ihr zu entdecken geglaubt. Von seelischen Vorgängen ausgehend hatte demnach die Entwicklung ihres Zustandes das Nervenleben erfaßt, dasselbe einer tiefen Erkrankung nahegebracht und war schließlich auf dem religiösen Gebiet zur greifbaren Erscheinung gelangt. Den einseitig religiösen Gegenwirkungen, welche bis dahin angewandt worden waren, mußten demnach bestimmte Ratschläge für das leibliche Leben hinzugefügt werden, die dessen Ernährung, Kräftigung und Beruhigung bezweckten. Und als dieselben treulich befolgt wurden, verschwanden nicht nur die krankhaften Erscheinungen, sondern auch die geistlichen Anfechtungen.

Verlief dieser Fall günstig, so war der Ausgang eines andern um so trauriger. Die unverheiratete Tochter eines ehrenwerten Elternpaares hatte vor etwa zwei Jahrzehnten an melancholischem Irrsinn gelitten, war aber nach monatelangem Aufenthalt in einer Irrenanstalt geheilt entlassen worden. Als ich sie kennen lernte, hatte sie ihre frühere Unbefangenheit noch nicht völlig wiedergewonnen. Doch gelang ihr dies verhältnismäßig schnell, da sie damals unter ländlichen Verhältnissen lebte, welche ihrer gänzlichen geistigen Erstarkung besonders günstig waren. Bald bewies sie auch ein besonders lebhaftes Interesse an religiösen Dingen. Mit klarem natürlichem Verstande, mit gutem Gedächtnis und nicht geringer Willensstärke begabt, wirkte sie, ohne irgendwie die ihr obliegenden häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, in ihrer Umgebung mit Segen. Noch mehr ward dies der Fall, als ihr der Wechsel des Wohnsitzes eine vielfach reichere Gelegenheit bot, ihr unverkennbares Geschick für die Linderung fremder Not zu verwerten. Ihr geistliches Leben befestigte sich zusehends; es wurde je länger desto wärmer und tiefer, blieb aber durchaus nüchtern und gesund. Mit großem Freimut bekannte sie überall ihre durch Erfahrung ihr bestätigten Überzeugungen. Sie fühlte sich darin glücklich und froh. Da trat plötzlich ein Umschwung ein. Eine durch Unvorsichtigkeit von ihr verschuldete Erkältung rief eine Hemmung im Blutumlauf hervor und warf sie wider alles Erwarten abermals in die Nacht des Irrsinns zurück. Im übrigen verständig und frei von jeglicher Verdunkelung ihres Urteils litt sie an einer seelischen Beklemmung, die sich im raschen Fortschritt bis zur vollen Hoffnungslosigkeit steigerte. Wie es bei ihr kaum anders sein konnte, erhielt dieselbe ihren Ausdruck in einem religiösen Wahn. Die Kranke glaubte, die göttliche Gnade auf Mutwillen gezogen zu haben, weil sie lange gegen besseres Wissen, besonders in einer bestimmten Richtung gesündigt habe; für sie werde keine Vergebung mehr gefunden. Ihre Zu- und Abneigungen waren wie umgewandelt. Sie scheute Personen, welche sie bis dahin lieb gehabt hatte, und ging ihnen, wo es möglich war, aus dem Wege. Aller Zuspruch war vergeblich. Von ärztlicher Seite wurde mit vollem Rechte auf ihre schleunige Unterbringung in eine Anstalt gedrungen. Die betagten Eltern, die keine volle Einsicht in Wesen und Gefahr vom Zustand ihrer Tochter hatten, zögerten mit derselben in der Hoffnung, die Besserung werde

auch ohnedem eintreten, und verkehrte, rein geistliche Auffassungen von verwandter Seite bestärkten sie darin. Da nahm sich die Bedrängte plötzlich aus Verzweiflung das Leben. Wie gewisse Äußerungen bewiesen, welche sie einige Wochen zuvor gegen eine Freundin gethan hatte, war dieser Schritt eine Niederlage nach einem langen, schweren Kampfe, den sie gegen eine immer wiederkehrende Versuchung zu bestehen hatte. Der Gedanke an den Selbstmord hatte sich ihrer wie eine Zwangsvorstellung bemächtigt. Es würde von großer Unkenntnis hinsichtlich des Wesens der Seelenstörungen zeugen, wollte man hier, wie es in ähnlichen Fällen leider nur zu oft geschieht, gewisse Mängel des innern geistlichen Lebens, wie Unglaube, Mangel an Entschiedenheit, feine Selbstgerechtigkeit und ähnliches als Ursache eines solchen Vorkommnisses bezeichnen. Auch die religiöse Melancholie ist Krankheit.

Fast noch deutlicher tritt uns dies in der erschütternden Geschichte von der Selbstkreuzigung eines armen Geisteskranken aus dem Anfang dieses Jahrhunderts entgegen (vgl. K. W. Ideler: Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. I. Teil S. 193—196 und Der Irrenfreund, Jahrgang 1860, Seite 105—111). Matheo Lobet, geboren 1859, der Sohn armer Tagelöhner zu Casale, einem von allem Verkehr abgeschnittenen Dörfchen Oberitaliens, wäre gern ein Priester geworden, mußte aber um seiner dürftigen Familienverhältnisse willen das Schuhmacher-Handwerk erlernen. Wehmütig und verdrossen gestimmt, zum Teil auch in Folge eines flechtenartigen Ausschlags, an dem er besonders zur Frühlingszeit litt, sann er viel darüber nach, wie er dem Heiland im Kreuzesleiden ähnlich werden könnte. Die Selbstentmannung, die er 1802 an sich vollzogen hatte, trug ihm, als sie bekannt wurde, in seiner Umgebung den lauten Spott von Jung und Alt ein, und er nahm deshalb in der Ferne, in Venedig, Arbeit. Ein Versuch, sich hier auf offener Straße am frühen Morgen des 21. Septembers 1802 auf einem hölzernen Kreuze, das er aus den Brettern seiner Bettstelle gezimmert hatte, selbst festzunageln, ward durch die Leute, welche die Straße passierten, verhindert, bewog ihn aber, auch Venedig wieder zu verlassen und auf längere Zeit in seinen Geburtsort zurückzukehren. Doch auch hier litt es ihn nicht lange. Wenige Jahre nachher finden wir ihn wiederum in Venedig an seinem Hand-

werk. Er hat in der Nähe seines Meisters eine Kammer in dem dritten Stockwerk gemietet. Kaum aber hat er dieselbe bezogen, so hört man ihn darin hämmern, sägen und nageln. Er ist abermals auf seinen Kreuzigungsgedanken zurückgekommen und arbeitet Tag und Nacht daran, sich sein Kreuz zu zimmern. Und diesmal soll ihm sein Vorhaben gelingen. Gegen acht Uhr morgens am 19. Juli 1805 sehen ihn Vorübergehende hoch oben, mit einer Dornenkrone geschmückt, an seinem Kreuze zum Fenster hinaushängen. Wie hat er die That zustandegebracht? Man möchte sagen, mit erfinderischem Scharfsinn, mit übermenschlicher Kraft. Nachdem er das fertige Kreuz vorsorglich, um nicht mit ihm herabzustürzen, mit einem großen Netze etwa in Gestalt einer geöffneten Börse oder einer Tasche umhüllt und unten am Fuße des Hauptstammes, sowie an den Enden der Querstange befestigt hat, verbindet er es durch feste Stricke mit dem Querbalken, der frei durch seine Kammer, an deren Decke hinlief, doch so, daß das Kreuz, welches jetzt noch auf dem Boden liegt, nachher, wenn es zu dem sehr niedrigen Fenster hinausgehoben ist, frei an der äußern Mauer schweben kann. Dann setzt er sich an jenem Morgen die Dornenkrone auf, von der 3 oder 4 Stacheln in die Stirnhaut dringen, befestigt ein weißes Taschentuch um seine Lenden und kriecht, im übrigen entkleidet, in das Netz hinein. Hierauf schlägt er einen scharf zugespitzten Nagel, indem er mit dem Nagelkopf gegen den Fußboden hämmert, etwa bis zur Hälfte durch die innere Fläche der rechten Hand hindurch und nagelt nun mit einem 15 Zoll langen Nagel seine übereinander gelegten Füße fest. Mit der linken Hand hält er den Nagel, um ihn nicht aus der Richtung kommen zu lassen, und mittelst der schon vom Nagel durchbohrten rechten Hand führt er die Hammerschläge genau, bis die Spitze des Nagels, der die Füße durchdrungen hat, das vorher gebohrte Loch trifft und ihn hier tief genug hineintreibt. Weder körperlich noch geistig erschöpft, zögert er auch nicht einen Augenblick, auch seine linke Hand in gleicher Weise wie die rechte mit dem bereit gehaltenen Nagel zu durchschlagen. Dann schnürt er sich — und dies scheint in Anbetracht der beiden durch die Nägel zerrissenen und gelähmten Hände das Merkwürdigste — einen schon vorher zweimal um den Kreuzesstamm geschlungenen Strick fest um den Leib und knotet ihn auf der Brust zu. Noch bleibt ihm, um dem Heiland gleich zu sein, eine

mörderische Operation übrig, der Lanzenstich in die Seite. Er vollvollzieht auch diese mit einem zu diesem Zweck bereit gelegten Schuhmachermesser, aber, wie es scheint, mit größerer Zögerung. Verschiedene Ritzungen der Haut lassen darauf schließen, daß er, von Schmerz übermannt, eine Stelle suchte, wo der Stahl geringeren Widerstand fand. Auch irrt er, indem er sich nicht die rechte, sondern die linke Seite durch einen tiefen, aber nicht gerade lebensgefährlichen Stich verwundet. Das blutige Geschäft ist nun zu Ende, aber die ganze That noch nicht. Nicht aus Eitelkeit, sondern, um auch darin den Heiland nachzuahmen, muß sich Matheo dem Volke zeigen. Schon liegt der Fuß des Kreuzes auf der niedrigen Fensterbrüstung; es gilt nun, das Kreuz hinauszuschieben. Nur die Arme sind ihm noch frei, aber die Hände mit Nägeln durchbohrt. So stemmt er denn, da er die flache Hand nicht mehr dazu gebrauchen kann, die Maus beider Hände auf die Erde, und mit einer letzten, außerordentlichen, kaum glaublichen Kraftanstrengung schiebt er sich und das Kreuz weiter zum Fenster hinaus. Es gelingt nur mit verschiedenen Ansätzen. Als ihn schon die Kräfte zu verlassen anfangen, bringt er das Kreuz durch einen letzten Ruck soweit über die Fensterbrüstung, daß der Schwerpunkt desselben draußen liegt. Es schießt über, fliegt hinaus und hängt in der erstrebten Stellung. Noch hat Matheo seine Besinnungskraft. Er will nun auch das Letzte vollbringen und seine Hände an die Querbalken und die dafür bestimmten Löcher festheften; aber nur bei der Linken bringt er es fertig. Da schwinden seine Kräfte. Der rechte Arm vermag den Balken nicht mehr zu erreichen; er fällt über das Netz, und der obere Körper samt dem Haupt senkt sich mit hinüber. So findet man ihn, als man seine Kammerthür erbrochen und sein Kreuz hereingehoben hat. Man bindet ihn los, zieht die Nägel aus seinen Gliedern, bringt ihn in die kaiserliche Klinik und arbeitet an seiner Heilung. Auf alle Fragen, die man an ihn richtet, antwortet er wenig. Besorgt, es möchte auf Unschuldige der Verdacht fallen, sie hätten die That an ihm verübt, beteuert er mehrmals, er habe sie ganz allein vollbracht, und kein anderer ihm geholfen. Nach seinen Beweggründen gefragt, antwortete er, „der Stolz der Menschen müsse gedemütigt werden, und er müsse am Kreuze sterben.“ Ja er ist so sehr davon überzeugt, daß dies Gottes Wille sei, daß er sich dem

Gerichte anzeigen will, damit dies an ihm vollbringe, was ihm nicht gelungen sei. Von seinen Wunden geheilt, macht er im bloßen Hemde einen Fluchtversuch, wird hierauf einem Irrenhaus übergeben, sucht sich durch Nahrungsverweigerung zu Tode zu hungern und stirbt ein Jahr später am 8. April 1806 an einem Brustübel. Es ist überflüssig, über die krankhafte Natur dieser gräßlichen melancholischen Verirrung noch ein Wort zu verlieren. Sie fällt jedem von selbst in die Augen.

Ungleich weniger gilt dies von derjenigen Form der religiösen Melancholie, welche im Laufe der Jahrhunderte eine besondere Rolle innerhalb der Religionsgeschichte gespielt hat, von der Besessenheit, der „Dämonomanie". Hier sollen nach der Meinung vieler Kranker, auch vieler Gesunden, welche dieselben beobachten, höhere, außerirdische Geister im Spiele sein. Wie kommt man zu dieser Ansicht? Vor allem durch die Wahrnehmung einer gewissen Überwältigung, der die Leidenden unterliegen. Dieselben sind nicht mehr Herr ihrer selbst. Eine fremde Macht scheint in ihr leibliches wie seelisches Leben einzugreifen. Mit Krämpfen, Zuckungen der Glieder und Nervenschmerzen paaren sich Gedanken, Empfindungen schmerzlicher, widriger Art, deren sich der Kranke nicht erwehren kann, Gefühle wie von Leerheit, Öde und Abgestorbensein des Kopfes, der Glieder, ja des ganzen Körpers. Das alles scheint darauf hinzuweisen, daß der Geplagte in den Besitz einer unbezwinglichen Macht geraten ist. Er sucht nach einer Erklärung seiner Erfahrungen. Wo findet er sie? Je nach seiner Weltansicht, nach seiner Bildung und Erziehung, nach seinem sittlich religiösen Standpunkt, seinem Charakter, seinen Erlebnissen auf dem sozialen oder religiösen Boden oder dem der Naturkräfte. Eben dasselbe Gefühl des Hingegebenseins an ungewöhnliche Einflüsse erzeugt bei dem einen die Idee, durch elektrische, magnetische Kräfte, bei dem andern den Verdacht, im geheimen durch andere, machtvolle Persönlichkeiten vergewaltigt zu werden, bei dem dritten aber den Glauben, im Banne von bösen Geistern zu stehen. So ist es z. B. noch heute in Sizilien allgemeine Anschauung, daß die mit Krämpfen, Zuckungen, Veitstanz Behafteten Besessene seien. Örtliche Krämpfe und Schmerzen helfen diesen Wahn weiter ausgestalten. Sie dienen dem Kranken dazu, ihm die Stelle zu bezeichnen, an welcher der böse Geist von ihm Besitz ergriffen habe,

etwa im Kopf oder in der Brust, im Magen oder Herzen oder Rücken. Eine Frau in Würzburg hielt sich für besessen, weil ihre Hautempfindung krankhaft umgeändert war. Sie wurde durch zwei Duschbäder so gründlich geheilt, daß sie gegen das dritte Bad Einspruch erhob, weil der Teufel gänzlich ausgefahren sei. Ihr Gemeingefühl war dadurch umgestimmt worden. Fast immer wird auch hier die Bildung des Wahnes durch „Hallucinationen" und „Illusionen" unterstützt und befestigt. Der Kranke sieht den Bösen, hört seine Stimme, das Gelächter und Geschrei der Verdammten, riecht den Schwefel der Hölle und fühlt ihre Flammen. Auch die teilweise Empfindungslosigkeit, welche manche Melancholische offenbaren, muß dazu dienen, in ihren, wie in den Augen anderer die Annahme zu erhärten, daß hier wirklich Besessenheit vorliege. Einige dieser Kranken zeigen eine außerordentliche Unempfindlichkeit für Schmerzen. „Ein Geisteskranker in Bicêtre (vgl. Griesinger S. 83) brachte, während niemand im Zimmer war, seinen Kopf an das rotglühende Eisen des Ofens und seine Arme mitten in die innere Glut. Erst der heftige Gestank zog Leute herbei. Der Kranke war gleichgültig und gab durchaus kein Zeichen von Schmerz, ungeachtet die Arme bis auf die Knochen verbrannt waren." Ähnliche Fälle sind öfter beobachtet worden. Ich selbst sah eine Kranke, die sich, ohne dabei irgend einen Schmerz zu empfinden, tiefe Löcher in den Kopf gebohrt hatte, so daß ihr die Hände verbunden werden mußten. Aber folgt nun aus alledem und ähnlichen Anzeichen, daß wir es in solchen Fällen mit wirklichen Besessenen zu thun haben?

Es ist bekannt, daß das Neue Testament Besessener zu Christi Zeit öfter gedenkt, und zwar nicht nur als solcher Kranken, die von ihnen selbst, wie auch von andern dafür gehalten wurden, sondern vielmehr als solcher, die es in der That waren. Auch Christus hat sie so beurteilt. Die lange Zeit herrschende Ansicht, daß er sich dabei einer allgemeinen Volksansicht seiner Zeit anbequemt habe, ist mit seiner Wahrhaftigkeit ebenso unvereinbar wie mit der Thatsache, daß er nirgends gegen Vorurteile nachsichtig war und vor einem Anstoß bei dem Volk sich keineswegs fürchtete. Auch spricht er sich nicht nur zu dem Volk, sondern auch im engen Kreise seiner Jünger in demselben Sinne aus. Ebenso wenig aber wie zu einer Annahme einer verwerflichen Anbequemung wird sich ein bibelgläubiger Christ zu

dem Zugeständnis verstehen, daß Christus in diesem Punkt einen Aberglauben seiner Zeit geteilt habe. Wie würde sich das mit seiner göttlichen Würde vertragen, zumal es sich hier um ein Gebiet handelt, das in enger, wenn auch feindlicher Beziehung zum Reiche Gottes steht! Vielmehr geziemt es uns auch hier, unsere Vernunft gefangen zu geben unter den Gehorsam des Glaubens und uns für dieses Nachtgebiet an das bekannte Wort des englischen Dichters zu erinnern: „Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.“ Führen uns denn nicht auch die neuerdings soviel besprochenen hypnotischen Zustände Beispiele leiblicher und geistiger Vergewaltigung vor, die bei aller Verschiedenheit der Ursachen mit der hier in Rede stehenden viele Ähnlichkeit haben? Auch ist es wohl begreiflich, daß gerade die Zeit der Erscheinung Christi eine große Zahl solcher Leidenden aufzuweisen hatte. Es ward ja damals die für immer entscheidende Hauptschlacht zwischen dem Reich des Lichtes und der Finsternis geschlagen. Da „bot denn“, wie F. Delitzsch (in seiner „Biblischen Psychologie“, 2. Auflage, S. 306) sagt, „das Reich der Finsternis alle Kräfte auf, um seinem in die Geschichte eingetretenen Überwinder die Spitze zu bieten und ihm die zu erlösenden Menschen streitig zu machen. Es war aber Gottes Fügung: das in und mit Christo kommende Reich Gottes sollte sich durch sichtliche Dämonenüberwindung unverkennbar machen (Luc. 11,20)“. Niemand hat aber darum das Recht, ohne weiteres anzunehmen, daß, was damals geschah, sich zu aller Zeit wiederholen müßte. Es wäre das nichts als eine vorgefaßte Meinung, wie es nicht minder eine solche sein würde, die Möglichkeit einer wirklichen Besessenheit für alle spätere Zeit zu leugnen. Entscheidend kann hier allein eine genaue Untersuchung der fraglichen Fälle sein. Im Lauf der Jahrhunderte hat man zu unzähligen Malen aus Unwissenheit und Aberglauben Teufelbesessenheit vor sich zu haben gemeint, wo höchstens Irresein vorlag. Wer denkt nicht mit Schrecken und Scham an die lange Reihe der Hexenprozesse mit ihren Foltern und Scheiterhaufen, wodurch, wie man berechnet hat, nicht weniger als etwa hunderttausend Menschen in einem einzigen Jahrhundert eines gewaltsamen Todes starben? Die Zahl derer, welche an das Vorkommen wirklicher Besessenheit in unsern Tagen glauben, ist nicht groß, lange nicht mehr so groß wie ehedem. Aber doch sind die

Vertreter dieser Ansicht noch nicht ausgestorben. Insbesondere fehlt es daran nicht in den lebendig gläubigen Kreisen der Christenheit. Um so nötiger ist es, diese Frage näher zu erwägen (vgl. meine frühere kleine Schrift: Irresein und Besessensein. Bonn bei Marcus 1867).

Wir gehen dabei von dem in der Wissenschaft anerkannten Satze aus, daß man niemals zu geheimnisvollen, insonderheit zu übernatürlichen Ursachen seine Zuflucht nehmen darf, wo die natürlichen Ursachen zur Erklärung ausreichen. Treten wir von diesem Grundsatz aus an eine Besichtigung derjenigen Merkmale heran, welche der Besessenheit eigen sind, so bedarf es nach dem früher Gesagten keiner weiteren Ausführung, daß das Urteil, welches der Kranke über sich selber hat, keinerlei Anspruch auf Zustimmung erheben kann. Mag sich derselbe hundertmal als einen Menschen bezeichnen, der sich in der Gewalt fremder Geister befinde, so fällt diese Selbstbeurteilung ebenso wenig in das Gewicht, als wenn ein anderer darüber jammert, daß er im geheimen durch elektrische Batterien, die man auf ihn entlade, gequält werde. Wir wissen, was wir von solchen Erklärungsversuchen zu halten haben.

Ebenso wenig wie die Selbstaussagen des Kranken können die Folgerungen für uns maßgebend sein, die er aus seiner falschen Selbstbeurteilung zieht. Hält er sich für einen Besessenen, so führt er diese Rolle oft mit größerer Treue durch, als mancher Dramendichter den Charakter seiner Helden. Denn das ist ein Grundgesetz im Verhalten der Kranken: sie suchen in möglichst vollem Umfange zu sein, wofür sie sich halten, und dies, wenn es die Form ihrer Krankheit erlaubt, auch durch ihr Benehmen in Wort und That zu zeigen. In einem und demselben Raum sah ich einen Mann, der in vornehmer Haltung seine Befehle austeilte, weil er sich für einen großen Feldherrn hielt, und einen anderen, welcher ohne Aufhören deklamierte, um zu beweisen, daß er ein bedeutender Schauspieler sei. Wier, der edle Vorkämpfer gegen den Hexenwahn, erzählt aus dem Jahre 1541 das Beispiel eines Mannes aus Padua, der sich in einen Wolf verwandelt glaubte und auf dem Felde die Vorübergehenden anfiel und tötete (Griesinger a. a. O. S. 81). So verstehen wir es, daß auch Leute, die in der Gewalt böser Geister zu sein wähnen, reden und handeln, wie es ihrer Meinung nach den Besessenen zukommt. Sie

mögen dies nicht sofort thun, wenn sich der Wahn in ihnen aufbaut; es mag eine Zeitlang währen, ehe sie aus ihm alle Folgerungen ziehen. Anfänglich bleiben sie vielleicht bei dem Satze stehen, daß sie besessen seien, und begründen ihn nur mit gewissen Störungen in ihrem leiblichen und geistigen Leben. Aber je länger sie an ihre Überwältigung durch böse Geister glauben, und je folgerichtiger sie zu denken gewohnt sind, desto mehr machen sie nun in ihrem Verhalten diejenigen ihnen bekannten Momente geltend, die in jenem Wahne liegen. Ist ein Besessener unter die Gewalt böser Geister geraten, so muß er auch, wie die Teufel thun, allem Göttlichen und Heiligen Widerspruch und Feindschaft, Spott und Lästerung entgegensetzen.

Ein elfjähriges epileptisches Mädchen, von dem Kerner erzählt (vgl. Griesinger a. a. O. S. 247 f.), erging sich während ihrer angeblichen Besessenheit oft in dem abscheulichsten Toben, Fluchen und Lästern gegen Gott, Christus, die Bibel, gegen alle, die das Gute lieben, und in tausendfach wiederholtem, grimmigem Wüten und Toben beim Anblick eines Betenden oder auch nur von gefalteten Händen. Den in solchen Fällen häufig versuchten priesterlichen Teufelaustreibungen setzten die Kranken die abscheulichsten Verwünschungen, Wutausbrüche und höhnendes Benehmen in Worten und Gebärden entgegen. Daß sich aber hierin wirklich das Bestreben, ihre Rolle durchzuführen geltend machte, dafür zeugt der Irrtum, der oft genug dabei mitunterlief. Waren die angeblich Besessenen des Glaubens, daß jetzt an ihnen die Austreibung der bösen Geister vorgenommen würde, so mochte das Latein, das dabei vom Priester geredet ward, einen Inhalt haben, welchen es wollte, es mochte die vorgeschriebene Beschwörungsformel enthalten, oder es mochte eine Stelle aus einem weltlichen Dichter sein, sie verhielten sich beide Male in gleicher Weise, benahmen sich, wie sie meinten, daß ein Besessener im Augenblick der Beschwörung sich benehmen müsse (vgl. R. Leubuscher: Der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten. Halle. 1848 S. 111 ff.). Ihr Wutausbruch entsprang also nicht aus dem teuflischen Widerwillen gegen die Heiligkeit des Gehörten, sondern aus einer vorgefaßten Meinung.

Aber wie steht es nun um die Verschiedenheit der Stimmen, welche sich aus dem Kranken hören läßt, und die mit

in erster Linie für die thatsächliche Besessenheit gewisser Kranken ins Feld geführt zu werden pflegt? Manche Kranke scheinen in einer ganz unbekannten Sprache zu reden, ja wie Blumhardt von der durch ihn behandelten Besessenen, Gottliebin Dittus, meldet, in den verschiedensten Sprachen, die mit keiner europäischen Sprache verglichen werden konnten (vgl. hierzu dessen „Krankheitsgeschichte der Gottliebin Dittus", eine Denkschrift, welche derselbe seiner kirchlichen Oberbehörde auf ihr Verlangen einreichte und später in hundert Exemplaren als „Manuskript" lithographieren ließ, vgl. ferner Friedrich Zündel: Pfarrer Johann Christoph Blumhardt. Zürich bei S. Höhr. 3. Auflage, S. 117—159). Auch wechselt wohl die Stimme, die aus dem Kranken redet, in Schallhöhe, Stärke und Färbung, so daß es ganz den Anschein gewinnt, wie wenn einige oder mehrere Personen mit verschiedenen Stimmen aus dem Gestörten herausredeten. Mit Recht sieht darin Aug. Stöhr (in seinem interessanten „Handbuch der Pastoralmedizin", 2. Auflage. Freiburg im Breisgau, S. 366). „eines der in früheren Zeiten wichtigsten Kriterien des Besessenseins. Wer Ohren hatte zu hören, der mußte sich ja überzeugen, daß sich im Körper des Kranken fremdartige Persönlichkeiten zu schaffen machten. Lesen wir die Krankenprotokolle aus dem vorigen Jahrhundert, so sehen wir, wie natürlich auch Ärzte die verschiedenen Stimmen einer genauen, fast möchte ich sagen, einer „Personalbeschreibung" unterzogen, wie der Kranke denselben gleich genauen Bekannten Namen gab, und wie ausführliche, von den Stimmen untereinander gehaltene Debatten für wichtig genug gehalten wurden, um genau niedergeschrieben und der Nachwelt aufbewahrt zu werden." Aber alle diese Erscheinungen mögen für Unerfahrene etwas Befremdendes, Geheimnisvolles und Unerklärliches haben; sie verlieren bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft ihr Auffälliges. Der genannte Mediziner fährt darum (a. a. O.) fort: „Nachdem wir jetzt mit Bestimmtheit wissen, daß wechselnde Spannungsverhältnisse der Stimmmuskeln, wechselnde Resonanz der im Kehlkopf gebildeten Laute in Nasen-, Rachen- und Mundhöhle Ursachen dieser allerdings für den, der es zum ersten Male hört, recht auffallenden akustischen Erscheinungen sind; nachdem es außerdem keinem Zweifel unterliegt, daß auch der Wille des Kranken hierzu mithelfen kann und erfahrungsgemäß bei derartigen

Vorkommnissen auch wirklich sehr oft mithilft, und daß bei längerer Dauer solchen Besessenseins geschickte Kranke es oft zu einer wahren Virtuosität in der Nachahmung der verschiedensten Stimmen bringen, (leisten ja auch Bauchredner in diesem Genre ganz Unglaubliches), ist es uns nun allerdings leicht gemacht, das Irrtümliche alter Beobachtungen zu erkennen." Was aber die fremden, ganz unbekannten Sprachen angeht, so kennt jeder Irrenarzt Beispiele, in denen sich Geisteskranke eine Anzahl jedermann unverständlicher Ausdrücke bilden, die keiner wirklich vorhandenen Sprache entlehnt sind, ein eigenes Kauderwelsch, das einer fremden Sprache ähnlich klingt, Worte, die sinnlos sind, aber nicht selten von der Umgebung als höhere Kundgebungen mit Staunen angehört werden. Auch ist es nach Obigem leicht verständlich, daß der Kranke jedem der bösen Geister, von dem er sich beherrscht wähnt, seine besondere Sprache und Stimme giebt.

Als ein weiteres Merkmal wirklicher Besessenheit nennt das Rituale Romanum „die Entwicklung einer das Alter und die Körperbeschaffenheit übersteigenden Kraft"; allein mit Unrecht. Kranke der verschiedensten Art, nicht bloß vermeintlich Besessene, gebieten bei ihrem gewaltsamen Treiben oft über eine große Muskelkraft, vornehmlich darum, weil ihr überreiztes Gehirn jedes Gefühl der Ermüdung unmöglich macht. Es gelangt bei ihnen ein solches gar nicht zum Bewußtsein. Wie am Telegraphen Nebenstrecken ausgeschaltet werden können, so daß es unmöglich ist, auf ihnen Depeschen zur Hauptstelle zu senden, so werden bei Geistesgestörten häufig Vorstellungen, Empfindungen und Antriebe ausgeschaltet, die sich bei dem gesunden Menschen zwischen Gehirn und Muskelbewegung hemmend oder ordnend oder auswählend einschieben. Das Gebiet der Reflexbewegungen, sowohl der angeborenen als der durch Einübung erworbenen, ist bei ihnen erweitert und treibt viel ungestörter sein Spiel, als es im gesunden Zustande der Fall zu sein pflegt. Hieraus erklärt es sich, daß viele Kranke trotz großen und langen Kraftaufwandes sich doch nicht ermattet fühlen. Die mangelnde Besonnenheit des Geistes läßt ein solches Gefühl gar nicht aufkommen, und es vermag darum auch nichts das unruhig kreisende Rad der Thätigkeit zu hemmen oder stillzustellen. Gleicherweise verhält es sich mit jenen auffälligen Fähigkeiten, die man an manchen Kranken mit Staunen wahrnehmen kann. Es ward be-

obachtet, daß Besessene kletterten wie die Katzen, daß sie wie Mondsüchtige auf Schornsteinen, Mauern, Dächern, Brunnen herumkrochen und die seltsamsten Verdrehungen ihrer Glieder vornahmen. Wie erklärt sich die erstaunliche Geschicklichkeit, die sie dabei bewiesen? Vor allem daraus, daß sie von keinem Gedanken an die damit verknüpfte Gefahr, und darum auch von keiner Furcht, von keinem Bangen vor dem Mißlingen erfüllt sind. Bei einiger Selbstbeobachtung kann jeder die Wahrnehmung machen, wie gewaltig hemmend Vorstellungen und Gefühle solcher Art bei irgend einer schwierigen Leistung einzuwirken vermögen. Bei vielen Geisteskranken sind dieselben ausgeschaltet. Daher die wunderbare Leichtigkeit, mit der sie Dinge verrichten, vor denen sie bei voller geistiger Nüchternheit zurückschrecken würden. Es geht ihnen wie manchen schwer Erkrankten, wie Paralytikern und andern, bei denen es sich in Folge eines Verlustes, einer Auslöschung gewisser Vorstellungen von Anstand und Sitte ereignen kann, daß sie, auch wenn sie früher noch so gebildet und feinfühlend waren, den Nahrungs-, den Geschlechtstrieb in der unbändigsten, nacktesten Weise hervortreten lassen, daß sie etwa über das eben aufgetragene, gemeinsame Essen sofort mit den Fingern herfallen, vor anderer Augen die Reste aus den Gläsern trinken, sich schamlos entblößen u. s. w.

Reihen wir hieran die sonstigen Grenzerweiterungen im Können und Wissen der scheinbar Besessenen, so beruhen dieselben auf Täuschungen, vornehmlich auf Selbsttäuschungen der Kranken. Häufig behaupten die Irren, wunderbare Dinge verrichten zu können. Ein erkrankter Arzt des 16. Jahrhunderts konnte sich so blitzschnell von Rom nach Venedig und wieder zurück versetzen, daß man seine Abwesenheit gar nicht wahrnahm. Hie und da glauben Kranke fliegen zu können. Die Geschichte der Hexen, unter denen sich viele arme Geistesgestörte befanden, ist voll von Bekenntnissen, daß sie unsichtbare Reisen durch die Luft gemacht, Umgang mit bösen Geistern gepflegt hätten u. a. Auch legen sich wohl heutzutage noch manche Kranke die Fähigkeit bei, sich von der Erde erheben und längere Zeit in der Luft schweben zu können. Ist es wirklich noch nötig, zu beweisen, daß wir es darin mit nichts anderem als mit Sinnestäuschungen zu thun haben? Wird es sich denn damit anders verhalten als mit jener Wollspinnerin, von der uns Esquirol erzählt?

Sie hielt sich für eine Teufelsbesessene und wähnte, durch höhere Mächte sieben Fuß von der Erde emporgehoben worden zu sein. Sie unterlag darin einer Sinnestäuschung, die durch gewisse, von ihr falsch gedeutete Muskelgefühle hervorgerufen war.

Aber wie steht es nun mit jenem angeblichen Vorherwissen und Weissagen mancher Kranken? Hier bedarf es vollends einer nüchternen Beobachtung, einer gewissenhaften Feststellung der Thatsachen. Es verhält sich dabei nicht selten wie mit manchen Wetterregeln, bei denen man die Fälle, in welchen sie zutreffen, behält, die ebenso zahlreichen, vielleicht noch zahlreicheren Fälle aber, in welchen sie von der Erfahrung widerlegt werden, vergißt. Ein zufälliges Eintreffen einer Prophezeihung eines Kranken wird bei der vorgefaßten Meinung von der vorhandenen Besessenheit als Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht verwertet; die Ausfälle aber werden nicht berücksichtigt. Auch darf man nicht auf eine Prophetengabe schließen, wenn etwa ein Kranker, der von krampfhaften Zufällen zeitweilig heimgesucht wird, deren erneutes Eintreten zu bestimmter Stunde vorausverkündigt. Denn selbstverständlich wird der Leidende nun alles thun, um seiner Weissagung zur Erfüllung zu verhelfen, und es ist bekannt, was da alles bei Nervenkranken möglich ist. Außerdem aber ist nicht in Abrede zu stellen, daß sich gerade bei nervösen Personen ein Ahnungsvermögen zeigt, das ebenso wenig zu erklären wie fortzuleugnen ist. Auch bei manchen Geistesgestörten findet es sich. Aber greifen wir zum Verständnis desselben in andern Fällen nicht auf die Einwirkung überirdischer Geister zurück, so dürfen wir es auch hier nicht.

Was weiter jenen Spuk angeht, der in manchen Krankheitsgeschichten Besessener, z. B. auch in der von Pfarrer Blumhardt erlebten, sich gar breit aufspielt, so kann hier der Beobachtende nur bei großer Umsicht und Besonnenheit der Wahrheit auf den Grund kommen. Aber wie oft ließ es die Umgebung solcher Kranken gerade daran fehlen und manchmal in gar auffälliger Weise! Wir wollen es nicht bezweifeln, daß sich wie in andern Fällen, so auch während der Krankheitsdauer jener Gottliebin häufig manches Unheimliche in der Nähe der Kranken hören ließ, ein oft wiederkehrendes Gepolter und Geschlürfe, Schläge gegen bestimmte Stellen, Töne der verschiedensten Art, darunter auch „ein Klöpfeln wie mit Fingern."

Aber es ist fast unglaublich, mit welcher Geschicklichkeit hysterische Kranke selbst umsichtige Beobachter zu täuschen vermögen; und mit einer hochgradig hysterischen Person hat offenbar Blumhardt bei der Genannten zu schaffen gehabt. Von einer Nierenkrankheit, an der sie von 1836—1838 gelitten hatte, behielt sie, wie Blumhardt berichtet, manche körperliche Gebrechen, die meist Bezug auf den Unterleib hatten, diesen Herd so vieler hysterischen Erscheinungen. Auch erinnert der ganze Verlauf ihrer angeblichen Besessenheit lebhaft an das Gebahren der Hysterischen. Es gibt unter diesen ebensowohl hervorragend begabte wie schwach veranlagte Seelen; und was vermag da nicht oft, besonders in dem ersteren Falle, weibliche List und Klugheit fertig zu bringen, wenn es ihr ähnlich wie dem Taschenspieler gelingt, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf einen andern Punkt hinzulenken, während sie ihre Kunstgriffe ausübt! So erzählt Dr. R. von Krafft-Ebing (in seinem „Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie" 2. Auflage, S. 218 ff.) von einem jungen Mädchen, das Wochen hindurch ihre Umgebung mit dem wunderlichsten Geisterspuk unterhielt. Oft machte sich ein Kratzen und Schlagen an der Bettstelle vernehmbar, in der das Mädchen schlief. Es geschah auch wohl, daß allerhand Dinge, Rüben, Kürbisse, Steine, Erde, Weißbrot u. a. durch die Luft flogen, das Licht wie von unsichtbarer Macht ausging, und die Anwesenden dann mit Wasser oder auch mit Milch begossen, mit Asche überschüttet wurden. Eine Teufelaustreibung, welche der Geistliche vornahm, machte die Sache noch ärger. Ihr ward erst ein Ende bereitet, als ein Lehrer zufällig wahrnahm, daß niemand anders als die Kranke selbst die Urheberin dieses Unfuges war. Ihre krankhafte Lust, Aufsehen zu machen, hatte den Spuk in Szene gesetzt. — In derselben Weise klärte sich ein Ereignis auf, das erst vor kurzem weithin großes Aufsehen machte. Am 10. Januar 1889 ward zu Werder an der Havel der fünfzehnjährige Dienstknecht Karl Wolter aus Resau im Kreise Zauch-Belzig, Provinz Brandenburg, wegen des Spuks verurteilt, womit er im November und Dezember des voraufgegangenen Jahres die ganze Umgegend in Aufregung gebracht hatte. Im Hause eines Verwandten des Angeklagten hatte es oft an der Wand heftig geklopft, im Zimmer gepoltert; die verschiedensten Gegenstände waren hin und her geflogen. Man hörte aus dem Milchspinde einen Knall, auf dem Hausboden

einen Donnerschlag, der etwa vier Sekunden dauerte. Und das alles geschah, während sich verschiedene Personen, auch der Geistliche des Orts, Mühe gaben, hinter den Spuk zu kommen, aber immer in Gegenwart des Beschuldigten. Während ihm der Geistliche ein gutes Zeugnis giebt, bezeichnet ihn der Lehrer als einen sehr verlogenen Menschen, der zugleich ein äußerst geschickter Ballwerfer sei und selbst mit ganz kurzen Handbewegungen sein Ziel zu treffen wisse. Der ganze Spuk nahm ein Ende, als das Gericht einen Zeugen vernommen hatte, gegen den sich der Verdächtige mit einer Äußerung eine Blöße gegeben hatte. Die Freude, andere zu narren, hatte den Burschen zu seinen Umtrieben gebracht.

Wer aufmerksam die von Blumhardt gegebene Darstellung seiner auffallenden Erlebnisse mit der Gottliebin durchliest, der kann sich an manchen Stellen kaum eines ähnlichen Verdachtes über die Genannte enthalten. Man darf sich hiergegen nicht auf deren anerkannte Frömmigkeit berufen. Es kommt uns nicht in den Sinn, diese in Frage stellen zu wollen. Aber man sollte es kaum für möglich halten, wieviele Unlauterkeiten zumal bei hysterischen Personen sich mit sonstiger, ehrlich gemeinter Frömmigkeit vertragen können. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß Hysterische nicht selten unfähig sind, Wahrheit und Lüge, Aufrichtigkeit und Betrug zu unterscheiden. Es entwickelt sich oft bei ihnen ein Hang zur Lüge und zum Betrug, der krankhaft ist. Die Lüge hört auf, ein Akt des freithätigen Geistes zu sein, sie wird zur Notwendigkeit und vornehmlich dann, wenn die Kranken wie in den schweren Fällen von Hysterie von Zwangsvorstellungen beherrscht sind, wenn sie sich, wie sie sagen, „getrieben fühlen", dies, jenes zu thun, um zur Ruhe zu kommen. Zuweilen schweben ihnen bestimmte Handlungen vor, und verfolgen sie so lange, bis sie ausgeführt sind. Eine richtige Selbstbeurteilung ist dabei unmöglich. Die sittlichen Begriffe sind verdunkelt und verwirrt. Ist es denn von hier aus nicht verdächtig, daß dem Pfarrer Blumhardt schon „bei seinem Eintritt in die Stube zwei gewaltige Schlagtöne aus der Kammer entgegenkamen und die Töne, die Schläge, das Klopfen meist in der Kammer gehört wurden, wo die Kranke auf dem Bette lag, daß die stärksten Schläge in der Kammer nur dann erfogten, wenn alle in der Stube waren?" (vgl. F. Zündel a. a. O. S. 124.) Auch ist es nicht befremdend,

daß die Unruhe gerade in der Nacht am gesteigertsten war, als Blumhardt mit sechs bis acht Männern eine Untersuchung vornahm (a. a. O. S. 125). Es entspricht dies ganz der Sensationssucht Hysterischer. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß manche Menschen die Fähigkeit besitzen, durch eine eigentümliche Bewegung ihrer Muskeln, durch ein Sehnenspringen in den Fingern, in den Zehen einen Ton hervorzubringen, welcher dem klopfenden Spukton auf ein Haar gleicht.

Noch unheimlicher jedoch erscheinen vielen die seltsamen Dinge, welche aus dem Körper solcher vermeintlich Besessenen ausgeschieden werden. So erzählt derselbe sonst so achtbare Geistliche, es seien „Grausen erregende Dinge bei seiner ersten Besessenen (jener Gottliebin) aus allerlei Teilen ihres Leibes gekommen, nicht nur Nadeln, Nägel, Eisenstücke, sondern selbst lebendige Schlangen und andere Tiere" (vgl. hierzu: Verteidigungsschrift gegen Dr. de Valenti von Ch. Blumhardt. Reutlingen. 1850 S. 37 f.). Aber wer darf darin etwas Besonderes sehen? Es ist nicht zuviel gesagt, wenn Stöhr, der als vollgläubiger guter Katholik das Vorkommen wirklicher dämonischer Krankheiten in der bestimmtesten Weise zugesteht, bald darnach (a. a. O. S. 395) urteilt: „Wenn von einigen Theologen (selbst der Neuzeit) auffallende, aus dem Körper des Kranken dringende Geräusche, das Erbrechen von Haaren, Steinen u. s. w. als besondere Symptome dämonischer Besitznahme erwähnt werden, so muß man hierbei nur bedauern, daß solche Sätze niedergeschrieben werden, ohne vorher den befugten Rat eines auf der Höhe moderner Fachbildung stehenden Arztes einzuholen; die genannten klinischen Kuriosa sind längst bekannte, nach ihrem Zustandekommen ganz durchsichtige Anzeichen gewisser Formen der Hysterie." Und in der That man braucht nur einen Artikel, wie den von Prof. Dr. Jolly über die Hysterie (in v. Ziemssens Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie Band XII, 2. Hälfte) durchzulesen, und man wird davon überrascht, in der Beschreibung des Verhaltens von Hysterischen alle jene Züge wiederzufinden, von denen die Krankheitsgeschichten der Besessenen voll sind. „Manche", heißt es darin (S. 514), „bringen, um Aufsehen und Beachtung zu erregen, sich selbst Verletzungen bei, verbrennen sich, unterhalten durch Reiben und reizende Salben lange Zeit hindurch

eiternde Hautwunden, verschlucken Nadeln oder stechen sich solche an den verschiedensten Stellen unter die Haut." Wir können hinzufügen: auch Steine, Knochen, Vogelbeinchen, Eisenstücke u. dgl., und diese Sachen sitzen je und dann so fest, daß sie mit Instrumenten herausgeholt werden müssen. „Andere", sagt Jolly in der eben erwähnten Abhandlung (S. 515), „haben sich lebende oder tote Tiere (Kröten, Frösche, Würmer u. s. w.) in den After oder in die Geschlechtsteile gesteckt und dieselben in Gegenwart eines gläubigen Publikums zu Tage gefördert." Dabei gedenkt er (in der Anmerkung ebendaselbst) eines jungen Mädchens, dem Obstkerne aus den Augen sprangen, von dem Würmer mit schwarzen Augen erbrochen wurden u. dgl., aber auch einer Frau aus dem Jahr 1858, der 24 Kröten, teils lebende, teils tote, einige sogar mit anhängendem Bindfaden abgingen, und diese Krötenentbindungen wurden sogar von mehreren Ärzten mitangesehen und beglaubigt[1]) Es ist darum nichts Absonderliches, wenn uns Blumhardt (vgl. seine Verteidigungsschrift S. 41) erzählt, „er habe, wenn Nadeln in den Zähnen stacken oder", wie er sich etwas dichterisch ausdrückt, „in den Augen schwammen, oder sonst Dinge dieser Art sich durch die Haut

[1]) Anmerk. Was vermögen hysterische Personen, von krankhafter Eitelkeit getrieben, nicht alles zu leisten! Sie schrecken oft vor plumpen Täuschungen nicht zurück. Ein angeblicher, viel besprochener Mordanfall auf eine englische Lady im Jahre 1883 ward, wie damals das British Medical Journal meldete, die Veranlassung, daß ein Mann seine junge Frau blutbefleckt und bewußtlos im Zimmer liegend fand, nach ihrer Angabe von einem bewaffneten Mann überfallen, während sie in Wahrheit, wie die Ärzte herausbrachten, sich die Wunden selbst beigebracht hatte. Ein Kaufmann fand sein Stubenmädchen geknebelt, mit gebundenen Händen und Füßen, mit Beulen bedeckt hinter einer Thür liegen. Es erzählte unter Schaudern, wie es von zwei Räubern mit geschwärzten Gesichtern so zugerichtet sei. Aber es war kein wahres Wort daran. Ebenso verhielt es sich mit einer jungen Frau, die man in einem Eisenbahnwaggon mit einer tiefen Wunde an der linken Seite fand, und die angab, von drei Männern angegriffen worden zu sein. Um dieselbe Zeit ward ein Arzt in der Nacht zu einer vornehmen Dame gerufen, welche in Folge eines Überfalls die Sprache verloren haben wollte. Sie teilte schriftlich mit, wie sie von Männern verfolgt, am Halse gewürgt und durch zwei Messerstiche verwundet worden sei. Wirklich waren Hemd und Kleid durchbohrt, doch nicht in gleicher Richtung. Als aber der Arzt erklärte, daß, wenn jemand in dieser Weise die Sprache verliere, sofort zu einer Operation gegriffen werden müsse, begann die Kranke sofort geläufig zu sprechen.

drängten, dieselben mit den Fingern und nicht ohne Anstrengung vollends herauszogen." Es mag auch den Anschein gehabt haben, daß Schlangen und anderes Getier aus dem Leibe gekommen sei. Aber daß dies wirklich geschehen sei, hätte Blumhardt im besten Falle doch nur glauben dürfen, wenn die betreffenden Körperteile in seiner Gegenwart entblößt worden wären, und er nun mit eigenen Augen jene Wunder geschaut hätte. Allein es muß offen ausgesprochen werden, daß dies nicht geschah. Er hat dem jüngst verstorbenen, um die Rheinländische Irrenpflege hochverdienten Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. Nasse, zuletzt in Bonn, auf dessen Frage ohne Rückhalt eingestanden, daß er den Austritt dieser Dinge aus den Gliedern der Kranken nicht selbst gesehen, sondern ihr hierin vielmehr aufs Wort geglaubt habe. Damit bricht die Zuverlässigkeit jener Angaben zusammen.

So wenig wie Vorgänge der eben gedachten Art fallen die Blutungen, die Starr- und anderen Krämpfe, deren die Krankheitsberichte über Besessene, insbesondere auch der Blumhardt'sche, wiederholt gedenken, aus dem Rahmen bekannter Beobachtungen heraus. Nicht nur, daß sich bei Hysterischen die regelmäßigen Blutausscheidungen des weiblichen Körpers in besonders starkem Maße und in schneller Wiederholung einstellen können, es kommen bei ihnen auch je und dann Blutungen aus der Haut, aus verschiedenen inneren Organen, aus Magen und Lunge, auch wohl aus Augen und Ohren vor (vgl. Jolly S. 501—504). Noch häufiger sind sie Kunstprodukte von Betrügern. Die Kranken zeigen, um sich interessant zu machen, Blut vor, das aus beliebiger anderer Quelle stammt, als erbrochenes oder ausgehustetes, oder sie trinken Tierblut, auch wohl noch ekelhaftere Dinge, und reizen sich dann künstlich zum Erbrechen. Zahlreicher als die Blutungen sind bei diesen Kranken leichtere oder schwerere krampfhafte Zufälle, wobei dann manche gerade so, wie es Blumhardt von seiner Kranken meldet (vgl. Zündel a. a. O. S. 153), Kopf und Oberleib bald vorwärts bald rückwärts werfen, bald laut lachen, bald weinen und schreien. Die Dauer dieser Anfälle kann verschieden sein. Sie kann einige Minuten, aber auch mehrere Stunden, ja mit geringen Unterbrechungen zuweilen mehrere Tage betragen. „Das Bewußtsein, beobachtet zu werden," sagt Jolly (a. a. O. S. 507)

„und der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen, kann eine Häufung und Verstärkung dieses wie aller übrigen hysterischen Symptome bewirken." Auch Selbstmordversuche, manchmal ernstgemeinte, öfter nur scheinbare, werden von einer nicht geringen Anzahl dieser Unglücklichen gemacht, gerade so wie von der Gottliebin, aber meist, wie von dieser, unter solchen Veranstaltungen, daß der Versuch von der Umgebung bemerkt und vereitelt wird. „Ich kenne mehrere solche Kranke", schreibt Jolly (a. a. O. S. 525), „die schon alle möglichen Formen des Selbstmords versucht, sich gedrosselt, aufgehenkt, in den Hals geschnitten, gebrannt haben, die ins Wasser gesprungen sind, Phosphor und Schwefelsäure in den Magen eingeführt haben, aber jedesmal unter Umständen, daß die Rettung wahrscheinlich war."

Man muß mit vorgefaßter Meinung an die aufgeführten Erscheinungen herantreten, wenn man darin Zeichen dämonischer Vergewaltigung sehen will. Freilich was kann aus alledem in den Augen eines Mannes werden, der, wie Blumhardt es thut, offenbar bloß auf die Erzählung seiner Kranken hin glaubt — man sollte es nicht für möglich halten —, daß sich eines Tages das Geld in ihrer Tasche verdoppelt habe, daß sie ein anderes Mal den Fußboden ihres Wohnzimmers mit harten Thalern belegt fand, daß sie, um sich zu überzeugen, ob sie wachen Sinnes sei, mit dem Fuß daran gestoßen habe, und daß nun die Thaler geklirrt hätten, daß diese aber im nächsten Augenblick verschwunden gewesen seien. Ein Mann, der das glaubhaft findet, der es weiter für möglich hält, daß sich Schwarzkünstler durch Zauberei Geld verschaffen, daß sie sich unsichtbar machen, in wenigen Augenblicken auf Hunderte von Meilen mit ihrer ganzen Person versetzen, durch meilenweite Entfernungen hindurch Menschen an Schlagflüssen hinsterben lassen können, und was dem ähnlich sieht: ist es ein Wunder, wenn solch ein Mann die wunderlichsten Dinge erlebt? Bei solchen Ansichten kann unmöglich dasjenige Mißtrauen vorhanden sein, welches angesichts von Vorkommnissen der obigen Art die notwendige, unentbehrliche Voraussetzung einer unermüdlichen, nüchternen Untersuchung bildet. Wer wie Blumhardt alle Krankheiten ohne Ausnahme, so gut wie große Brände z. B. den bekannten von Hamburg, Dürre u. s. w. auf Einwirkung jenseitiger Geister zurückführt, kann gar nicht anders, er muß in allerlei Erlebnissen, die sich von einer andern Anschauung aus ganz

natürlich erklären, Bestätigungen seiner Ansicht finden. Uns weht es bei alledem an wie die schwüle, drückende Luft der Hexenjahrhunderte, und es dünkt uns nicht ungerecht, wenn die Regierung seines Landes einem solchen Manne, mag er sonst noch so ehrenwert dastehen, die fernere alleinige Behandlung von Geisteskranken verbot.

In christlichen Kreisen betont man dem gegenüber die Fälle, in denen derselbe Blumhardt Kranke geheilt hat. Wir haben keinen Grund, dies zu bestreiten. Es mag ja sein, daß manche Leidende infolge ihrer Übersiedelung in seine Nähe und der damit verbundenen Herausnahme aus den Verhältnissen, die das Leiden veranlaßt hatten, infolge freundlicher Behandlung und Pflege, ja auch mittelst seiner Fürbitte geheilt und gebessert wurden. Aber ob nicht auch manchmal die Einbildungskraft der Kranken dazu mitgewirkt haben mag, die gerade bei Leidenden dieser Gattung besonders rege zu sein pflegt? „Die in irgend einer Weise in den Kranken geweckte Überzeugung von der Möglichkeit der Heilung", sagt Jolly, „kann die scheinbar schwersten und hartnäckigsten, seit vielen Jahren bestehenden Symptome der Krankheit fast plötzlich zum Verschwinden bringen. Zuweilen gelingt es dem Arzte oder anderen Personen, den Kranken zu imponieren und ihnen durch ihren Zuspruch jene Überzeugung zu verschaffen. In anderen Fällen wird die Wirksamkeit bestimmter Mittel bei den Kranken zum Glaubensartikel, und durch diesen Glauben werden sie geheilt, gleichviel, ob es sich um medizinische, oder ob es sich um andere Kuren handelt. Alle möglichen Quacksalbereien, homöopathische, sympathetische, religiöse Einwirkungen können unter Umständen den gleichen Effekt haben, wenn es nur gelingt, den Kranken die nötige Festigkeit und Überzeugung zu verschaffen. Drohungen sind gleichfalls und namentlich bei epidemischer Verbreitung der Krankheit von Wirkung." Auch bei den Blumhardt'schen Heilungen werden diese natürlichen Faktoren von Einfluß gewesen sein. Wie selten eine Persönlichkeit, war die seinige dazu angethan, Mut, Hoffnung und Vertrauen in den Kranken zu wecken. Trotzdem aber kann ihm nicht der Vorwurf erspart werden, daß durch ihn auch manche Kranke unheilbar wurden. Sie kamen nicht zur rechten Zeit in die rechten Hände, in ärztliche Behandlung. Nicht selten war es zu spät, wenn dies endlich geschah. In anderen Fällen brachte eine verständige Einwirkung von ärztlicher Seite

fertig, was keiner geistlichen Zusprache, keiner bloß sittlichen und religiösen Anfassung gelungen war, und bestätigte, daß man nicht wirklich Besessene, sondern Geisteskranke vor sich hatte. Es sind Beispiele bekannt, in welchen unangenehme, krankhafte Gefühle, hervorgerufen etwa durch Verengung des Herzens, Darmkrämpfe u. s. w. die Patienten dazu gebracht hatten, sich in der Macht finsterer, unheimlicher Geister zu glauben. Kaum aber waren jene Gefühle beseitigt, so versank auch dieser Wahn in nichts. Was müssen das aber für seltsame Geister sein, die durch beruhigende Arzneien, durch Bäder, durch ein tüchtiges Abführmittel, durch Heilung eines Unterleibsleidens, durch Besiegung körperlicher Angstanfälle, durch kräftige Ernährung, Verschaffung gesunden Schlafes und ähnliche Mittel ausgetrieben werden können? So ergiebt sich denn als Resultat unserer Erwägung von den verschiedensten Seiten her, daß die Besessenheitsfälle der Neuzeit nur eine Abart des religiösen Wahnsinns sind, und es bleibt bei dem von Palmer (in seiner „Evangelischen Pastoraltheologie" S. 411) ausgesprochenen Grundsatz, „daß, so lange noch irgend eine menschlichere Erklärung solcher Erscheinungen möglich ist, jener furchtbaren Annahme nicht Raum gegeben werden darf."

Es gilt das selbstverständlich auch von jenen Irrsinnigen, bei denen der abgelaufene Krankheitsprozeß zu keiner Heilung, vielmehr zum Gegenteil geführt hat. Es entsteht dann jener seelische Schwächezustand, den man mit dem Namen der „Verrücktheit" im engeren Sinne, und im Unterschied von der primären als die sekundäre Verrücktheit bezeichnet hat. Der Wahn hat hier seine Kraft über das Gemüt und den Willen des Kranken verloren. Er ist noch vorhanden, bildet auch nach wie vor den Mittelpunkt des umgewandelten Geisteslebens, steht aber nur noch wie ein von seinen Bewohnern verlassenes Haus da. Noch hält der religiös Wahnsinnige an seinen früheren Ideen fest. Er wähnt auch jetzt noch, aus der Gnade Gottes gestoßen, zu ewigen Qualen der Hölle verdammt, von bösen Geistern besessen zu sein u. dgl. Aber, mag er davon reden oder nicht, sein gesamtes Geistesleben ist so verflacht und verarmt, daß diese Gedanken nicht mehr wie ehedem einen Sturm von qualvollen Empfindungen und unleidlicher Unruhe heraufzubeschwören vermögen. Die frühere Wärme und Kraft der Affekte

zeigt sich nur noch, wenn man den fixen Wahn mit Gründen oder in anderer Weise bekämpft. Im übrigen erscheinen die Äußerungen des Kranken über sein Geschick, seine Person, seine Verhältnisse wie bloße Redensarten, bei denen er nichts mehr denkt und fühlt. Er erklärt, bald sterben zu müssen, und trifft Anordnungen, als lebte er noch lange. Er behauptet, nicht mehr essen zu dürfen, und stiehlt sich heimlich Nahrung. Von dem Verlust der göttlichen Gnade redet er mit Gleichmut, von seinem schrecklichen ewigen Los ohne Erregung, als spräche er von etwas Gleichgültigem. Eine ältere Frau, die sich in diesem Stadium befand, hörte ich unablässig davon schwatzen, daß sie in der Hölle sei, und daß sie verhungern müsse, sie ließ sich aber trotzdem Essen und Trinken wohl schmecken und gebärdete sich nicht mehr wie früher voller Verzweiflung. Wie bei allen diesen Kranken, wenn auch je nach der Dauer des Leidens in verschiedenem Grade, so offenbart sich auch bei den religiös Verrückten eine Abstumpfung und Schwäche des Geistes, eine Gemütsleere, eine Gefühlsverödung und verminderte Kraft des Willens. Reden, Handeln, Benehmen dieser Kranken ist eine bloße Sache toter Gewohnheit geworden.

In der Betrachtung des religiösen Wahnsinns mit melancholischer Färbung haben wir bisher immer nur das vereinzelte Auftreten desselben ins Auge gefaßt. Aber Nachrichten aus den verschiedensten Zeiten und Orten erzählen uns auch von einem häufigen Vorkommen dieses Irrsinns in epidemischer Form. Wir greifen aus der unübersehbar langen Reihe der düstern Gemälde, die uns die hierher gehörigen Berichte vorführen, eine angebliche Teufelsbesessenheit heraus, welche vor etwa 30 Jahren zu verhältnismäßig großer Ausdehnung gelangte und in der psychiatrischen Welt ein gewisses Aufsehen erregte (vgl. Der Irrenfreund 1863 Nr. 12, 1865 Nr. 6). In der französischen Provinz Savoyen, aus der noch heute mancher arme Savoyardenknabe mit seinem Affen oder Murmeltier sich sein kümmerlich Brot in weiter Ferne verdienen muß, findet sich eine katholische Gemeinde von etwa 2000 Seelen, namens Morzines. Die Angehörigen dieser Gemeinde sind sehr arm, wohnen in schlechten Hütten mit niedrigen Zimmern, müssen sich mit kärglicher Nahrung begnügen, erreichen sehr selten ein hohes Alter und sind zwar ehrliche und offenherzige Leute, aber geistig wenig entwickelt und abergläubisch. Im März 1857 traten hier bei zwei elenden, blassen Mädchen nervöse

Zufälle ein, die bald in Krämpfe entarteten und sich allmählich auf viele andere Kinder ausbreiteten. Ein zehn Jahre altes Mädchen, Peronne Tavernier, das um ihres frommen und verständigen Wesens willen schon in diesem Alter zum Abendmahl zugelassen ward und, wie sie sagte, fast Tag und Nacht von Freude darüber erfüllt war, kehrte am 14. März 1857 nach der Beichte aus der Kirche zurück und sah auf diesem Wege ein kleines Mädchen in einen Fluß fallen. Von einer sonderbaren Furcht und Unruhe erfaßt, sank sie einige Stunden später in der Schule zusammen und mußte nach Hause gebracht werden, wo sie eine Zeitlang in einem todesähnlichen Zustande verharrte. Drei oder vier Tage später begegnete ihr dasselbe in der Kirche, und nun kehrten diese Anfälle häufig wieder, wo sie auch sein mochte. Bald stellte sich eben derselbe Zustand bei ihrer Freundin Marie Plagnat ein, und jetzt überkamen die Zufälle beide Kinder so oft, daß sie fünf- oder sechsmal an jedem Tage wiederkehrten. Ja sie wurden mit jedem Tage merkwürdiger. Die Kinder fingen an zu gestikulieren, unzusammenhängend zu sprechen und Flüche und Lästerungen auszustoßen gegen alle, die man sie verehren gelehrt hatte. Ihre Glieder gerieten in Zuckungen, und sie beschuldigten Männer im Dorfe, sie behext zu haben. Von dieser Zeit an ward die Krankheit reißend schnell epidemisch. Eine immer größere Anzahl von Kindern und bald auch von Erwachsenen gab vor, von Teufeln besessen zu sein und suchte dies durch die wunderlichsten Verdrehungen und Verzerrungen der Glieder zu rechtfertigen. Der katholischen Lehre streng ergeben, verlangten die Morziner in ihrer wachsenden Verlegenheit eine feierliche, allgemeine Teufelaustreibung durch ihre Geistlichen, und zwar nicht bloß für ihre Besessenen, sondern auch für ihr Rindvieh, ihre Maultiere, ihre Schweine und selbst für ihr krank gewordenes Federvieh. Die üblichen Zeremonien wurden angewandt, die Beschwörungsformeln inbrünstig wiederholt, als mit einemmal ein schrecklicher Auftritt die Handlung unterbrach. Die dienstthuenden Geistlichen wurden von den Kranken mit den heftigsten Lästerungen und Scheltworten überschüttet, und darauf folgte ein Schauspiel der furchtbarsten Krampfanfälle, gleich irgend einem, von welchem die Geschichte des Mittelalters Kunde giebt. Wie zu befürchten war, nahm die Epidemie nach diesem mißglückten Austreibungsversuche rasch zu, und da die Meinung be-

stand, der Zustand der Kranken rühre von Verzauberungen her, so war für die mutmaßlichen Hexenmeister das Schlimmste zu besorgen. Einer von ihnen ward einmal drei Stunden lang von dem mit Sensen und Äxten bewaffneten Volke wie ein Wild gehetzt und entging der Wut des Haufens nur mit knapper Not.

Da kam am 26. April 1861 Dr. Constans, Generalinspektor der französischen Irrenhäuser, nach Morzines, um im Auftrage der Regierung die Ordnung wiederherzustellen. Er fand nicht weniger als 120 Fälle von Besessenheit. Sofort machte er sich daran, 64 von ihnen wissenschaftlich zu beobachten. Aus seinen ausführlichen Berichten ergiebt sich, daß die meisten Kranken ledig waren, an Verdauungs- und anderen Störungen litten, hysterisch, bleichsüchtig oder skrophulös waren, von launenhaftem Appetit und unregelmäßigem, leichtem Schlaf. In ihren Anfällen, die eine Dauer von 10 Minuten bis zu einer halben Stunde hatten, drehten sie sich in veitstanzähnlichen Sprüngen und beugten sich springend wie eine von allem Druck befreite, stählerne Feder so zurück, daß Kopf und Füße gleichzeitig den Boden berührten. Zwischendurch wurden Schreie ausgestoßen; der Kopf wurde dann rot, der Blick wild, das Atmen beschleunigt, und nicht selten wurden Tische, Stühle und anderes Gerät auf die Umstehenden geschleudert. Die Kranken stürzten sich auf die Verwandten und die Fremden, schlugen sie, schlugen sich untereinander und schlugen sich selbst auf Brust und Unterleib. Beim Ende des Anfalls wurden die Bewegungen mäßiger, und nach einigem Aufstoßen sahen sich die Kranken erschrocken um, ordneten ihre Haare, tranken einige Schluck Wasser und gingen wieder an ihre Arbeit, ohne Abgespanntheit zu zeigen. Während ihrer Anfälle ließ sich zugleich bei erhöhter Schärfe des Gesichts und Gehörs eine solche Unempfindlichkeit gegen den Schmerz feststellen, daß man ihnen, ohne ihnen wehe zu thun, Nadeln unter die Nägel und in andere empfindliche Teile des Körpers stoßen konnte. Dr. Constans versuchte nun die Epidemie durch drastischere Mittel als die bisher angewandten zu unterdrücken. Er versetzte die schlimmsten Kranken in Hospitäler anderer Bezirke, veranlaßte einen Personenwechsel im Pfarramt und drohte, unterstützt von 40 Gensdarmen und einer Abteilung Infanterie, allen, welche es wagen würden, öffentlich in einen Paroxysmus zu geraten, mit Strafe. Und wirklich schien die

Krankheit durch diese Maßnahmen einige Monate hindurch an Kraft zu verlieren. Allein im nächsten Jahre erfolgten neue wütende Ausbrüche, welche man der Einwirkung von noch grausameren Teufeln zuschrieb. Nun versuchte man es mit einer katholischen Mission. Aber während der von den Vätern der Mission gehaltenen Predigten und öffentlichen Versammlungen zählte man in einer Woche 80 Fälle von Krampfanfällen, und die Auftritte, welche sich jetzt ereigneten, waren furchtbarer als je. Ein Versuch des Präfekten der Provinz, durch Belehrung und gütliche Ermahnungen zu helfen, scheiterte gleichfalls gänzlich. Als der neuerwählte Bischof von Annecy die Gemeinde Morzines auf seiner Firmelungsreise besuchte, entstand in der Kirche durch die Anfälle verschiedener Kranken, die mit ihren Händen und ihrem Kopf so schnell wie beim Wirbeln einer Trommel den Boden schlugen, ein so gräßlicher Tumult, daß die Kirche wie zur Hölle ward. Man hörte nichts als Geschrei, Schläge, Flüche und Gotteslästerungen. Vornehmlich brachte der Eintritt des Bischofs in das Gotteshaus das ganze Volk in die unsinnigste Aufregung. Überall Schläge mit der Faust, Fußtritte, Ausspeien, entsetzliche Verdrehungen, Hände voll Haare, herumgeschleuderte Mützen, zerrissene Kleider und blutende Hände. Ähnlich ging es bei der Erhebung der Hostie her. Ganz niedergedrückt verließ der Bischof den Ort. Nun griff die Regierung, um endlich Ruhe zu schaffen, wieder auf die zuerst angewandten Mittel zurück. Abermals erschien Dr. Constans in Begleitung von Soldaten und Gensdarmen, legte die Kranken auseinander, steckte die einen in Irrenhäuser und Hospitäler, verbannte andere aus dem Dorfe, bedrohte jeden, der in Zuckungen geraten würde, mit Deportation, belegte jeden mit einer Geldbuße, der andere der Zauberei beschuldigte, und führte so wirklich diese religiöse Epidemie ihrem Erlöschen zu.

Will man Vorgänge wie die geschilderten verstehen, so muß man vor allem zwei Dinge in Betracht ziehen, eine ungewöhnliche Reizbarkeit des Nervensystems bei den von der Epidemie Ergriffenen, und sodann die Nachahmungssucht. Sind die Nervenorgane in hervorragendem Maße geschwächt, so rufen schon gewöhnliche, noch mehr aber ungewöhnliche Eindrücke eine Erregung hervor, die das normale Maß mehr oder weniger überschreitet. Seltsamer Weise finden sich Erscheinungen dieser Art bei niedrig

stehenden Naturvölkern, hier allerdings im Zusammenhang mit blindem Aberglauben an Gespenster. So berichten manche Reisende (vgl. Dr. H. Emminghaus: Allgemeine Psychopathologie. Leipzig 1878 S. 47), daß sie bei den Lappen, Ostjäcken, Jakuten, Samojeden, Kamtschadalen eine auffallende Schreckhaftigkeit und Furchtsamkeit wahrgenommen hätten. Ein unvermutetes Zurufen, Pfeifen, Sausen des Windes, ein befremdender Gesichtsausdruck ruft bei diesen Völkern bald ein Erschrecken bis zur Bewußtlosigkeit hervor bald Anfälle von blinder Wut. Castrén erzählt, daß eine Gesellschaft von plaudernden Lappen durch plötzliches Anklopfen an die Wand dermaßen erschreckt wurde, daß sie alle zu Boden fielen, etwas mit den Gliedern zappelten und dann wie tot auf der Erde liegen blieben, nach einiger Zeit aber wieder aufstanden, als ob nichts geschehen wäre. Ein anderes Mal wurden Angehörige dieses Volkes zu blinder Wut getrieben, zu heftigen Gewaltthätigkeiten gegen die Ursachen des Schrecks, gegen die Umstehenden, ganz wie man es bei Geisteskranken und Hundswütigen beobachtet. Eine ähnliche Beschaffenheit des Nervensystems treffen wir auch bei den Erkrankten in Morzines. Es ist in dieser Beziehung schon beachtenswert, daß Kinder und zwar Mädchen den Anstoß zur dortigen Bewegung gegeben haben. Das kindliche und zumal das kindlich-weibliche Nervensystem ist bekanntlich ungleich weniger widerstandsfähig als das des späteren Alters und vornehmlich des männlichen, am wenigsten aber, wenn die Kinder so blutarm sind, wie dies in Morzines der Fall war. Noch wichtiger aber ist es, daß in diesem Dorfe Heiraten unter Blutsverwandten sehr häufig vorkommen. In acht Jahren wurden dieserhalb unter 51 Heiraten 19 Dispensationen erteilt, und Dr. Constans fand, daß daraus 6 Blödsinnige, 5 Schwachsinnige, 3 Rachitische und 2 Personen mit Klumpfüßen hervorgingen. Von den Verwandten der 120 Erkrankten hatten nicht weniger als 59 Störungen im Nervensystem. Hierzu nehme man die Folgen der ärmlichen Ernährung, der schlechten Wohnungen, der geringen geistigen Bildung, und man hat einen Boden vor sich, der für die erzählten Vorkommnisse wohl hergerichtet war. Einer epidemischen Verbreitung krankhafter Geisteserscheinungen pflegen immer allgemein vorbereitende Einflüsse voranzugehen. Gar oft haben Not und Elend, die im Gefolge von Krieg oder verheerenden Krankheiten oder von Mißwachs und Nahrungsmangel

auftreten, der Epidemie vorgearbeitet, nicht so selten auch in Verbindung mit tiefgehenden politischen und religiösen Erregungen. Bei den kleineren Epidemieen in Spitälern wird die durch andere Krankheiten erworbene Schwäche, sowie die gezwungene Unthätigkeit zu mitwirkenden Momenten. In Erziehungsanstalten sind es Fehler in der körperlichen und geistigen Erziehung, die oft gleichzeitig bei einer größeren Anzahl Personen die Anlage hervorrufen.

Ist aber in der einen oder andern Weise eine krankhaft nervöse Reizbarkeit innerhalb eines kleineren oder größeren Kreises von Menschen geschaffen, so verhilft die Nachahmungssucht bald mehr in bewußter bald mehr in unbewußter Form der Epidemie zum Durchbruch. Gewisse Bewegungen pflanzen sich bei vorhandener Nervosität wie mit ansteckender Kraft fort. Von den Lappen berichtet Hogström (vgl. Emminghaus a. a. O. S. 47): „Wenn ein Individuum den Mund öffnet oder schließt oder mit dem Finger auf irgend einen Gegenstand zeigt oder irgend eine Bewegung macht, so wird diese Bewegung von allen, die sie bemerken, nachgeahmt. Wenn ein Anfall vorüber ist, so fragen sie, ob sie etwas Unpassendes gemacht hätten; denn sie wissen nicht, was sie thun." Wenn der Pfarrer in der Kirche zu heftig gestikuliert, so sollen sie manchmal wie Verzückte aufspringen und umherrasen. Auch in Morzines empfanden die ruhigsten Männer eine eigentümliche Unruhe und nervöse Erregtheit, nachdem sie Zeugen der dortigen Anfälle gewesen waren. Ziehen aber nun Vorkommnisse so eigentümlicher Art, wie es die dortigen waren, die Aufmerksamkeit aller Beobachtenden auf sich, so liegt es in der weiblichen Natur, sich davon leicht mitfortreißen zu lassen, um gleichfalls Gegenstand der Beachtung zu werden. Es war darum ganz natürlich, daß nur so drastische Mittel, wie sie Dr. Constans anwandte, der Seuche ein Ende machen konnten. Der berühmte holländische Arzt Boerhave verfuhr einmal ähnlich. In einem Pensionat zu Leyden stellten sich bei mehreren jungen Mädchen nervöse Zufälle, Zuckungen, hysterische Krämpfe ein. Nach und nach wurden immer mehrere der Pensionärinnen davon ergriffen. Da ließ Boerhave ein Becken mit glühenden Kohlen und eisernen Instrumenten in den Saal tragen, in welchem die Leidenden versammelt waren, und erklärte ihnen mit vollem Ernste, daß er jede, die wieder von Zuckungen befallen würde, mit dem Glüheisen

brennen müsse. Diese Drohung wirkte Wunder. Die Krämpfe verschwanden. In einer Selbstmordepidemie zu Millet töteten sich die Mädchen um die Wette. Da befahl ein Edikt, die Leichname nackt unter freiem Himmel auszustellen, und sofort war die Epidemie erloschen. Das geängstete Schamgefühl hatte sie unterdrückt. Natürlich können durch solche Mittel nur Fälle geheilt werden, bei denen Nachahmung und Verstellung, nicht aber solche, bei denen vorwiegend Gehirnkrankheiten die Hauptquelle der Auffälligkeiten ausmachen. Aber in welcher der Geistesepidemieen fehlt es an jenen ersteren? Ja, in welcher ist nicht die größere Menge der Fälle auf diese Rechnung zu setzen?

Ein ganz anderes Bild als die bisher beschriebene melancholische Form des religiösen Wahnsinns zeigt diejenige Gruppe, welcher der Stempel geistiger Gehobenheit, krankhaft erhöhten Selbstgefühls aufgeprägt ist. Es gehören hierhin die unter dem Namen der „Manie" bekannten Krankheitsbilder, die wieder in die der Tobsucht und der Manie im engeren Sinne geschieden zu werden pflegen. Ihnen allen ist eine Steigerung der Selbstempfindung und des Selbstvertrauens mit vorwiegend heiterer Stimmung eigen und ein ungewöhnlich erleichterter Ablauf der seelischen Thätigkeit, der zumal in der Tobsucht zu völliger Ungebundenheit des Willens wird. Die leibliche Grundlage hierfür bildet wahrscheinlich ein größerer Blutreichtum des Gehirns. Beide genannten Unterarten gleichen einander in der hochgradigen Erregung des Seelenlebens; aber doch besteht zwischen ihnen ein deutlicher Unterschied. Wie schon Jacobi, der Gründer der Anstalt Siegburg, bemerkt, haftet der Tobsucht etwas Triebartiges an. Der Kranke empfindet einen Drang, was ihn innerlich bewegt, sofort nach außen zu werfen, gleichsam explodieren zu lassen. Er gerät dadurch in einen Zustand großer, äußerer Unruhe, anhaltender Muskelbewegung, die im Mienenspiel, im Sprechen, Schreien, Lärmen, Springen, Tanzen, Toben u. dgl. ihren Ausdruck findet. Die Ideenflucht, an der er leidet, läßt es zu eigentlichen Wahnbildungen gar nicht kommen. Die verschiedensten Gedanken wechseln bei ihm wie die Farben in einem Kaleidoskop. Anders der „maniakalisch" Erkrankte. Ihm ist es nicht mehr um bloße Kraftäußerung zu thun, sei es immerhin in welcher Richtung. Seine Aufregung steht im Dienst bestimmter Wahnvorstellungen.

Der beim Tobsüchtigen zuchtlose Trieb wird hier zum Willen, der, von bestimmten Gedanken geleitet, eine feste Richtung innehält. Die uferlosen Gewässer der Tobsucht fließen hier in einem festbegrenzten Strombett. In diesem Unterschiede zwischen Tobsucht und Manie ist es begründet, daß für unsere Darlegung nur die letztere in Betracht kommen kann. Denn nur hier kann sich das charakteristische Merkmal des religiösen Irrsinns bilden, der religiöse Wahn. Zwar weist auch die Tobsucht vorübergehende Wahnvorstellungen auf, die auch bei manchen Kranken eine religiöse Färbung tragen. Für das erhebende Gefühl der Freiheit und Kraft, das der Kranke an sich wahrnimmt, sucht er einen geeigneten Ausdruck. Was ihm einfällt, benutzt er dazu. „Ich bin Napoleon", sagt der eine; „ich", sagt ein anderer, „der Messias"; noch ein anderer versteigt sich gar dazu, sich „Gott" zu nennen. Jene Frau dünkt sich, eine Königin zu sein, diese die Mutter Gottes. Aber diese Wahngebilde nehmen hier keine feste, bleibende Gestalt an. Irgend ein Einfall läßt sofort ein anderes an die Stelle treten. Die Wahnideen haben gar keine Zeit, einzuwurzeln, sich auszubreiten und mit dem übrigen Geistesleben des Kranken zu verwachsen. Kaum entstanden, vergehen sie schon wieder. Sie führen selten einmal auch nur ein Eintagsleben.

Gar anders steht es hierin mit der Manie. Wir haben im deutschen kein Wort, das für diesen griechischen Ausdruck vollen Ersatz böte. Wollte man ihn mit „Tobsucht" übersetzen, so würde man übersehen, daß dieser Name doch nur für eine Klasse der unter Manie begriffenen Krankheiten zutrifft. Auch der Name „Aufregungszustände" will nicht zusagen. Er drückt weder das Krankhafte der hierher gehörigen Erscheinungen aus, noch paßt er recht für die äußerlich ruhigen Fälle. Am besten ist noch die Übersetzung „Tollheit." Statt der krankhaft erniedrigten Selbstempfindung, welche der Melancholie in allen ihren Formen eignet, herrscht bei der Manie eine krankhaft erhöhte Selbstempfindung vor. Gefühle des Glücks und des Wohlseins sind es, in denen der Kranke schwelgt. Seine Lage giebt ihm keinen Grund dazu; sonst wären diese Gefühle nicht krankhaft. Infolge seines Gehirnleidens fließt ihm ein Reichtum von Gedanken zu, über den er sonst nicht gebot. Alles geht ihm leicht von statten. So behaglich, so gesund, so glücklich und frei wie jetzt hat er sich noch nie gefühlt. Er ist in heiterster Stimmung,

die sich bis zur Ausgelassenheit, bis zum Übermute heben kann. Das maßlose Selbstgefühl drückt sich im Benehmen, im Reden, im Handeln aus. Mit großem Selbstvertrauen unternimmt er Dinge, zu denen er früher nie den Mut gefunden haben würde. Er tritt selbstgefällig, prahlerisch, zudringlich, rechthaberisch auf. Er spielt den großen, vornehmen, reichen, zu hohen Dingen auserwählten Mann und redet gern in hochtrabenden Worten, wirft mit großen Zahlen um sich, wenn es sich um sein Vermögen, seine Leistungen u. s. w. handelt, und hat die ausschweifendsten Pläne. Je nach Stand und Bildung, nach Beschäftigung und Erlebnissen sind sie sehr verschieden. Der Offizier will große Eroberungen machen, der Mechaniker das perpetuum mobile erfinden, der Ingenieur gewaltige Verkehrsstraßen schaffen. Der religiös Angeregte aber will als Apostel auftreten, eine neue Religion stiften, große Bekehrungen herbeiführen und ähnliches. Es ist leicht zu verstehen, daß das unbegrenzte Selbstgefühl den Leidenden auch zu falschen Urteilen über seine eigene Person verleiten muß. Fast alle Irrsinnigen dieser Art halten sich für ausgezeichnete Persönlichkeiten von einer ungewöhnlichen Macht oder einem unerschöpflichen Besitz oder vornehmen Stand und Ansehen, von seltener Begabung, von außerordentlichem Berufe. Die Irrenhäuser weisen eine wahre Auswahl der bedeutendsten Menschen auf, Feldherrn ersten Ranges, glänzende Sterne am Himmel der Wissenschaft, verdienstvolle Erfinder, rühmenswerte Wohlthäter der Menschheit, Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen, Virtuosen und Helden auf allen möglichen Gebieten. Nach dem früher Bemerkten brauchen wir nicht zu wiederholen, daß diese Wahnvorstellungen großenteils den unwillkührlichen Versuchen der Kranken, sich ihren veränderten Zustand zu erklären, ihren Ursprung verdanken. Der religiös Gerichtete greift dabei in das ihm am nächsten liegende Gebiet. Und so geschieht es, daß wir bei dieser Form des religiösen Wahnsinns auf eine große Anzahl von Propheten, Gesandten Gottes, Religionsstiftern, Reformatoren, Lieblingen Gottes, Vertrauten desselben und Inspirierten stoßen.

Eben dieselben Gestalten finden sich auch innerhalb der primären Verrücktheit. Nur die Vorgeschichte der Krankheit vermag darüber zu entscheiden, ob Manie oder primäre Verrücktheit vorliegt. Wie früher bemerkt, ist der letzteren die vorangegangene

Belastung des Gehirns eigen, mag sie erblich überkommen oder später erworben sein. Bei weiblichen Personen (vgl. Krafft-Ebing: Lehrbuch der Psychiatrie II. S. 156) bereitet oft Bleichsucht, Hysterie, Menstrualstörung die Geisteskrankheit vor, bei männlichen thun es eben so oft hypochondrische Anwandlungen. Bei beiden verbinden sich damit meist starke Erregungen des Geschlechtstriebes, die sich entweder in gleichen Sünden oder bei religiöser Richtung in geistlicher Buhlerei, Schwärmen für diesen, jenen Geistlichen oder Heiligen u. a. kundgeben. Die Kandidaten der religiösen Verrücktheit sind während dieser Zeit arbeitsunlustig, in Gedanken verloren; sie lesen mit Vorliebe die Bibel und erbauliche Schriften, vernachlässigen ihre Berufspflichten, laufen aber in alle möglichen religiösen Versammlungen. Den Ausbruch der eigentlichen Krankheit vermitteln körperlich schwächende Momente, etwa die Folgen einer leiblichen Krankheit oder geschlechtlicher Sünden oder häufigen Fastens oder vieler Nachtwachen u. s. w. Seelischer Seits wirken dazu getäuschte Liebeshoffnungen mit, schwere Schicksalsschläge, übertriebene religiöse Übungen, Nahrungssorgen u. a. Sinnestäuschungen, die sich bis zur Verzückung steigern können, und Schlaflosigkeit kündigen den Ausbruch der Störung an; und nimmt diese in ihren Wahnvorstellungen ein religiöses Gewand an, von unbewußten Regungen des Seelenlebens dazu veranlaßt, so stehen wie in der „Manie" ebendieselben Lieblinge und auserwählten Werkzeuge Gottes auf.

Mag nun aber der Wahn dem Boden der „Manie" oder der „primären Verrücktheit" entsprossen sein, ihm entspricht jedesmal das Verhalten der Irrsinnigen. Manche, die sich einer besonders innigen Verbindung mit Gott rühmen, zeigen eine hohe, stille Freudigkeit. Sie schwelgen in Gefühlen der Verzückung und haben dabei meist ihre damit übereinstimmenden Sinnestäuschungen. Sie sehen Engelgestalten, hören himmlische Stimmen, empfangen einzigartige Offenbarungen; und nur etwa, wenn man ihrem Wahne entgegentritt, erheben sie sich in heiligem Zorn zu Androhungen des göttlichen Gerichtes, zu feierlichen Prophezeiungen schwerer Himmelsstrafen. Es ist dies die schwächlichere, rührselige Form des religiösen Wahnsinns, von der Griesinger (a. a. O. S. 313) behauptet, daß sie namentlich bei solchen vorkomme, bei deren Er-

krankung geheime geschlechtliche Sünden eine der Ursachen abgeben. Aber nicht immer beharrt die religiöse „Manie" oder Verrücktheit innerhalb dieser Grenzen. Die Geschichte weiß von ganz anderen Vorgängen zu berichten. Sie traten fast ausnahmslos im Gefolge von Sinnestäuschungen auf. Anfänglich sind diese bei den hierher zählenden Kranken kaum mehr als Visionen. In einem Zustande von Verzückung, wo sie den irdischen Interessen und Sorgen entrückt sind, sehen die Kranken den Himmel offen, sich selbst von überirdischem Glanze umflossen; Gottes Auge ruht voll Freundlichkeit auf ihnen. Später glauben sie Stimmen zu hören, wie die: „Dies ist mein lieber Sohn"; sie meinen Prophezeiungen, Verheißungen zu vernehmen oder Aufforderungen, den Beruf des Propheten, des Gottgesandten, des Welterlösers anzutreten. Sie fangen nun auch wohl an, dieser Aufforderung zu gehorchen, sei es in der harmlosen Rolle des Predigers in der Wüste oder in der bedenklichen Rolle des Gottesstreiters und Fanatikers, der unbedingte Unterwerfung unter seine Schwärmereien fordert und nötigenfalls mit Gewalt zu erzwingen sucht. Meistens werden sie an letzterem durch ihre Unterbringung in einer Irrenanstalt gehindert, in der sie sich dann als Märtyrer gebärden und ungeduldig auf die Zeit hoffen, in der sie ihren göttlichen Auftrag ausführen können. Aber vornehmlich in früheren Zeiten wurden solche Leute sich selbst und anderen gefährlich. Selbstverstümmelungen bis zur Selbstkreuzigung hin sind bei ihnen nichts Seltenes, ebensowenig Angriffe auf das Leben ihrer Umgebung.

In St. Gallen lebten (vgl. Ideler a. a. O. I S. 277—279) zur Zeit der Reformation zwei Brüder, Leonhard und Thomas in Friede und Einigkeit miteinander. Die Entzückungen der wiedertäuferischen Propheten und ihre Vorherverkündigungen hatten großen Eindruck auf sie gemacht. Leonhard hatte seinem Bruder eine ganze Nacht hindurch, als sie zusammen nähten, davon erzählt, wieweit der Gehorsam des Christen gegen Gottes Gebot gehen müsse, sobald es durch die Propheten geoffenbart wird. Dabei waren sie gesprächsweise auch auf den Befehl gekommen, den Abraham von Gott erhalten hatte, seinen Sohn Isaak zu töten, und beide Brüder gelangten endlich zu dem Vorsatz, zu töten oder sich töten zu lassen, wenn es der Wille des Herrn von ihnen verlange. Niemals

waren sie zärtlicher gegen einander gewesen, als in dem Augenblick, wo dieser Vorsatz bei ihnen zum Durchbruch kam. Sie umarmten sich; es war das reinste Opfer ihrer Liebe, was sie Gott bringen wollten. Darauf ruft Leonhard seine Familie und die Nachbarn zusammen, läßt seinen Bruder Thomas in die Mitte des Zimmers treten, verdoppelt seine Zärtlichkeit und vergießt Thränen. Dann läßt er seinen Bruder niederknien und zieht plötzlich einen verborgen gehaltenen Degen hervor. „In der Liebe zu dir," sagt er zu seinem Bruder, „liegt dieselbe Zärtlichkeit, die Abraham für seinen Sohn hatte; werde ich in dir den Mut und Gehorsam Isaaks finden, um den Tod von der Hand deines Bruders, der dich also liebt, zu empfangen? Es ist der Herr, der mich begeistert." Thomas streckt ihm ruhig und ohne Thränen seinen Hals hin und sagt ihm nur mit einem zärtlichen Blick Lebewohl. Die überraschende Neuheit des Schauspiels lähmt die Anwesenden so sehr, daß keiner es wagt, dazwischen zu treten. Leonhard sticht seinem Bruder in den Hals und schneidet ihm dann vollends das Haupt ab, das er kaltblütig vor die Füße seiner Eltern und Freunde hinwirft. Ganz außer sich stürzt er hierauf mit dem vom Blute seines Bruders gefärbten Schwert auf die Straße und ruft: „Der Wille des Herrn ist erfüllt!" Die Gerichtspersonen, die ihn festnehmen wollen, bedroht er mit dem letzten Gericht und verkündet den Untergang von St. Gallen und das Ende der Welt. Endlich bemächtigt man sich seiner, und er stirbt auf dem Rade.

Ähnliche Dinge kamen unter den Wiedertäufern, deren Schwärmerei sich großenteils in den Formen der Entzückung bewegte (vgl. hierzu Bullinger's Beschreibung bei M. Goebel: Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche I. S 158), im Jahrhundert der Reformation vielfach vor. In Angerbach sitzt ein junger Mensch ruhig in einer Herberge bei seiner Mahlzeit. Da schneidet ihm, während er trinkt, ein Wiedertäufer den Hals ab. Gleich darauf geht der Mörder gleichmütig mit gen Himmel gerichteten Augen langsam auf einer Wiese spazieren. Als man ihn fragt, warum er einen Unbekannten getötet habe, antwortet er mit der bei den Wiedertäufern jener Zeit gebräuchlichen Rede: „Es war der Wille des himmlischen Vaters."

Bis zu welchem unglaublichen Wahnwitz der religiöse Irrsinn

den Erkrankten zu verleiten vermag, dafür ist der 1592 zu London hingerichtete Wilhelm Harquet ein Beleg, ein Mann, der zwei Menschen eingeredet hatte, er sei der wahre Messias, und der dann den einen von ihnen zum Propheten der Barmherzigkeit, den andern zum Propheten des Gerichts ernannt hatte. Nicht genug nun, daß diese beiden, umwogt von einer unermeßlichen Menschenmenge, durch die Straßen Londons zogen mit dem Rufe: „Thue Buße, England, thue Buße, denn der Sohn Gottes ist hier!", und daß der Prophet der Barmherzigkeit freiwillig im Gefängnis verhungerte: Harquet selbst erklärte sich für unsterblich und brach wenige Minuten vorher, ehe der Unglückliche nach damaliger Weise, in völliger Verkennung seines Wahnsinns gehenkt und gevierteilt wurde, in die Worte aus: „Gott des Firmaments, Jehovah, allmächtiger Gott, Gott der Könige, König aller Könige, Gott aller Ewigkeit, du Anfang und Ende aller Dinge, gedenke meiner, daß ich dein geliebter Sohn bin, der Messias, welchen du erwählet und angenommen hast. Laß aus der Höhe der Wolken ein Wunder herabsteigen, daß diese Henker meines Lebens schonen müssen! Thust du es aber nicht, so werde ich dich, sobald ich in den Himmel komme, von deinem Throne stürzen und dich mit meinen eigenen Händen in Stücke zerreißen." Es liegt auf der Hand, daß wir es hier nicht mit einem strafwürdigen Lästerer Gottes, sondern mit einem bemitleidenswerten Geisteskranken zu thun haben.

In wer weiß wievielen Fällen müssen wir ähnlich urteilen. Aus der neusten Zeit gehört unstreitig der Mörder des nordamerikanischen Präsidenten Garfield, namens Guiteau hierher. Ein Sohn und Verwandter von Geisteskranken stand er schon viele Jahre vor seinem Verbrechen im Verdacht religiösen Wahnsinns. In seinem wechselvollen Leben war er nacheinander Advokat, Journalist, Geistlicher, Missionar zweier verschiedenen Sekten. Er ließ sich einen „Theologen und Reverend" nennen und gab sich dann wieder für einen Gerichtsrat und berühmten Advokaten aus. Schließlich tötete er den Präsidenten, wie er erklärte, auf göttliche Eingebung hin und blieb bei dieser Erklärung auch auf dem Schaffott, wo er, den Strick um den Hals, noch Verse vortrug, die er gedichtet hatte. Sie sollten seine Empfindungen vor dem Tode schildern und später in wirkungsvolle Musik gesetzt werden. Mit Recht hat ein italienischer Irren-

arzt den Prozeß, worin der durch und durch kranke Mann zum Tode verurteilt wurde, einen skandalösen[1]) genannt.

Fast immer ist es ein göttlicher Auftrag, den der Geisteskranke in seiner religiösen „Manie“ oder Verrücktheit bei seinen Angriffen auf das Leben anderer auszuführen wähnt. Auf gleiche Veranlassung glaubt er zu handeln, wenn er Selbstverstümmelungen oder gar die Selbstkreuzigung an sich vollzieht. Im Jahre 1876 riß sich ein Zahlkellner, der sich auf der Reise nach der Herzegowina befand, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, im Gefängnis zu Sessana beide Augen aus, weil Gott es ihm befohlen habe. Er bereute seine That nicht, sondern hoffte mit Zuversicht, sein Augenlicht durch ein Wunder wiederzuerhalten.

Noch um vieles schauerlicher ist die Kreuzigungsgeschichte einer primär Verrückten aus dem Anfang unseres Jahrhunderts (vgl. Ideler a. a. O. I S. 196—200 und Herzogs „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche.“ 1. Auflage. 21. Band S. 507—518). Margarethe, die jüngste Tochter des wohlhabenden Ackerbauers Peter in Wildenspuch im Kanton Zürich, geboren 1794, zeichnete sich schon von Kindheit an durch eine besonders religiöse Inbrunst aus. Mit trefflichen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattet, lebhaft und geweckt, fleißig und geschickt, freundlichen und einnehmenden Wesens gegen jedermann, ward sie der Liebling ihres elterlichen Hauses. Eine mehrjährige Kränklichkeit, bei der sich auch hysterische Zufälle einstellten, brachte sie an den Rand des Todes. Da erschien ihr im Jahr 1817, als sie sich an einem schönen Nachmittag in den Weingärten ihres Vaters an der Sonne labte, ein freundlicher Engel in glänzendem Gewande und zeigte ihr eine Gegend, ungefähr eine Stunde entfernt, wo sich ein Kraut finde, dessen Thee sie gesund machen würde. Sie folgte dieser Weisung und genas. Derselbe Engel erschien ihr später noch einmal in der Wohnstube ihres Vaters. Hier trug er ein Schwert und zeigte ihr schauerliche Gesichte der Zukunft, wovon sie anderen nur einen Teil eröffnete. Auch schon bei ihren hysterischen Zufällen hatte sie nach ihren Aussagen Blicke in ein höheres Reich. Von heißem Dank für ihre Heilung erfüllt, weihte sie sich von nun an

[1]) Die Sache scheint doch nicht völlig geklärt. D. L.

ganz dem Herrn und wollte von nichts mehr wissen und hören als von ihm und seinem Reich. Mit großer Eindringlichkeit arbeitete sie jetzt an der Bekehrung der Ihrigen und ihrer nächsten Umgebung, wobei ihr eine natürliche Wohlredenheit zu statten kam, welche die Hörer entzückte. Häufig hatte sie Erscheinungen und Kämpfe mit dem Teufel und den höllischen Geistern. Ein vorübergehender Verkehr mit Frau von Krüdener, die sich damals in der Nähe aufhielt, brachte sie in Verbindung mit dem mystisch überspannten Vikar Ganz, einem strengen Bußprediger in Basel, der mehrfache Besuche auch in der Umgegend von Wildenspuch machte, und an dem besonders der weibliche Teil der Bevölkerung hing. Schnell eignete sie sich dessen Lieblingslehre von einer gänzlichen Versenkung und einem vollen Aufgehen in Gott an, worin alles Sinnliche, Kreatürliche, Bildliche und Eigene verschwinden müsse, predigte und lehrte nun in ihrem elterlichen Hause die zahlreichen Scharen, die ihr bewundernd zuzogen. Ihr ohnehin starkes Selbstgefühl ward dadurch mächtig gehoben bis zu unsäglichem Hochmut. Schon damals begann sie, wenn sie um eine Seele rang, in ihren sogenannten „Kämpfen mit dem Teufel und seinen Legionen" die Augen zu rollen und unter heftiger Bescheltung der höllischen Geister wie rasend auf sich und um sich zu schlagen, damit ihr der Seelenmörder das Schäflein nicht entreiße. In einem ihrer vielen Gesichte fand sie sich einst vor den Thron Gottes entrückt, den sie von Engeln, den Patriarchen, David, Elias und andern Männern Gottes umgeben sah, und empfing die Aufforderung, neuerdings Christum in sich leiden zu lassen, zugleich auch den Aufschluß, daß Christus, den sie zwischen dem Vater und dem heiligen Geist geschaut hatte, nun in ihr sei, um mit ihr zu leben, zu leiden, zu sterben.

Seit dem Jahr 1820 machte sie, um Seelen zu retten, häufige Reisen, „Missionsreisen", wie ihre Anhänger sich ausdrückten, und setzte dabei auch ihren Verkehr mit Ganz fort, der sie auch wiederholt in Wildenspuch aufsuchte. Durch ihn ward auch der schwermütige Schuhmacher Morf, verehelicht und Vater von zwei Kindern, an sie gewiesen. Ende Dezember 1820, als sie in der Nähe von Zürich in einem ihr befreundeten Hause weilte, blieb er 5 Tage bei ihr, damit er durch sie erlöst würde. Nach dieser Zeit

erklärte sie, daß dies geschehen sei. Durch mehrfache gegenseitige Besuche entspann sich nun zwischen beiden ein Liebesverhältnis, das je länger desto mehr eine sinnliche Färbung annahm, vornehmlich, als Margarethe in Begleitung ihrer Schwester Elisabeth ein und ein halbes Jahr im Hause Morf's in voller Unthätigkeit und vor aller Welt verborgen zubrachte. Nach den ersten sechs Wochen eröffnete Margarethe dem Morf, ein Engel habe ihr, nachdem sie nun sechs Wochen mit dem Satan gekämpft, geoffenbart, Gott werde sie und ihn bei lebendigem Leibe von der Erde gen Himmel nehmen, wie er dem Henoch und Elia gethan. An einem Donnerstag Morgen zeigte sie ihm sodann an, der wichtige Tag sei nun da; er solle seine Feierkleider anziehen, gleichwie sie gethan habe. Aber beide warteten den ganzen Tag umsonst, und Margarethe erklärte jetzt, sie habe so eben eine Offenbarung empfangen, daß das herrliche Ereignis später erfolgen solle. Sie blieb auch jetzt fest bei ihrer Erwartung und nahm von ihren Angehörigen, die sie heimlich zu sich beschieden hatte, Abschied. Da gebar sie allen unerwartet am 10. Januar 1823 ein Mädchen, eine Frucht ihres anfangs nur geistigen Liebesverhältnisses zu Morf. Dessen vielfach gekränkte Frau ward vermocht, sich als Wöchnerin zu stellen. Der Betrug gelang. Die beiden Schwestern kehrten ganz heimlich in einer der nächsten Winternächte ins Elternhaus zurück, wo man von dem Vorgefallenen nichts wußte. In Margarethe regte sich kein Gefühl der Reue; vielmehr haderte sie laut und heftig mit Gott, daß er solches habe geschehen lassen. Die beiden folgenden Monate verbrachte sie müßig und hatte dabei vielfache Gesichte und Kämpfe mit dem Satan.

Am 13. März versammelte sie ihr Haus samt ihrem Schwager Moser und dessen Frau. Alle sollten sie in dem harten Kampf gegen den Teufel unterstützen, den sie zur Errettung ihrer Seelen, sowie zur Errettung vieler Verdammten bestehen müsse, von denen manche schon zwei- bis dreihundert Jahre in des Satans Gewalt seien. Sie benahm sich hierbei völlig wie eine Unsinnige. Mit dem öftern Rufe: „Du Schelm, du Seelenmörder“, schlug sie mit der Faust und dem Hammer an die Wand, auf den Tisch, auf den Fußboden. Auf ihren Befehl thaten alle andern mit Hämmern und Äxten dasselbe im vermeintlichen Kampfe mit dem Satan von morgens acht bis abends neun Uhr zum Erstaunen derer, die vor dem fest verschlossenen Hause

den seltsamen Lärm hörten. Am folgenden Tage wiederholte sich dasselbe Schauspiel, so daß der Fußboden zertrümmert wurde, und ein Teil des Fachwerks einfiel. Und noch nicht zufrieden damit, schlug nun Margarethe mit der flachen Hand auf ihre Schwester Elisabeth los, um die Geister, die in ihr wären, zu vertreiben. Ebenso that sie ihrem Vater und befahl allen, sich selbst mit Fäusten zu schlagen. Endlich wurde auf Geheiß der Polizei, die seit einigen Stunden das Haus bewachte, die Hausthüre gesprengt und die Rasenden, die sich fest umschlungen hielten, auseinandergerissen. Auf Befehl von Zürich sollten nun die beiden Schwestern ins Irrenhaus gebracht werden. Aber ehe dieses Gebot ausgeführt ward, trug sich noch Schlimmeres zu. Die wahnwitzig Aufgeregten sahen sich nun als Märtyrer an, priesen sich als solche selig und begannen nach einer im Gebet durchwachten Nacht ihr früheres Treiben aufs neue. Margarethe erklärte ihnen, damit Christus siege und der Satan völlig überwunden werde, müsse Blut fließen. Und so kam es. Nachdem sich alle auf deren Befehl auf Brust und Stirn geschlagen hatten, schlug sie zuerst ihren Bruder Kaspar mit einem eisernen Keil in Ohnmacht, indem sie rief: „Der böse Feind will deine Seele; eher lasse ich mein Leben!" Nun fragte sie ihre Schwester Elisabeth, ob sie sich opfern wolle. Diese erklärte sich dazu bereit, da auch sie sich für viele Seelen verbürgt habe, legte sich auf das Bett und begehrte, daß man sie sofort totschlage. Und wirklich geschah dies auch durch Margarethe und die Kündig, ihre geistliche Freundin, die seit Jahren mit ihr unter einem Dache wohnte. Margarethe verstieg sich dabei zu der Prophezeiung, daß sie ihre Schwester am dritten Tage auferwecken, und daß sie selbst auch am dritten Tage auferstehen werde.

Aber noch war das grauenhafte Spiel nicht zu Ende. Margarethe erklärte, nun erst gelange man zur Hauptsache; Christus in ihr habe für so viele Tausende von Seelen Bürgschaft geleistet; es müsse noch mehr Blut fließen; auch sie selbst müsse sich sterbend aufopfern. Als ihre Freundin vor dieser neuen Blutthat zurückschauderte, fuhr sie sie an: „Wie? du willst also nichts für Christus thun? Schlag zu! Gott stärke deinen Arm!" Die letzten Worte wiederholte sie nachmals noch öfter. Schon rann ihr Blut aus einer Kopfwunde, sie fing es in einem Becken auf und sprach: „Dies Blut wird zur Rettung vieler

Seelen vergossen." Eben dafür ließ sie sich jetzt mit einem Rasirmesser einen Kreisschnitt um den Hals und einen Kreuzschnitt in die Stirne machen, indem sie sprach: „Nun werden die Seelen erlöst und der Satan überwunden." Bei alledem äußerte sie nicht den geringsten Schmerz und erklärte dann, jetzt wolle sie sich kreuzigen lassen. Sie verlangte von der Kündig, die ihr schon bisher nur mit Schauder und Entsetzen gehorcht hatte, sie solle die Kreuzigung an ihr vollziehen. Voll Verzweiflung mit einem Strom von Thränen sträubte sich die Unglückliche gegen diese Zumutung; aber vergeblich. Margarethe ließ nicht nach. „Die Stunde nahe", so drang sie in die Freundin, „ob sie es ihr abschlagen dürfe, Gottes Werk zu thun? ob sie die Seelen auf dem Gewissen haben wolle, die unerlöst blieben, wenn sie ihre Forderungen nicht erfülle" u. s. w. Sofort gebot sie, Nägel zu holen, legte sich aufs Bett, ließ unter sich Holzblöcke schieben und nun durch die Füße, die Hände, die Ellbogen und in die Brüste Nägel schlagen, indem sie fort und fort ihre Freundin zu ihrer gräßlichen That ermunterte: „Gott stärke deinen Arm! Ich werde die Schwester auferwecken und in drei Tagen selbst auferstehen." Dabei versicherte sie ein über das andere Mal: „Ich fühle keinen Schmerz; mir ist unaussprechlich wohl; sei du nur stark, damit Christus überwinde. Freuet euch mit mir! Gott im Himmel freuet sich auch mit euch!" Ein Messer, das ihr auf ihren Befehl von der Kündig unter Beihilfe des jüngern Moser in den Kopf geschlagen ward, machte zuletzt ihrem Leben ein Ende. Die Polizei ward durch ihren Vater hintergangen. Abends zehn Uhr zogen die Kündig und der junge Moser die Nägel aus den Wunden, um die Auferstehung zu erleichtern, um die alle die Nacht hindurch beteten. Da sie aber trotzdem bis Dienstag nicht erfolgte, so machte der Vater beim Pfarrer die Todesanzeige. Nun erst ward das Vorgefallene den Behörden offenbar. Die Teilnehmer wurden sämtlich verhaftet, nach Zürich geführt und eine lange Untersuchung angestellt. Das Gericht verurteilte alle Beteiligten zu Zuchthausstrafen von einem halben bis zu 16 Jahren, welches letztere Strafmaß die Kündig traf, mit Vorbehalt späterer Begnadigung. Das Haus des Peter ward niedergerissen und verordnet, der Platz solle unbewohnt bleiben.

Es sind grausige, widerliche Bilder, welche uns die vorstehende Geschichte vorführt. Wer kann es verkennen, daß hier ein hoch-

gradiger religiöser Wahnsinn zu Tage kam, der sich auf tiefer Nervenzerrüttung aufbaute und durch verkehrte Einwirkung zur Reife gelangte? Von dieser Grundlage muß man ausgehen, will man den grauenhaften Thatsachen gerecht werden. Wohl führen sie uns auch sittlich-religiöse Verirrungen der schlimmsten Art, Unbußfertigkeit, geistlichen Hochmut und Verzerrung der christlichen Wahrheit vor Augen. Aber alle diese Auswüchse standen bei der eigentlichen Urheberin der Gräuelszenen mit ihrem von Jugend auf ungesunden Nervenleben in engster, auch ursächlicher Verbindung. Den übrigen Beteiligten aber mangelte nicht nur jede Nüchternheit in ihrer religiösen Erkenntnis, sondern auch jedes Verständnis für den krankhaften Ursprung der Wahngespinnste, die sich nur eben darum in den Schein göttlicher Eingebung hüllen konnten. Solche und ähnliche Krankheitsgeschichten sind wohl die Veranlassung gewesen, warum Jessen die Manie als „Schwärmerei" und zum Teil als „Aberwitz" bezeichnete.

Wie bei der Melancholie tritt der religiöse Irrsinn auch als „Manie" und „primäre Verrücktheit" je und dann in epidemischer Form auf. Schon manche der bisher erzählten Beispiele sind ein Beleg hierfür, sei es auch innerhalb enger Grenzen. Aber die Geschichte weiß von krankhaften Vorgängen, die einen ungleich größeren Umfang annahmen. Begnügen wir uns mit der Erwähnung von zweien, und gedenken dabei zuerst der beträchtlichen Schar von Propheten, welche der Sevennenkrieg gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich hervorbrachte. Hatte Ludwig XIV. in der ersten Zeit seiner Regierung den reformierten Glauben sich frei entwickeln lassen, so ward er doch später von seinen Maitressen, wie von seinen Beichtvätern und Ministern verleitet, ihn aufs grausamste zu verfolgen. Schwert und Galgen waren schon vor dem Jahre 1685 gegen die Evangelischen, diese besten Bürger Frankreichs, thätig gewesen; aber sie wurden es in erweitertem Maße, als in diesem Jahr das Edikt von Nantes, welches den Hugenotten freie Religionsübung gewährleistete, förmlich und endgültig aufgehoben wurde. Unter den unsagbaren Leiden, welche die Verfolgten zu erdulden hatten, ward ihr Seelen- und Nervenleben in seinen untersten Tiefen aufgeregt und erzeugte nun ein Prophetentum, das sich je länger desto weiter von der nüchternen Art der ersten Propheten in dem ausgebrochenen Kampfe

entfernte. Unter allerhand krankhaften, leiblichen Anzeichen, die bald an den Schlafzustand der Hellseherinnen, bald an den Veitstanz, bald an die Anfälle der Epileptischen erinnerten, weissagten alte und junge Propheten, Männer und Frauen, auch viele Kinder im Alter von 3 bis 16 Jahren vor kleineren und größeren Versammlungen, nachdem ihnen der heilige Geist durch Anhauchung von anerkannten Propheten mit dem Worte: „Empfange den Hauch des heiligen Geistes!" mitgeteilt worden war. Teils redeten sie nach oder unter den wunderlichsten Gliederzuckungen und Verzerrungen, von denen sie mit Schaum vor dem Munde auf dem Boden liegend, zuweilen stundenlang ergriffen wurden, teils sprachen sie ruhig und ohne Krämpfe, aber gestikulierend und halb bewußtlos wie ein Mensch, der sich im Traum befindet, immer jedoch wie von einem geheimnisvollen Drange, von einer unbekannten Gewalt getrieben, Dinge zu sagen, die nicht von ihnen zu stammen schienen. Dabei hatten sie Verzückungen und Gesichte, sahen ganze Scharen von Engeln am Himmel in weißen Gewändern untereinander und gegen menschliche Heere kämpfen; oder sie schauten sich von Engeln wie von Insektenschwärmen umgeben, die weiß wie Schnee und von der Größe eines Fingers sie umflatterten, hörten Stimmen vom Himmel, fühlten den heiligen Geist wie Feuerglut vom Herzen durch den ganzen Körper ziehen und hatten auch noch andere Sinnestäuschungen. Im Kampfe mit den Truppen, die gegen sie ausgeschickt wurden, begeisterten sie ihre Glaubensgenossen durch die Inbrunst ihrer Gebete, durch den Gesang von Psalmen und durch ihre schwärmerischen Prophezeiungen. Mehrmals glaubten sie die angreifenden Truppen mit der bloßen Kraft ihrer Worte oder mit ihrem Atem in die Flucht schlagen zu können. Propheten und Prophetinnen gingen wohl der feindlichen Infanterie und Reiterei wütend entgegen, bliesen aus Leibeskräften auf sie los und schrieen dabei mit lauter Stimme: tartara, tartara. Es kam vor, daß eine junge Prophetin sich wie eine Schlange zischend auf die Soldaten warf, so daß man sie töten mußte, um ihren Angriffen und ihrer Wut ein Ziel zu setzen. Es ist überflüssig, über die krankhafte Natur solcher Vorgänge ein Wort zu verlieren. Sie fällt jedem von selbst in die Augen.

Um nicht zu ermüden, übergehe ich andere krankhafte Schwärmereien und gedenke nur noch als eines zweiten Beispiels für die epidemische

Ausbreitung religiösen Wahnsinnes in der Form der Manie der merkwürdigen sogenannten Predigerkrankheit in Schweden (vgl. Ideler a. a. O. I. S. 222—249 und Irrenfreund. 1862 S. 81). In der schwedischen Provinz Smaland herrscht auf den vereinzelt liegenden Bauernhöfen ein strenges Luthertum. Religiöse Schriften und Postillen sind fast die einzigen Bücher, welche gelesen werden. Der christliche Ideenkreis und die christliche Redeweise sind jedem Familiengliede geläufig, und damit paart sich ein durchaus häuslicher Sinn. Hier zog im Jahr 1841 ein junges Mädchen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Nach längerem krampfartigen Nervenleiden fing sie an, die Geschichten und Lieder, mit deren Lektüre sie sich während ihrer Krankheit beschäftigt hatte, laut vorzutragen und zu singen. Diese Erscheinung in Verbindung mit veitstanzartigen Verdrehungen des Leibes machte auf anwesende Frauen und Mädchen einen tiefen Eindruck, und die Überzeugung von übernatürlichen Einflüssen wurde laut. Mehr bedurfte es unter der weiblichen Jugend des Kirchspiels nicht, um eine vollständige Epidemie zu erzeugen, deren hervorragendstes geistiges Merkmal ein unwiderstehlicher Trieb zum Predigen war. Die Folgen mehrjähriger, eben erst bestandener Mißernten und schlechter Nahrungsmittel hatten den Boden hergerichtet, auf dem nun die von der Eitelkeit entzündete Phantasie den Nachahmungstrieb in Bewegung setzen konnte. Anfänglich wurden nur junge Mädchen von dem ungesunden Treiben ergriffen, später jedoch auch Knechte, bei denen teils die Oppositionslust gegen die einschreitende Behörde teils der falsche Heiligenschein mitwirkte, womit man die Kranken umkleidete. Die Hauptvertreter der Bewegung fanden sich jedoch immer auf seiten des weiblichen Geschlechts. Fast alle Kranken, welche über den Hergang befragt wurden, gaben an, daß ihr ungewöhnlicher Zustand mit einer kräftigen Erweckung zur Reue und Besserung angefangen habe, im Verein mit Übelbefinden, Schwere im Kopf oder im ganzen Leib, Brennen in der Brust u. s. w. Bei einigen ging die Erweckung dem leiblichen Leiden voran, bei andern folgte sie ihm. Die Konvulsionen, von denen die Leidenden im weitern Verlaufe erfaßt wurden, bestanden in ihrer gelindesten Form darin, daß die Achseln heftig gegen die Brust gestoßen wurden, bei stärkern Graden aber in einem gewaltsamen Schütteln der Arme und des ganzen Leibes, nicht selten

auch in wunderlichen Verdrehungen der Glieder. Die Kranken behaupteten, zu diesen Bewegungen gezwungen zu sein; sie könnten dieselben durchaus nicht lassen. Sie glaubten dabei unter der Beeinflussung des heiligen Geistes zu stehen. Auch ihre leiblichen Erschütterungen hielten sie für seine Wirkung, ja für ein besonderes Zeichen seiner Gnade. Häufig erfolgten diese Zuckungen und Schüttelungen gelinder oder stärker, wenn die Kranken Worte wie Sünde, Satan, Schwur, Kartenspiel, Branntwein und ähnliche nennen hörten, sei es auch nur ganz gelegentlich. Besonders heftig aber wurden sie, wenn jemand, wie die Kranken sich ausdrückten, Widerrede that, d. h. Äußernungen, die wider die Meinung der Geschüttelten liefen. So nahmen sie z. B. einmal einen ganz besonders hohen Grad der Stärke an, als jemand vor einer Menge ihn umgebender Konvulsionäre äußerte, daß ihm ihre Schüttelungen Anzeichen eines körperlichen Krankheitszustandes zu sein schienen. Noch höher stieg die Krankheit, wenn die Leidenden nach den Schüttelungen rückwärts fielen und ohnmächtig wurden. Nach ihrem Erwachen erzählten sie dann jedesmal von Gesichten, die sie gehabt hätten. Der Inhalt dieser Gesichte war meist ein und derselbe. Zunächst gaben sie an, einen Anblick von der Qual und Pein der Verdammten gehabt zu haben, der sie eben so sehr mit Entsetzen und Schrecken erfüllt habe, wie sie durch den darauf folgendenEinblick in die ewige Seligkeit und vornehmlich durch den Anblick des unendlich großen Abendmahlstisches erquickt und erhoben worden seien. Merkwürdig war bei alledem der mit der Krankheit verbundene Trieb, zu predigen. Er überkam die Leidenden, die ihn vorher nie empfunden hatten, wie ein unwiderstehlicher Naturdrang, den sie mit festem Vorsatz wohl eine kurze Zeit zurückzuhalten vermochten, dem sie aber zuletzt jedesmal nachgeben mußten, auch dann, wenn sie für sich ganz allein waren. Es zog sie dann oft hinaus in die Einsamkeit der Wälder und Felder, und sie ließen dort, von niemand gehört, ihre Ermahnungen zur Buße und Bekehrung erschallen. Das Volk behauptete dann wohl, daß Blumen und Bäume auf die Predigt lauschten, und die Vögel sich um die Redenden als Zuhörer versammelten, und die Predigerinnen bildeten sich dasselbe ein. Die Predigten behandelten so ziemlich überall denselben Gegenstand. Sie bestanden in einfachen Ermahnungen zur Besserung und Enthaltung von Sünden, unter denen

besonders Spiel, Völlerei, Tanz, Trunksucht und hoffährtiges Leben betont wurden. Auch gab es Weissagungen über das nahe Ende der Welt zu hören. Dabei erkannten alle Redenden zugleich das Bedürfnis eigener Besserung und des göttlichen Erbarmens an. Mit wenigen Ausnahmen eignete ihnen ein mildes, freundliches und heiteres Wesen, das sich von jeder Verdammungssucht fern hielt und sich auch den häuslichen Pflichten nicht entzog. Das Famlienleben erlitt keinen Abbruch, und in vielen Gemeinden hob sich die Sittlichkeit. Die seltsame Erscheinung durchzog ganze Provinzen und ergriff die Leute haufenweise. Jetzt ist sie seit lange erloschen. Ernstliche Maßregeln der Behörden, das Verbot, bei den Predigten der Kranken zusammenzulaufen, die Unterbringung der Leidenden in die Provinzial-Krankenhäuser, die Gewährung ärztlicher Hilfe und Darreichung geeigneter Arzneien wirkten allmählich beruhigend. Der Glaube an die übernatürliche Herkunft der Erscheinung ward erschüttert und damit der Reiz vermindert, den sie auf Tausende, manchmal bis zur Heuchelei hin ausgeübt hatte. In eine zweite derartige Bewegung, die später ausbrach, mischten sich grob sinnliche Elemente, indem einzelne der Ergriffenen alle ihre Kleider von sich warfen und nackend herumtanzten, um Adam und Eva vor dem Sündenfall darzustellen.

Sicherlich würde man zuviel behaupten, wollte man sagen, daß es sich in allen diesen Fällen um völlig ausgebildete Geisteskrankheit handelte. Oft begegnen uns darin nur deren Vorstufen, die mehr elementaren Störungen des Seelenlebens. Aber überall wirkte eine nicht normale Beschaffenheit des Nervensystems mit, obenan die schon mehrfach erwähnte Hysterie. Wie so oft bei diesem Nervenleiden gingen Nachahmungssucht und unwillkürliche, reflexartige Überwältigung durch die vom Anblick anderer Kranken empfangenen Eindrücke Hand in Hand. So geschah es in der schwedischen Predigerkrankheit, so auch in der als „hysterische Religion" beschriebenen Belfaster Epidemie von 1859 (vgl. Emminghaus a. a. O. S. 59). Eine sechzehn Jahre alte Fabrikarbeiterin bekam Zuckungen, sprach anhaltend vom Teufel, der ihre Seele haben wollte, aber nicht haben sollte. Das Aufsehen, welches sie machte, veranlaßte über hundert junge Mädchen zu der täglichen Bitte, daß auch ihnen diese mit Krampfzufällen verbundene, gesegnete Offenbarung der göttlichen Gnade zu teil werden möchte. Auch wirklich religiöser Wahnsinn

wurde festgestellt. Ein Mädchen weihte sich freiwillig dem Hungertode, weil sie annahm, es sei wegen der über sie gekommenen Gnade jetzt das Beste für sie, zu sterben. Eine andere riß sich ein Auge aus, und in die Irrenanstalt gebracht, versuchte sie sich die Hand abzubeißen. Von 16 Erkrankten zu Belfast waren nicht weniger als zwölf religiös Verrückte.

Was nun den Verlauf der „Manie“ angeht, so kann derselbe ebenso wie bei der Melancholie ein verschiedener sein. Er kann zur Heilung, aber auch zur Unheilbarkeit führen. Allgemeine Regeln lassen sich hierfür kaum aufstellen. Je länger die Krankheit schon gedauert hat, je mehr sie sich schon vor ihrem Ausbruch durch Anzeichen erblicher Belastung vorbereitete, je langsamer dieser Ausbruch erfolgte, je höher das Lebensalter des Kranken ist, je mehr die Entwicklung der Geistesstörung in immer schwerere Formen übergeht, und je tiefer die Umwandlung und Zersetzung des Selbstbewußtseins, der ganzen innern Persönlichkeit ward, desto weniger Aussicht auf Genesung bietet der Kranke. Tritt keine Heilung ein, so ist der traurige Ausgang des Leidens auch hier, wie bei der Melancholie, die „sekundäre Verrücktheit“, und mit ihr zunehmender Blödsinn. Die Wärme des Gemüts und Affekts, mit der diese Kranken früher ihre Wahnideen hegten und pflegten, ist dahin. Für ihre früheren Beziehungen zu ihren Familiengliedern und Freunden sind sie wie erstorben. Für Wohl und Wehe ihrer Umgebung sind sie unempfindlich geworden. Aber ihre Wahnvorstellungen bestehen auch jetzt noch fort, doch je länger desto mehr ohne alles Leben. Anfänglich werden sie wohl noch erregt, wenn man ihren Wahn angreift; aber später hört auch das auf. In den äußersten Graden der Verrücktheit neigen sie zur Verwirrtheit. Aber mag es auch dahin nicht kommen, so verödet doch das geistige Leben in dem Maße, daß der Wahn zur bloßen Phrase herabsinkt. Sie spüren auch keinen Drang, ihm gemäß zu handeln, wie es doch vordem geschah. Wie jede andere Wahnidee, so fristet auch die religiöse noch während der ganzen Dauer der Verrücktheit ihr kümmerliches Dasein, aber in wachsender Verblassung und Leblosigkeit. Die Gottesgesandten, Propheten, Bußprediger und Messiasse benehmen sich nun in religiöser Beziehung wie andere Sterbliche, sie machen ihre Vorzüge, ihre Erwählung, ihren Beruf nach außen hin nicht mehr geltend; sie schweigen davon und reden

darüber nur infolge einer Herausforderung. Bleiben sie lange genug leben, so verfallen sie, der eine schneller, der andere langsamer, in den Zustand der Verblödung. Ihr Gemüt wird noch stumpfer, ihr Gedächtnis lückenhafter und untreuer, ihre Arbeitslust und Fähigkeit geringer, ihr sittliches Urteil niedriger, ihr ganzes Wesen weniger menschlich, mögen sie dabei äußerlich mehr lebhaft und unruhig, oder stiller und verschlossener auftreten, eine lächerliche oder weinerliche oder gleichgültige Miene zeigen.

Es ist unzweifelhaft, daß die allermeisten Fälle des religiösen Irrsinns zur Form der Melancholie oder Manie, beziehungsweise zur primären Verrücktheit gehören. Doch weiß die Irrenheilkunde auch von solchen Fällen, in denen beide Formen miteinander abwechseln und zwar so, daß sie sich wie im Zirkel, während längerer Zeit hinter einander wiederholen oder dies gar beständig bis ans Lebensende thun. Man hat dieses Irresein, das erst die neueste Zeit als eine besondere Form der Geisteskrankheit erkannt hat, das „zirkuläre" genannt. Meist macht bei dieser wechselseitigen Ablösung beider Zustände, des gedrückten und des gehobenen, der erstere den Anfang. Immer aber tritt diese Art des Irreseins nur bei solchen Personen auf, die von Geburt an mehr oder weniger schwer belastet sind, und zwar häufiger im weiblichen als im männlichen Geschlecht. Beide Zustände heben sich in der Regel scharf von einander ab; selten, daß sie mit verschwimmenden Grenzen in einander übergehen. Die Dauer eines „Zirkels" ist verschieden. Er kann schon in wenigen Wochen abgelaufen sein, aber er kann auch Monate und Jahre erfordern. Meist währt der melancholische Zustand länger als der maniakalische. Beide Hälften des „Zirkels" können durch lichte Zeiten von einander geschieden sein. Doch geschieht dies nicht gerade häufig. Öfter kommen solche Pausen zwischen den einzelnen „Zirkeln" vor. Eine Heilung dieser Form ist selten. Nach längerem Bestand derselben pflegt sich eine gewisse Abnahme der Geisteskräfte zu zeigen, ohne daß es jedoch zum Blödsinn kommt oder auch nur zu solchen Schwächezuständen, wie sie die sekundäre Verrücktheit aufweist. Begreiflicherweise kann auch diese Art der Geisteskrankheit eine religiöse Färbung tragen. Auch hier gestaltet sich ja der Wahn je nach der Lebensrichtung und Interessensphäre, die dem Kranken schon lange Zeit vor seinem Leiden oder erst kurz zuvor eigen war. Haftete das Interesse

in dem religiösen Gebiet, so wird auch der Wahn sowohl im gedrückten wie im gehobenen Stadium seines Leidens in religiösem Gewande auftreten.

Ein deutliches Beispiel dieses „zirkulären Irreseins" bot mir seiner Zeit ein evangelischer Geistlicher, der dicht neben meiner Wohnung einquartiert war. Er gehörte zu den von Kindheit an unnormalen Menschen. Schon in seiner frühsten Jugend war er ein eigensinniger und launischer, ein eitler und herrschsüchtiger Knabe gewesen, der heute diesen, morgen jenen Lebensberuf ergreifen wollte. Nur der Zwang der Verhältnisse, unter denen er lebte, brachte ihn dahin, daß er mit Mühe seine Gymnasial- und Universitätsstudien beendete. Nachdem er seine Prüfungen bestanden und hierauf eine kurze Zeit hindurch ein Pfarramt verwaltet hatte, nötigten gefährliche Ausschreitungen, die er sich zu schulden kommen ließ, zu seiner Aufnahme in eine Irrenanstalt. Und hier nun konnte man bald einen auffallenden, sich in kurzen Zwischenräumen immer wiederholenden Wechsel von Zuständen tiefer, melancholischer Niedergeschlagenheit und krankhaft gehobenen Selbstbewußtseins wahrnehmen. Wie zu erwarten war, erschien sein Wahn immer in religiöser Fassung, hatte er doch seinem Berufe gemäß keinen andern Gedankenkreis so eingehend und stetig gepflegt wie den religiösen. War er im melancholischen Stadium von tiefer Verzagtheit befangen, so hielt er sich für ewig verloren, konnte an Gottes Gnade nicht glauben, verwarf seine früheren geistlichen Erfahrungen als Selbstbetrug und Lüge und wünschte sich den Tod. Hatte dieser Zustand einige Wochen bestanden, so sprang er, ohne daß irgend welche äußere Veranlassung dazu gegeben worden wäre, in eine maßlos gehobene Gemütsstimmung mit dem entsprechenden Wahn um, so daß man kaum glauben konnte, noch denselben Kranken vor sich zu haben. Er war dann nicht nur von seiner geistigen Begabung, seiner amtlichen Leistungsfähigkeit so eingenommen, daß er sich für den ausgezeichnetsten, ja unübertrefflichen Pfarrer erklärte, der sich von seiner Wirksamkeit die größten Erfolge versprach. Er konnte dann wohl mit stolzer, selbstgefälliger Miene und Haltung vor mich hintreten und mich fragen, ob ich denn wohl wüßte, wen ich vor mir hätte, und mir, wenn ich ihm darauf mit seinem Titel und Namen antwortete, dann feierlich eröffnen, daß der größte Mensch nach Christus vor mir stände. Je und dann

setzte er sich sogar über Christus. In der Regel kündigte sich der Übergang zu diesem Stadium gehobener Erregung durch einen tobsüchtigen Ausbruch an, in dem der Leidende seinen reichbesetzten Mittagstisch mit allem, was sich darauf befand, im höchsten Zorne umwarf und dann auf mein Zimmer stürmte, um mir die Strafe Gottes dafür anzukündigen, daß ich in einer Anstalt zu amtieren wagte, die ihn, den vom heiligen Geist auserwählten Mann, seiner Freiheit beraube. Nach einer Reihe von Jahren ward er etwas ruhiger; aber jener Wechsel von melancholischer Verzagtheit und maniakalischer Überhebung dauerte fort.

V.

Die Behandlung der religiös Wahnsinnigen.

Die rechte Behandlung aller Geisteskranken, also auch der religiös Wahnsinnigen kann nur durch sachverständige Ärzte, in erster Linie also durch Irrenärzte erfolgen. Die Lehrbücher der Irrenheilkunde enthalten die Grundsätze und Methoden, nach denen sie zu geschehen hat. Es kann uns nicht von ferne in den Sinn kommen, uns darüber verbreiten zu wollen. Nur für die Behandlung der religiös Wahnsinnigen seitens der Nichtärzte, von ihrer nächsten Umgebung, in ihren häuslichen Verhältnissen, glauben wir unseren Lesern einige Winke schuldig zu sein. Im allgemeinen gilt da der Satz, daß die religiös Wahnsinnigen in wesentlich gleicher Weise wie alle andern Geisteskranken zu behandeln sind. Das religiöse Kleid des Wahnes ist für das Heilverfahren, welches der Arzt einschlägt, gleichgültig; er arbeitet mit allen Mitteln seiner Kunst an der Hebung des Gehirnleidens. Nach dieser Seite hin unterliegt der religiöse Wahnsinn ganz denselben Gesetzen wie jeder andere. Auch die Laien sollen das in ihrem Verhalten berücksichtigen. Sie sollen darum nicht meinen, ein solches Leiden durch religiösen oder anderen Zuspruch heilen zu können. Noch immer wird hier unendlich viel gesündigt. Mit Gebeten und Bibelsprüchen, mit Beweisen aus der geistlichen Erfahrung, mit Vernunftschlüssen und verständigen Belehrungen unternimmt man es, die Geisteskrankheit zu beseitigen, die man für finstere Anfechtungen des Fleisches oder des Satans hält.

Man hat kein Auge dafür, daß hier nichts anderes als Krankheit vorliegt. Es fehlt die richtige Grundanschauung über das Irresein. Erst von ihr aus verhilft eine eingehende Beobachtung und Erforschung des Kranken nach der leiblichen wie geistigen Seite hin zu einem zutreffenden Urteil. Fallen religiöse Anfechtungen in die Zeit andauernder Schlaflosigkeit und Abnahme der Ernährung, so ist ihre rein geistliche Natur von vornherein verdächtig, und man darf nicht hoffen, sie mit bloß geistigen Mitteln, mit Trost, Ermahnung, Belehrung und Zuspruch überwinden zu können. Ebenso steht es, wenn sie in ihrem Auftauchen und Verschwinden mit gewissen leiblichen Vorgängen, zumal solchen des Unterleibs und des Herzens gleichen Schritt halten, etwa zu bestimmten Perioden, wie öfter bei Frauen, wiederkehren oder morgens beim Erwachen stärker sind, abends aber leichter. Tritt nun dazu gar ein auffälliges Verhalten des Betreffenden, eine Umgestaltung des Charakters, die sich aus den vom Leidenden zuletzt erfahrenen sittlichen Einwirkungen nicht erklären läßt, mag sie im übrigen noch so erfreulich sein, oder zeigt sich eine Umstimmung des Gemütes, die in der Lage des Kranken keine Begründung findet, oder schwanken die Stimmungen ohne genügende Veranlassung zwischen Heiterkeit und Ernst hin und her, werden auch wohl seine Neigungen nnd sein Verhalten durchaus anders als zuvor und in unerklärlicher Weise, so muß man immer fürchten, einen Kandidaten der Geisteskrankheit vor sich zu haben.

In allen diesen Fällen wäre es thöricht, allein geistige oder gar geistliche Medizin reichen zu wollen. Aller Zuspruch kann im besten Falle, wenn er verständig gehalten ist, einen vorübergehenden Trost gewähren, und auch der hat ja seinen Wert. Aber wirklich heilen und bessern kann er nicht. Gerade religiös Wahnsinnigen gegenüber kann man nicht genug vor einer zu reichlichen Zuführung religiöser Gedanken, sei es durch Gespräche oder Lesen oder geistliche Übungen, Teilnahme an Gottesdiensten, Erbauungsstunden u. s. w. warnen. Meist wird den Kranken dadurch nur neuer Stoff für den Ausbau ihres Wahnes und dessen Begründung geliefert. Man gehe vielmehr auf den Wahn des Gestörten so wenig als möglich ein und erkläre offen und ehrlich, aber in freundlich ernster und gelassener Weise, wofür man ihn halte, nämlich für nichts anderes als für ein Erzeugnis der Krankheit. Dabei enthalte man sich

alles Disputierens und Widerlegens. Ein geisteskranker Mönch bildete sich ein, Kardinal zu sein. Sein Provinzial gab sich Mühe, ihn von der Verkehrtheit seines Wahnes zu überzeugen, aber erhielt von ihm zuletzt die treffende Antwort: „Entweder bin ich ein Narr oder nicht. Im letzteren Fall haben Sie kein Recht, mit mir so zu reden; im ersteren sind Sie ein größerer Narr als ich, da Sie glauben, einen Narren durch bloßes Überreden von seinem Wahn überzeugen zu können." Es giebt kaum etwas Thörichteres, als einen Kranken zur Einsicht in die Grundlosigkeit seiner Einbildungen durch Beweise und Vorstellungen bringen zu wollen oder ihn zu ermahnen, sich die Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, sich zusammenzunehmen und vernünftig zu sein und was des mehr ist. Ja, wenn er das könnte, wenn er es vermöchte, zu sein, wie er vordem war, so wäre er eben nicht geisteskrank. Mit allen Belehrungen und Ermahnungen erzielt man dieselbe Wirkung, als wenn man dem Wassersüchtigen oder Herzkranken sagt, er solle sich die Krankheit aus den Gliedern schaffen. Die unmittelbare Bekämpfung bestärkt gewöhnlich den Wahn; denn sie reizt den Kranken zu dessen Rechtfertigung, zu seiner weiteren Begründung. Selbst eine Widerlegung durch den Augenschein hilft nicht. Man breite vor einem Geisteskranken, der an den Ruin seines Vermögens glaubt, alle seine Reichtümer aus, und reiße vor einem andern die Wand nieder, hinter der er seine bitteren Feinde versteckt wähnt, was wird man erreichen? Mag der Kranke einen Augenblick stutzen, im günstigsten Falle eine Zeitlang äußerlich zustimmen; aber wie lange und ein anderer, noch schlimmerer Wahn ist an die Stelle des alten getreten. Auch den religiös Wahnsinnigen bringt keine Beweisführung, und wäre sie noch so scharfsinnig, keine noch so begründete Berufung auf Schrift, Gewissen, Vernunft und Erfahrung aus seinen Irrgängen heraus, so lange das Gehirnleiden andauert. Erst wenn dies seiner Heilung entgegengeht, gelingt es wohl der geistlichen Belehrung, zur vollständigen Entwurzelung der Wahngebilde, zur Forträumung ihrer Überreste mithelfen zu können. Bis dahin aber gebe man wohl den falschen Ideen ihren rechten Namen, und stelle dem Kranken in Aussicht, daß er nach seiner Genesung anders über sie urteilen werde; doch verzichte man darauf, sie mit Gründen, die für Gesunde durchschlagend sein würden, entkräften zu wollen. Vielmehr schenke man diesen Ideen wenig Be-

achtung, leite die Gedanken nach Möglichkeit auf andere Gebiete, für die der Kranke noch Interesse hat, verweise ihm nötigenfalls kurz und bestimmt, aber ruhig und mit freundlichem Ernst seine unziemlichen Reden und Handlungen, tröste ihn, wo man dies mit gutem Gewissen kann, mit der Hoffnung auf Genesung oder Besserung, ermahne ihn zur Geduld und Ergebung, arbeite dem behandelnden Arzte in die Hände, schärfe dem Leidenden Folgsamkeit gegen dessen Verordnungen ein und sehe es seelischerseits vielmehr für seine Aufgabe an, das noch vorhandene gesunde Leben des Geistes zu erhalten, zu nähren, zu stärken, als das kranke zu bekämpfen.

Noch verkehrter freilich als dies letztere ist es, dem Kranken seines Leidens halber Vorwürfe zu machen und es ihm als Schuld anzurechnen, als habe er sich desselben vor Gott und Menschen zu schämen. So wenig wie du jemand einen Beinbruch oder eine Lungenentzündung oder ein Nervenfieber zur Last legst, darfst du es auch mit einer Geistesstörung thun. Mag selbst ein lasterhafter Lebenswandel oder eine sonstige Verschuldung des früher geistig gesunden Menschen zur Entstehung der Krankheit mehr oder weniger beigetragen haben, so wird schon in diesen verhältnismäßig nicht zahlreichen Fällen die Zeit kommen, in der das etwa noch schlafende Gewissen geweckt werden kann und geweckt werden muß. Aber es wäre bedenklich, daran im Beginne der Krankheit arbeiten zu wollen, etwa durch eine stetige oder häufige Vorhaltung der Schuld, durch Ermahnungen zur Buße und Bekehrung. Du richtest damit gar nichts aus, verschlimmerst nur den Zustand des Kranken, treibst ihn vielleicht zur Verzweiflung oder in bestimmte Wahnideen hinein und schneidest ihm die Möglichkeit zu seiner Genesung ab, die doch die Voraussetzung für die heilsame Einwirkung der göttlichen Wahrheit ist. Denn das Evangelium ist doch auf geistig gesunde, nicht auf geistig kranke Leute berechnet und zugeschnitten. Mehr noch als bei allen andern gilt es bei Geistesgestörten, „das Wort der Wahrheit recht zu teilen“ (2. Tim. 2, 15) und „das Wort Christi unter uns wohnen zu lassen in aller Weisheit“ (Kolosser 3, 16). Darum schelte auch nicht mit dem Leidenden, hadere nicht mit ihm, sei nicht hart und grob gegen ihn, aber treibe auch mit ihm keine herzlosen Scherze und Possen. Vergiß es nie, daß du einen Kranken vor dir hast, den du schonen sollst. Laß ihn auch seine Thorheiten nicht büßen. Er ist ja nicht zu-

rechnungsfähig. Selbst wenn er Handlungen begehen sollte, die sonst mit Recht als strafbare, vielleicht gar als schwere Verschuldungen, ja Verbrechen gelten, so gedenke dabei des Gebetes des Gekreuzigten: „Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun." Es mag sein, daß der Kranke dir wehe thut, dich schmäht und lästert, anfeindet und verfolgt, maßlos selbstsüchtig und hochmütig auftritt, ja selbst dich thatsächlich angreift, anspeit, und was dem ähnlich ist: setze dem allem die äußerste Geduld und Gelassenheit, die möglichst größte Ruhe und Besonnenheit entgegen, aber zeige keine Furcht, noch weniger Zorn. Halte dir immer gegenwärtig, daß du es nicht mit Bosheit, nicht mit sittlicher Verderbtheit zu thun hast, sondern mit Krankheit, und daß der Kranke so auftritt, nicht weil er will, sondern weil er muß. Sage dir das immer wieder vor, und du wirst viel, sehr viel von ihm vertragen können, ohne ihm böse zu werden. Hier trifft das oft mißbrauchte französische Sprichwort zu: Verstehen heißt vergeben.

Die hier empfohlene Schonung des Irren muß auch seinem Nerven- und Gehirnleben zu gute kommen und zwar vornehmlich hinsichtlich der Ruhe, die man ihm gönnt. Wer arbeitet mit einer wehen Hand, wer läuft mit einem kranken Fuß, wer singt und predigt mit einem entzündeten Kehlkopf? Ebensowenig darf ein angegriffenes, leidendes Nervensystem, ein kranker Kopf starke Reize und Eindrücke erfahren. Sie wirken schädlich. Leibliche, geistige und gemütliche Ruhe ist das erste Erfordernis für die Anbahnung eines bessern Zustandes. Es ist geradezu ein Frevel, den man an solchen Kranken begeht, wenn man sie durch sogenannte Zerstreuungen, im Theater, auf Bällen, Konzerten, Reisen, in Gesellschaften herumhetzt und ihr Leiden dadurch nur steigert. Ein wirklich geistesgestörter Mensch kann sich gar nicht zerstreuen. Die Mittel, die man dazu anwendet, regen ihn nur auf, vermehren seine Schlaflosigkeit und befördern das Auftauchen oder die festere Ausgestaltung von Wahnideen.

Mit der Ruhe, die man dem Kranken gönnt, verbinde sich aber seine stetige Überwachung. Nie lasse man ihn aus den Augen! Denn einem Geisteskranken ist nie und unter keinen Umständen unbedingt zu trauen. Namentlich werden wer weiß wieviele von Selbstmordgedanken geplagt. Den besten Schutz bietet die Irrenanstalt.

Liegt nur vorübergehendes Irresein vor, das binnen Tagen oder Wochen abläuft, so mag man es, falls es die Natur der Krankheit erlaubt, bei häuslicher Pflege und sachverständiger ärztlicher Behandlung, etwa in Verbindung mit einem freundlichen Landaufenthalt bei Verwandten und Bekannten bewenden lassen. Bei chronischen Kranken jedoch sollte man mit ihrer Übersiedelung in eine Irrenanstalt nicht zögern. Je früher dieselbe erfolgt, desto größer ist die Hoffnung auf Genesung, falls diese überhaupt möglich ist. Die Heilbarkeit der Geistesstörung steht so ziemlich im umgekehrten Verhältnis zu deren Dauer (vgl. v. Krafft-Ebing a. a. O. 248). Die häufigsten Genesungen (bis zu 60%) werden in den ersten Monaten der Krankheit erzielt, nach Griesinger (a. a. S. 461) sogar noch über jenen Prozentsatz hinaus. Besteht die Krankheit länger als ein halbes Jahr, so sinkt dieser Satz gewaltig, nach v. Krafft-Ebing auf 25%, im zweiten Jahr auf 2—5%. Mögen auch diese letzteren Zahlen etwas niedrig gegriffen sein, so ist es doch außer Frage, daß die Aussicht auf Heilung um so schneller schwindet, je länger der Heilversuch auf sich warten ließ. Darum zögere man nicht, wenn der Arzt die Überführung eines Kranken in eine Anstalt für notwendig erklärt!

In jedem Falle befleißige man sich auch dabei, wie in seinem ganzen Verkehr mit Irren der strengsten Wahrhaftigkeit. Man ist in einem großen und schädlichen Irrtum befangen, wenn man meint, mit irgend welcher Unwahrheit bei ihnen etwas ausrichten zu können. Es kommt in dieser Beziehung noch immer viel zu oft ein doppelter Verstoß vor. Der eine besteht in dem sogenannten Eingehen der Gesunden auf den Wahn der Kranken, in der Zustimmung zu ihm. Aus welcher Absicht auch dieser Weg beschritten werden mag, geschehe es, um das Gemüt des Irren zu beruhigen, oder um ihn später desto besser widerlegen zu können, in jedem Falle thut man dem Kranken nichts Gutes. Man bestärkt ihn in seinem Wahn, und er beruft sich dann wohl zum Beweise für dessen Richtigkeit auf solche Zeugnisse. Ebenso verwerflich ist es, die Kranken in anderer Weise zu täuschen, wie es leider immer wieder bei ihrer Überführung in eine Irrenanstalt geschieht, trotz aller Warnungen und Abmahnungen in Wort und Schrift von seiten der Irrenärzte und Geistlichen. Um den Leidenden zur Reise willig zu machen, redet man ihm von einer Vergnügungsfahrt, von dem

Besuche eines Verwandten, eines Arztes u. dgl. vor. Der Trug, den man damit begeht, zerreißt mit der Ankunft des Kranken in der Anstalt. Der Hintergangene sieht sich von seinen, meist allernächsten Verwandten, von seinen Freunden, von denen also betrogen, zu denen er bis dahin das meiste Vertrauen hatte. Melancholisch gestimmt, von Verfolgungswahn gequält, wie es unzählige Male der Fall ist, glaubt er nun den klarsten, unwiderleglichsten Beweis in Händen zu haben, wie begründet sein Mißtrauen und Argwohn ist. Sein Wahn gewinnt dadurch einen noch festeren Halt, als er vorher hatte; und was noch schlimmer ist, der Irre meint nun, daß auch der Arzt der Anstalt, vielleicht sogar deren gesamtes Personal mit den Seinigen unter einer Decke stecke und in Gemeinschaft mit ihnen den feindlichen Plan gefaßt und durchgeführt habe. So wird es ihm denn gar schwer gemacht, Zutrauen zu dem Arzt, zu seinen Anordnungen, zu den Gesetzen der Anstalt zu gewinnen. Seine Heilung oder Besserung wird dadurch gehemmt und verlangsamt. Geht es nicht anders, so wende man lieber Gewalt an, um den Kranken der Anstalt zuzuführen. Aber man mache sich wie in diesem, so in allen andern Punkten strengste Wahrhaftigkeit gegen den Kranken zur Pflicht und freue sich, daß Erfahrung und Wissenschaft die Entbehrlichkeit, ja die unbedingte Verwerflichkeit der Notlüge auch auf dem Gebiet der Irrenpflege bezeugt.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XV. Heft 5.

Die Wiederaufnahme der gotischen Baukunst in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Johannes Krätschell.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1890.

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Wie die fantastischen Gestalten eines Traumes in das geschäftige, rastlose Denken und Sorgen des Tages, so ragen die gotischen Dome des Mittelalters hinein in das Tagewerk des neunzehnten Jahrhunderts, und wer sich heut der geheimnisvollen Macht, die ihre Formen üben, allzu rückhaltslos hingiebt oder gar daran denkt, der Kunst, die sie geschaffen hat, ein neues Leben zu erwecken, der gilt gar leicht für einen Träumer. Was ziehen sie auch so unwiderstehlich den Blick hinauf in die Höhe: unserer wartet hier unten mächtige Arbeit, die den ganzen Menschen in die Schranken fordert! Was predigen sie uns auch, wenn das Auge ihnen folgt und sich über sie hinaus in die Wolken verliert, wenn es überwältigt wird von diesen riesenhaften Massen, so eifrig unsere winzige Kleinheit: wir haben Thaten gethan und haben ein Recht, uns zu fühlen!

Das ist, im großen und ganzen, die Stellung, in welcher das moderne Bewußtsein der gotischen Baukunst und ihrer heutigen Wiederbelebung gegenübersteht. Es waren rüstige Kräfte, die sich in den Dienst der letzteren stellten, und wenn noch immer das Reich dieser Ideen in seinem Bestande nicht gesichert scheint, so ist es doch bedeutend genug, um in der kunstgeschichtlichen Entwicklung unseres Jahrhunderts nicht nur eine Episode, sondern ein bestimmendes Moment zu bilden.

Welches aber auch der Ausgang dieser Bestrebungen sei, er wird das Ende eines Kampfes bezeichnen, der von zwei einander feindlichen Richtungen freilich mit stetig abnehmender Erbitterung geführt wurde. Auf anderem Gebiet, namentlich dem der Litteratur, hat dieser Kampf eine andere Richtung angenommen, indem zunächst verwandte Beweggründe hineinspielten und die Interessen die man vertrat, schließlich ganz verschiedene waren. Hier, in der Frage nach dem Recht der Gotik innerhalb der Baukunst des neunzehnten Jahr-

hunderts, ist er unverrückt geblieben, was er bei seinem Anfang war: der Kampf zwischen Klassizismus und Romantizismus.

Hier in der That, in den Bestrebungen der romantischen Dichterschule, wurzelt unsere gotische Periode. Hier, in diesem wundersamen Kreise mit seinem Individualismus und seiner Schwärmerei, seinem Glauben und seinem Aberglauben, richtet sich der Blick unwillkürlich hinüber in das verwandte Mittelalter und hinauf zu den Zeugen der verklungenen Zeit, die so deutlich die Sprache der Tage ihrer Jugend redeten.

Freilich, früher schon, als unter den Romantikern, war hier und da das Interesse an deutscher Vorzeit und am Mittelalter in sonderheit erwacht. Mitten im Jahrhundert der Aufklärung, wo soviel neue Offenbarung verbreitet war, wo man nur ein mitleidiges Lächeln, wenn nicht den Ausdruck des Abscheus, für jenen „finsteren Winkel" deutscher Geschichte übrig hatte, den man sich anstrengen müsse zu vergessen, gab es Männer, die es der Mühe für wert hielten, die Urkunden dieser kraftvollen Zeit an's Licht zu ziehen und aus ihnen die Verdienste der letzteren zu erkennen.

In der Schweiz beginnen unter Bodmers Vorgang die Bemühungen um das Nibelungenlied und die Lieder der Minnesänger. Und wieder ein Schweizer, Johannes von Müller, sucht auf historischem Gebiet dem Mittelalter gerecht zu werden, wenn auch seine in Bodmers Todesjahr erschienenen „Reisen der Päpste" ein gut Teil über dieses Ziel hinausschießen. Alle diese Interessen vereinigen sich in Herder. Ihm, wie keinem, war es gegeben, sich in die Stimmungen der Zeiten und Völker hineinzufühlen, mit ihnen zu empfinden und zu denken, ihr Wollen und Sein zu verstehen; und wie Lessing der Ehrenretter einzelner Männer, so wurde er, kraft jener Fähigkeit, der eines ganzen Zeitalters. In welch' anderem Licht mußte den Lesern des Schriftchens „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" plötzlich dieses verrufene Mittelalter erscheinen, wo doch Ritterehre und Manneswort etwas galt, keine leere Faselei, wo ein innerer Trieb, fromm und gut, rücksichtslos zu kühner That drängte, nicht ein mechanischer Zug der Zeit sich mit Spielereien der Willkür verband, wo Männer heranwuchsen, nicht Fratzen und Frömmler. Schon ein Jahr früher, 1773, hatte Herder das kleine Heft „Von deutscher Art und Kunst"

herausgegeben, welches Aufsätze von ihm selber, Justus Möser und Goethe zu „einigen fliegenden Blättern" vereinigte: Herder feierte neben Shakespeare und Ossian auch die deutschen Volkslieder, zu deren Sammlung er ermunterte. Möser pries in seiner Skizze „über die deutsche Geschichtsschreibung" die frische Kraft und die Freiheit der alten Germanen, und Goethe weihte den Manen Erwins seine begeisterte Lobrede auf das Straßburger Münster, dem deutschen Meister einen Sang von echt deutscher Kunst, als welche er sich die Gotik dachte; selbst den Jesuiten Marc-Antoine Laugier, der durch seine: Essais sur l'architecture wirkliche Verdienste um die Wiederentdeckung der griechischen Antike hatte, greift er darin schonungslos an. Zugleich aber eröffnet er einen interessanten Blick auf die damalige öffentliche Meinung über gotischen Stil, der zufolge er bei seinem ersten Gang zum Münster unter dieser Rubrik „alle synonymische Mißverständnisse zusammenhäufte, die vom Unbestimmten, Ungeordneten, Unnatürlichen, Zusammengestoppelten jemals ihm durch den Kopf gezogen waren." *)

In demselben Jahre noch erschien Goethes „Götz". Auch er ging hervor aus dem wiedererwachten Interesse an deutscher Vergangenheit. Aber in ihm tritt ein neues Moment diesen Bestrebungen hinzu. Wie die Technik des Stückes aller bis dahin geltenden Regeln von der Einheit von Ort und Zeit, ja der damaligen Bühneneinrichtung spottete, so wandte sich seine Tendenz gegen politische Zustände, wie sie vor der französischen Revolution die herrschenden waren. Und so eröffnete der „Götz" jene litterarische Umwälzung, die der politischen wie ein Wetterleuchten voranging und die, wo sie in ihren Stoffen auf die deutsche Vergangenheit zurückgriff, doch nur eben ein romantisches Kleid für ihre stürmischen Ideen suchte.

Goethe selbst aber ging nach Weimar. Und waren nach außen die Brausejahre noch nicht vorüber, innerlich war er ein anderer geworden; jenes fremde Element, das im „Götz" sich eingedrängt, war verschwunden, aber das Interesse an deutscher Vorzeit blieb und fand im gegenseitigen Verkehr der drei damaligen Heroen reichliche Nahrung. So feiert Goethe den wackeren Meister Hans Sachs und lernt

*) Also genau, wie hundert Jahre früher Fénélon urteilt: Gothique se dit par mépris de ce qui paraît trop ancien, hors de mode, de mauvais goût, contre les règles.

von ihm den Knittelvers; Herder dringt in der Preisschrift „Über die Wirkung der Dichtung auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten“, auf die Pflege der Faktoren Religion, Volk und Vaterland, ohne welche die Dichtkunst ethisch wirkungslos sei, und zeichnet den Ritter mit dem Wahlspruch „Ich hab's gewagt“, Ulrich von Hutten; und im romantischen Lande tummelt sich jetzt auch der Altmeister Wieland, dem freilich mehr das französische Rittertum imponiert.

Und nun bei allen dreien die rasche Wandlung in ihrem Zurückgehen auf die Antike. Goethes „Iphigenie“, Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, in denen der Glanz Griechenlands und Roms das Mittelalter in so tiefen Schatten stellt, auch Wielands Übersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller bezeichnen den Umschwung, den Goethes „italienische Reise“ vollendet. An den Formen und Linien griechischer Kunst läutert sich der verdorbene Geschmack der beiden verflossenen Jahrhunderte. Die Antike herrscht unumschränkt, und die beiden größten deutschen Dichter wachen mit Argusaugen über dem neuen Reich, in dem Dichtung und Kunst so herrliche Blüten trieben. Aber mag auch die Schönheit hier zu einem wahren und vollendeten Ausdruck kommen, mag auch das „Stürmen und Drängen“ einer heiteren Ruhe gewichen und die goldene Brücke zwischen Ideal und Wirklichkeit geschlagen sein: dem tiefinnerlichen Gemütsleben des Volkes, dem kindlich frommen Sinn, der sich so warm für alles Gute begeisterte, diesem mußte der kalte ästhetische Formalismus der Antike etwas Fremdes bleiben. Nicht mit den Sinnen, mit dem Herzen will das deutsche Volk sein Ideal erfassen; nicht bewundern will es: lieben; das bleibt doch der schönste Kern unseres Volkscharakters. Die romantische Bewegung war, freilich nur in ihren besten Erscheinungen, der Rückschlag dieser deutschen Eigenart gegen die Kälte der Antike und der Aufklärung, ein Rückschlag der kommen mußte, wollte die Nation ihre Eigenart nicht verleugnen. Und dieser Rückschlag war kräftig genug, um auch auf dem Gebiet der Kunst sich geltend zu machen, ja, auf dem der Baukunst bis in die Gegenwart unmittelbar fortzuwirken und schöne Hoffnungen zu wecken.

Erster Abschnitt.

Die Wiedererweckung der gotischen Baukunst.

1. Die romantische Schule.

Der Kampf der Dichtung gegen die Prosa, der idealen Lebensanschauung gegen eine niedere, aller Begeisterung unfähige und in ihrer Beschränktheit sich wohlgefallende Denkart: dieser Kampf war das Gemeinsame aller dichterischen Bestrebungen um die Wende des vorigen Jahrhunderts; ihm hatte die „Sturm- und Drangperiode" ihre ungestümen Kräfte geopfert, ihn führte mit vornehmer Ruhe und Sicherheit die Muße der Goethe-Schillerschen Dichtung und für ihn zogen die jungen Romantiker mit Freudigkeit und Zuversicht in's Feld. Aber rangen die „Originalgenies" nach Freiheit in jeder Form, war das Ideal der beiden Heroen die ästhetische Schönheit, so machte das jüngere Geschlecht das Recht des Gemütes in diesem Kampfe geltend.

Tief aus dem Innersten heraus soll des Sängers Lied erklingen als ein Widerhall all des Sehnens und Hoffens dadrinnen, und all der widerstreitenden Gefühle. Was das Herz empfindet, das hat es auch ein Recht zu sagen, das sollen andere mit ihm fühlen. Liebe und Frühling, das sind die rechten Elemente dieser Dichtung und für die Kunst mit ihren idealen Aufgaben ist sie voll warmer Begeisterung; gern läßt sie sich von der Phantasie in das blühende Land der Märchen und Wunder tragen, aber auch kindlich fromm blickt sie zum Himmel empor und bringt aus reinem Herzen Gott ihre Verehrung dar.

Das etwa ist in kurzen Zügen der gute Kern der romantischen Schule. Was sie geworden ist in ihren Irrgängen bis zu der cynisch-frechen Zügellosigkeit von Friedrich Schlegels „Lucinde"

oder gar bis zu dem fanatischen Unsinn Clemens Brentano's, liegt zunächst außerhalb unserer Betrachtung. Daß aber eine solche Dichtung sich heraussehnte aus dem trockenen Lande der bloßen Vernunft und aus dem Ideenkreis der Nützlichkeitsmenschen, und daß sie vorüberging an den marmorkalten Formen der Antike, ist leicht zu verstehen. Da nur konnte sie sich wohl fühlen, wo ihr ein gleicher warmer Hauch entgegenwehte, wo man ebenso kindlich von seinen Idealen träumte, wo man ebenso gern die Welt um sich her vergaß über der Welt in seinem Innern, oder doch jene nur aufsuchte, soweit sie dieser wahlverwandt schien. Dort im Mittelalter fand ihre Phantasie reiche Nahrung an den glänzenden Gestalten kühner Ritter, die dem geheimnisvollen Bild in ihrer Seele jedes Opfer brachten, an den stolzen Burgen, wo Waffenspiel und Minnedienst zu Hause waren, an den Städten mit ihren winkligen Gassen, wo die Häuser sich in Erkern und Nischen nach außen öffneten, und sich nicht in vornehmen Stirnseiten gegen Nachbars Leid und Freud verschlossen, an den Domen, die all dem Sehnen nach oben so schönen Ausdruck geben, und — das darf freilich nicht vergessen werden — an den Auge und Sinn berauschenden und fesselnden Formen des katholischen Gottesdienstes.

Und war es so jene Zeit in allen ihren Lebensformen, in der das Denken der jungen Romantiker lebte und webte, so hatten sie sich insonderheit die Aufgabe gestellt, den Sinn für mittelalterliche Kunst zu erwecken und eine neue Blüte nationaler, d. h. also mittelalterlicher Kunst hervorzuzaubern, die aus der Tiefe der Empfindung quellen sollte, wie ihr eigenes Lied, um den höchsten Idealen zu dienen, der Idee von Gott, der Religion. Und solche Bestrebungen mußten vor allem dem Verständnis für gotische Baukunst zu gute kommen; denn diese war ja fast die ausschließliche Kunst des Mittelalters, welche die andern nur in ihren Dienst gestellt hatte; sie, nicht so die romanische, war die Vertreterin des entwickelteren mittelalterlichen Geisteslebens.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Tieck'sche Phantasie, noch in unklarer Willkür, die ersten Flügelschläge schon gethan, erschien im Jahre 1797 zu Berlin ein unscheinbares Büchlein im kleinsten Oktav: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" benannt, dessen Verfasser nicht hervorzutreten wagte. Und

doch war das Büchlein von epochemachender Bedeutung im Reich der Kunst und der Dichtung und sein Verfasser eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unter all den jungen Männern, deren wir hier gedenken: Tiecks Freund und Altersgenoß Wilhelm Heinrich Wackenroder. Reiner, edler, als aus diesen Blättern, hat aus keinem Werke der romantischen Schule die Begeisterung für die Kunst gesprochen. Als eine heilige ernste Aufgabe will er, entgegen der Art der „Neueren", diese Kunst betrachtet wissen. Aus ganzer Seele heraus soll der Künstler schaffen, soll rühren, veredeln, nicht aber, nach Art „der Neueren", die Kunst nur als ein leichtsinniges Spielwerk der Sinne behandeln, etwa für einige vornehme Herren, die von ihr geblendet und gekitzelt sein wollen. Aber überall, wo wahre Kunst geübt wurde, da läßt er sie gelten und mit der Entschiedenheit eines Herder tritt er für „Allgemeinheit und Toleranz" in der Kunst ein. „Dem allgemeinen Vater sei der gotische Tempel so wohlgefällig, als der Tempel der Griechen, und nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und Säulen, sondern auch unter Spitzgewölben, krausverzierten Gebäuden und gotischen Türmen wachse wahre Kunst hervor." Aber sein Ton wird gelegentlich vorwurfsvoller: „Warum verdammt ihr den Indianer nicht, daß er indianisch und nicht unsere Sprache redet? — Und doch wollt ihr das Mittelalter verdammen, daß es nicht solche Tempel baute, wie Griechenland?" Und halb unbewußt verrät er sich wieder, wenn er sich zurückträumt in die Erlanger Studienzeit mit ihren Ausflügen, in das glückliche erste Semester, und ruft: „Nürnberg, du vormals weltberühmte Stadt! Wie gern durchwanderte ich deine krummen Gassen, mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur von unserer alten, vaterländischen Kunst eingedrückt ist." „Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen!"

Schon im folgenden Jahr starb Wackenroder. Tieck erweiterte einige hinterlassene Aufzeichnungen des Freundes zu den „Phantasieen über die Kunst für Freunde der Kunst", die dem Tone des vorerwähnten Buches auch in den Tieckschen Partieen durchaus verwandt sind. Nur hat der Zusammenhang von Kunst und Religion hier einen schärferen Ausdruck gefunden, und schon ist die bedenkliche Folgerung der vollen Aneignung mittelalterlicher Anschauungsweise

auf dem Gebiete der Religion, des Übertritts zum Katholizismus, gezogen.

Die „Phantasieen" erschienen 1799; aber ein Jahr früher schon hatte Tieck die Ideen des Klosterbruders zu einem Roman verarbeitet, dessen Entwurf ebenfalls unter dem Einflusse des Freundes entstanden war: „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte". Der Held ist ein Schüler Albrecht Dürers, der, mit einem Herzen voll Empfindung und voll Liebe zur Kunst, nach den Niederlanden und von dort nach Italien wandert, und den wir durch eine Fülle von Abenteuern begleiten. Ein stark mystischer Zug ist im „Sternbald" besonders ausgeprägt. Von der Antike dagegen behauptet Lucas von Leyden gelegentlich, daß wir sie gar nicht mehr verstehen könnten. Und wie entzündet sich erst die Phantasie des jungen Künstlers an dem Anblick des Münsters zu Straßburg! „Führt jeden Tadler der Gotik, jeden, der von griechischer und römischer Baukunst spricht, nach Straßburg. Da steht der Münster in aller Herrlichkeit, ist fertig, ist da und bedarf keiner Verteidigung in Worten und auf dem Papier, er verschmäht das Zeichnen mit Linien und Bögen und all den Wirrwarr von Geschmack und edler Einfachheit. Das Erhabene dieser Größe kann keine andere Erhabenheit darstellen; die Vollendung des Ebenmaßes, die Notwendigkeit des Gegenüberstehenden, welches die andere Hälfte erläutert und fertig macht, so daß eins immer um des andern Willen und alles um die gotische Größe und Herrlichkeit auszudrücken, da ist." Einer Verleugnung Petri an der Herrlichkeit des göttlichen Ebenbildes erklärt er den für schuldig, der, von diesem Geiste Erwins ungerührt, noch den Meister und das „barbarische Zeitalter" bedauern könne.

Fast unwillkürlich werden wir an den Hymnus erinnert, den Goethe einst am Fuße desselben Münsters zu dessen Lobe gesungen. Hier, wie dort, ein von warmer Begeisterung und jugendlicher Empfindung überquellendes Herz; hier, wie dort, gelegentliche Ungerechtigkeit gegen die Antike; aber wahrer, ungezwungener scheint uns doch das Entzücken des jungen Straßburger Studenten.

Und noch ein Anderer, der sonst nicht zu den Romantikern gezählt werden darf, hatte vor nicht zu langer Zeit die Ehre der verachteten Gotik gerettet. Es war Georg Forster. Im Frühjahr 1790 hatte er zusammen mit Alexander von Humboldt den Nieder-

rhein, die Niederlande und Frankreich bereist und in seinen „Ansichten vom Niederrhein u. s. w." neben so manchem anderen wertvollen Gedanken auch sein ästhetisches Glaubensbekenntnis niedergelegt. Forster ist ein Verehrer antiker Schönheit. Auch auf dem Gebiet der Baukunst ist Griechenland sein Ideal, besonders die in edlem korinthischen Stil erbaute St. Jakobskirche zu Brüssel hat ihn entzückt. Drei oder viermal gedenkt er solcher Eindrücke architektonischer Schönheit. Aber nur einmal wallt die ganze Tiefe seiner schönen Begeisterung auf, da, als er an den Kölner Dom kommt. Zwar hat er nur einen Bruchteil gotischer Kunst vor sich, aber immer wieder sucht er ihn auf, „um die Schauer des Erhabenen zu fühlen." „Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann?" Und nun ist er voll Rühmens der Pracht des himmelan sich wölbenden Chors mit seiner majestätischen, über alle Vorstellung hinausgehenden Einfalt, der Kühnheit der emporstrebenden Pfeiler und Mauern, die das Unaufhaltsame darstellen, welches die Einbildungskraft leicht ins Grenzenlose verlängert. In keinem Augenblick freilich vergißt er dabei, der griechischen Baukunst ihr Recht zu geben. Ja, er nennt sie den Inbegriff des Schönen und giebt mit kurzem Wort den Kern des Unterschiedes: „Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugnis zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolierten Gedanken bis auf das äußerste zu verfolgen und das Erhabene selbst auf excentrischem Wege zu erreichen weiß." Und dann bedauert er den Zustand des Gebäudes: „Wen schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!" Seine Worte sollten noch zünden!

Doch zurück zu den Romantikern. Gleichzeitig mit Tieck, freilich mehr als Anhänger der Goethe-Schillerschen Dichtung, hatten die Schlegel ihre ersten Lorbeeren gepflügt. Aber während jenen seine romantischen Neigungen schon früh zu dem Geschichts- und Sagenstoff deutscher Vorzeit führten, werden diese unter dem Einfluß der Goethe-Schillerschen Dichtung groß und haben eine Verehrung für

das klassische Altertum sich ihr Leben lang bewahrt. Noch im „Athenäum," das die Schlegel nach ihrer Trennung von Schiller als gemeinsames Organ des romantischen Kreises gestiftet hatten, war den klassischen Studien ein breiter Raum verstattet. Doch der Einfluß Tiecks, wie die eigene Neigung, lassen auch sie mehr und mehr zu Romantikern werden und als solche in ihren kritischen Untersuchungen die Scheidewand zwischen sich und den beiden großen Dichtern erhöhen.

Die Gründung des „Athenäums" fällt in das Jahr 1798. Für den zweiten Jahrgang schrieb August Wilhelm von Schlegel das kleine Gespräch „die Gemälde", worin zum Schluß der Kunstkritiker Waller dem Maler Reinhold empfiehlt, sich nur nicht zu eifrig dem Dienst der Antike zu widmen und ja die katholische Überlieferung recht in Ehren zu halten. Und für die Verherrlichung dieser katholischen mittelalterlichen Kunst hat er nicht nur im Vorhergehenden durch Verse und Prosa Sorge getragen, sondern für sie auch in größeren poetischen Bearbeitungen mittelalterlicher Sagen, wie in kleineren Gedichten und endlich in seinen Vorlesungen Propaganda gemacht. Unter den Gedichten ist besonders „der Bund der Kirche mit den Künsten"*) bezeichnend: Die „Kirche" als ein hohes Weib, geschmückt mit priesterlichen Abzeichen, kommt vom Himmel herabgeschritten und wendet sich in das Land der Griechen, auf die Höhe des Parnaß. Hier trauern, seitdem die Götter gestürzt sind, die verachteten Künste, mit ihnen die Baukunst, „die stolzeste vom ganzen Chore." Ihnen giebt sich die Hehre zu erkennen; und fordert die Verschmähten auf, in ihrem Dienste in neuer Pracht zu erstehen. An die Baukunst wendet sie sich zuerst: Sie soll vergessen lassen „aller Schranken die auf das Ew'ge zielenden Gedanken." Kein Götterbild mehr soll von ihr eng mit Säulen und Dach umgeben werden, sondern ein anderer ist fortan ihr Beruf:

„Laß deine Hallen denn des Volkes Wellen
„In breitem ungehemmtem Strom empfangen;
„Bühn' über Bühne laß den Chören schwellen
„Und die Altäre hoch erhaben prangen;

*) Die Idee des Gedichtes, wenn auch in freierer Auffassung, hat Overbeck später seinem bekannten Gemälde zu grunde gelegt.

„Dem Tempel gieb als Kinder rings Kapellen,
„Einsamer Andacht stiller nachzuhangen;
„Und laß, wetteifernd mit den Sterngewölben,
„Den hohen Dom sich in der Mitte wölben."

Das ist das Bild des gotischen Tempels. Musik, Bildnerei, Malerei sollen ihn erfüllen; das ist die Art des deutschen Mittelalters: alle Künste im Dienste der Baukunst. Noch öfter hat Wilhelm Schlegel dem Gefallen an gotischer Baukunst Ausdruck gegeben; so in dem schönen Sonett „der Dom zu Mailand". Daß er aber gerecht war gegen andere Bauart, ließ sich bei dem Gange seiner Bildung erwarten und seine wissenschaftlichen Vorlesungen geben davon Zeugnis.

Fester, als sein Bruder, hatte Friedrich Schlegel mit seinen Anschauungen im Altertum gewurzelt, und nur selten waren die wissenschaftlichen Interessen des jungen Mannes über diesen Kreis hinausgegangen, als er Mitbegründer des „Athenäums" wurde. Jetzt macht auch er eine Wandlung durch. Hatte er früher die „Objektivität" antiker Poesie nicht genug preisen können, so drängt ihn jetzt die Fichte'sche Philosophie und die nahe Verbindung mit Tieck und den übrigen Romantikern zum Subjektivismus hin, und die verlassene Richtung gilt ihm fortan nur als „harmonische Plattheit".*) Jetzt ist auch ihm ein „Bund der Kirche mit den Künsten" willkommen; Poesie, Religion, Kunst gehören nun auf's engste zusammen. Eine nationale Kunst auf mittelalterlich-katholischer Grundlage dünkt ihm ein schönes Ziel. Für die gotische Baukunst insonderheit ist sein Interesse rege. Im „poetischen Taschenbuch" von 1806 legte er seine Ansichten über diese Bauart nieder. Gleich Forster, zu dessen wenigen Verehrern er zählte, hatte er dieselben auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden und einen Teil von Frankreich gewonnen. Jedes Denkmal, jedes Überbleibsel gotischer Baukunst hat er mit wiederholtem Nachdenken betrachtet, und hat darin „eine seltene und wahrhaft schöne Vereinigung entgegenstehender Fähig-

*) S. die nähere Darstellung dieses sonderbaren Umschwungs in: Haym, die romantische Schule, Berlin 1870. Soweit dieser Umschwung sich auf das Gebiet der Kunst erstreckt, giebt Schlegel selbst ein anschauliches Bild davon in dem Vorwort zu den „Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst, Bd. IV. seiner sämtlichen Werke, Ausgabe 1848.

keiten und Gesinnungen des nach dem Höchsten, wie in das Kleinste gleich sehr hinstrebenden menschlichen Sinnes" gefunden. Aber „keine Art soll die andere verdrängen in der Kunst!" Die Bauten der alten Hellenen, freilich nicht „das, was man so gewöhnlich den griechischen Geschmack nennt", würden ihn, deſſ' ist er überzeugt, ebenso mit Ehrfurcht erfüllen. Für gänzlich irrig aber erklärt er die Voraussetzung, als seien schöne Einfalt und reines Ebenmaß aus der gotischen Kunst verbannt.

Und diese Schlegelsche Begeisterung für die Gotik ist kein allgemeines Erfülltsein von der Schönheit dieser eigenartigen Formen, sondern er zeigt — und er als der erste — ein wirkliches Verständnis für den Stil. Er unterscheidet gewisse Zeitabschnitte in der Entwicklung dieser Kunst und hat ein Auge für ihre territorialen Unterschiede. Er macht auch die Frage nach dem Ursprung der Gotik flüssig, die seitdem, ein zweites Nilrätsel, soviel Forschungslust anregte und heute noch immer nicht als gelöst betrachtet werden kann. Und er sollte noch dem wiedererwachten Interesse an dieser Kunst in ganz besonderer Weise dienen.

Hier noch einen Blick auf die mit dem Geist der Romantik verwandte Philosophie! Des Fichteschen Einflusses auf Friedrich Schlegel hatten wir schon gedacht. Wichtiger noch ist uns diese Philosophie nach ihrer eigentlich kunsttheoretischen Seite. Und hier werden wir dieselben Anschauungen wiederfinden, für welche die romantischen Dichter eintraten. Denn auch Schelling redet einer „heiligen Kunst" das Wort, „welche eine Enthüllerin der Idee ist", einer „Schönheit, deren unentweihter Strahl nur reine Seelen erleuchtet und deren Grund dem sinnlichen Auge ebenso verborgen und unzugänglich ist, als die göttliche Wahrheit." Und Schleiermacher behauptet, daß Religion und Kunst wie zwei befreundete und verwandte Seelen neben einander stehen, die zusammenzuleiten und in ein Bette zu vereinigen das Einzige ist, „was die Religion zur Vollendung bringen kann." Ja, ahnungsvoll sieht er schon „einzelne bedeutende Geister eingeweiht in diese Geheimnisse aus dem Heiligtum zurückkehren, die sich nur noch reinigen und schmücken, um im priesterlichen Gewande hervorzugehen." — Solche Zeugnisse sind immerhin wichtig für das Verständnis des Umschwunges, der sich auf künstlerischen Gebiet vollzog. —

Verfolgen wir den Faden der romantischen Dichtung weiter zu den jüngeren Vertretern derselben, so gelangen wir in eine Zeit, die freilich wenig darnach angethan ist, sich unsere Sympathien zu erwerben.

Der französische Gewaltherrscher schwang seine Geißel bald auch über das deutsche Nachbarland und hier insonderheit schien seiner Willkür weiter Raum gewährt. Und wer war in der schweren Zeit glücklicher, als die jungen Romantiker? Brachte sie doch ihre Phantasie so leicht heraus aus der unerfreulichen Gegenwart in das Land ihrer goldnen Träume, ja bis in die graue Vorzeit indischer Märchenwelt. Und zügellos ist die Phantasie und launenhaft, verweichlicht und ungesund. Selbst da, wo sie durch die Schilderung deutsch-mittelalterlichen Lebens das Bewußtsein der Nation zu heben meint, geht sie vorüber an der gesunden Kraft dieser Zeit und hat nur einen Sinn für den glänzenden Schein eleganter Ritterspiele und galanter Liebschaften, verfällt auch auf Roheiten, oder berauscht sich in den Weihrauchdüften römischer Kirchen und wird frömmelnd und bigott. Und selbst Tieck, der doch den „Oktavian" und die „Genovefa" und manches andere auf dem Gewissen hatte, sagt von dieser Poesie: „ein Mittelalter, wie es nie war, wurde geschildert und als Muster empfohlen, Ritterromane, kindischer als die veralteten, drängten sich mit treuherziger Einseitigkeit hervor und predigten süßlich ein falsches poetisches Christentum . . ."*) Nur hie und da begegnet uns eine erfreuliche Erscheinung. Heinrich von Kleist versteht, glücklicher in seinen Schöpfungen als in seinem Leben, den rechten Ton zu treffen und erzielt im „Käthchen von Heilbronn" und dem „Prinzen von Homburg" gute Wirkungen. Achim von Arnim und Clemens Brentano sammeln auf weiten Reisen die deutschen Volkslieder und regen durch „des Knaben Wunderhorn" die deutsche Altertumsforschung nicht weniger an, als Görres mit der Herausgabe der alten Volksbücher. Und dann erwacht allmählich wieder in dem unterjochten Volk das Bewußtsein der alten Kraft, und nun ist das Lied der jungen Sänger der Ehre des Vaterlandes oft mit ihrem Schwert zugleich geweiht. Heinrich von Kleist und Achim von Arnim stehen wieder voran, und ihnen folgen Schenkendorf, Fouqué,

*) So Tieck, „kritische Schriften"; ähnlich beide Schlegel.



Eichendorff und Uhland und mancher andere; auch Arndt und Körner sind hier mit ihnen eins. Und wieder ist es das deutsche Mittelalter mit all seiner Herrlichkeit und Größe, das sie besonders oft und gern dem an sich selbst verzweifelnden Volk als einen Quell neuer Begeisterung vor Augen stellen, bis es sich erhebt und seine Fesseln sprengt.

Es ist bekannt, wie die vaterländische Dichtung nach dem kurzen Anlauf schnell wieder ermattete, sobald die politische Befreiung erkämpft war; was sie ersehnt war erreicht, und die nächste Zeit brachte überdies manches Mißliche. Aber die Begeisterung für deutsche Vergangenheit war doch geblieben, und gerade unter dem Druck, der auf dem öffentlichen Leben lag, suchte man wieder in ihr seine Ideale. So gab es denn auch auf dem Gebiete der Kunst nur einen gemeinsamen Feind, den Klassicismus, und begeistert ruft Max von Schenkendorf: „Man soll an keiner deutschen Wand mehr Heidenbilder sehen!" Einer solch ungestümen Begeisterung hätte es freilich nicht einmal bedurft, um der Kunst eine neue Zukunft zu verbürgen, deren Werke ja vor aller Augen standen. War man doch eben auf dem Kriegszuge am Rhein den schönsten deutschen Domen begegnet; und konnte denn irgend eines dieser Denkmale so mächtig von der zu bald entschwundenen Herrlichkeit des alten Reiches zeugen, wie der auch als torso so großartige Kölner Dom. Hatte doch jene Herrlichkeit nicht einmal so lange gewährt, daß dies schöne Werk hätte vollendet werden können. Wieder waren es die Romantiker, die solche Eindrücke mit ihrem Worte wirksam unterstützten. Vor allem tritt jetzt Joseph von Görres hervor. Damals, im Kampf gegen das fremde Joch, stand er im Glanzpunkt seines Wirkens, der manchen späteren Schatten überstrahlt. Und damals war es auch, wo er im Rheinischen Merkur*) für eine Idee eintrat, die jedem als eine ganz ungeheuerliche erscheinen mußte, für den Fortbau des Kölner Doms. Ein Bild Deutschlands mit seiner Sprach- und Gedankenverwirrung sieht er in dem Dom in seiner trümmerhaften Vollendung; und so soll dieser auch in seinem Fortbau das des neu zu bauenden Reiches werden. Man hat ihn wohl mit einem

*) S. Rheinischer Merkur von 1814, Nr. 151. Als Einleitung wieder abgedruckt in seiner Schrift „Der Dom von Köln und das Münster zu Straßburg," Regensburg, 1842.

Walther von der Vogelweide verglichen, den eigenartigen Mann, und es liegt etwas von dem gewaltigen Ton des alten Mahners in seinen Worten, wenn er sagt: „Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unseren Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher, sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat. Auch ist ein Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verliefen, und also hat der zornige Geist geflucht: So lange soll Teutschland in Schande und Erniedrigung leben, preisgegeben eigenem Hader und fremdem Übermute, bis sein Volk sich wieder der Idee zugewendet, von der es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt; und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung und bescheidener Selbstverleugnung wieder tauglich worden, solche Werke auszuführen, wie es sie bis jetzt in Versunkenheit aufgegeben!"

Das war eine Sprache, so kraftvoll und mächtig, wie sie damals nur noch ein Arndt zu sprechen pflegte, und das war trotz aller Begeisterung, damals eine Idee, so kühn, wie der Plan des Domes selber. Aber die Worte sind nicht ungehört verklungen. Sang doch bald nachher der hoffnungsfreudige Schenkendorf:

„Harret nur noch wenig Stunden,
„Wachet, betet und vertraut,
„Denn der Jüngling ist gefunden,
„Der den Tempel wieder baut!"

Er denkt an den jungen preußischen Kronprinzen. Und in der That, von ihm stand viel zu hoffen; hat doch in ihm die Romantik den Thron bestiegen. Und selbst sein durchaus nüchterner Vater, Friedrich Wilhelm III, stand damals dieser Bewegung nicht fern; denn als die Befreiungskriege geschlagen waren, glaubte er kein würdigeres Denkmal dieser großen Zeit errichten zu können, als einen gothischen Dom mitten in der Hauptstadt, dessen Projekt uns noch beschäftigen wird. Wer hätte dergleichen noch zu Anfang des Jahrhunderts für möglich gehalten.

Aber werfen wir einen Blick auf den Mann, der damals das Gebiet aller geistigen Interessen fast absolut beherrschte! Wie verhielt sich Goethe zu der neuen Bewegung? Seine Stellung könnte von vornherein klar erscheinen. Wir sehen ihn seit der italienischen Reise

mehr und mehr seine antiken Ideale verwirklichen, und die, welche nach den großen deutschen Siegen noch einmal fragend zu ihm hinüberblickten, konnten sich bescheiden, wenn er bei der Gedenkfeier der Reformation sich vernehmen ließ:

„Auch ich will gottgegeb'ne Kraft
„Nicht ungenützt verlieren,
„Und will in Kunst und Wissenschaft,
„Wie immer, protestieren."

Aber merkwürdig genug, auch er war von der romantischen Strömung, gegen die er sich längst gesichert glaubte, hier und da ein Stückein mit fortgetragen. Schon die Schlegel*) hatte er nicht so schroff von sich abgewiesen, wie Schiller, und später „des Knaben Wunderhorn", das ihm gewidmet war, wohlwollend beurteilt und empfohlen. Ja, an der Herzogin Geburtstag 1810 ließ er selbst in dem Maskenzug „die romantische Poesie" Gestalten aus der mittelalterlichen Sage und Dichtung auftreten; nahm er aus dieser doch auch den Stoff zum „Faust", wenn ihr auch jetzt nicht mehr ein so breiter Raum verstattet war, wie in den ursprünglichen, neu entdeckten Plänen. Und in den „Wahlverwandtschaften", die ihrer inneren Entwicklung nach eine besondere Stellung in seinen Werken einnehmen, tritt uns in dem Architekten ein von dem Dichter durchaus bevorzugter Romantiker entgegen, der es gelegentlich durch reichlich beigebrachte mittelalterliche Kunstgegenstände und durch seine Belehrung in Charlottens Kreis dahin bringt, „daß man sich beinahe selbst fragte, ob man denn wirklich in der neuen Zeit lebe," und der sich obendrein durch die Wiederherstellung der gothischen Kirche und die Ausmalung der gothischen Kapelle legitimiert. Aber wir werden sehen, Göthe that noch mehr.

Inzwischen hatte aber die Romantik auf dem Gebiete der Kunst selbst ihre ersten Triumphe gefeiert. Dort im Kloster von St. Isidoro bei Rom saß der jugendliche Malerbund, der treu zu ihrer Fahne geschworen. Und Overbeck in sonderheit, das Haupt, schien der wiedererstandene Wackenroder, der nun selbst Pinsel und Palette zur Hand genommen.

Aber auch die große monumentale Kunst, in welcher am gewal-

*) Er hatte Wilhelms „Jon" und Friedrichs „Alacros" 1802 in Weimar aufgeführt.

tigsten das mittelalterliche Geistesleben einen Ausdruck gefunden, mit all den tiefen Empfindungen, welche des Volkes Gemüt bewegten, die Herrscherin im Reich der deutsch-mittelalterlichen Kunst, die gotische Baukunst, sollte von neuem erstehen. Und jetzt erst kam der Mann, der alle die vereinzelten Bemühungen um die vergessene Kunst in seiner Person vereinte und der nun durch sein Lebenswerk ihr Wiedererwecker wurde: Es war Sulpiz Boisserée und sein Werk der Fortbau des Kölner Doms.

2. Sulpiz Boisserée.

Das ist ein schöner Genuß, ein Leben zu überschauen, dem eine große Aufgabe gegeben war, und das reich und reicher seine Kräfte entfaltet, andere sich dienstbar macht, hier erkämpft, dort glücklich findet, immer aber vorwärts dringt, und endlich den Lorbeer pflückt. So war das Leben des Mannes, der in der Geschichte der deutschen Kunst und Kultur eine so eigenartige Stellung einnimmt, dem es gelang, ein zerrissenes, seiner Ideale beraubtes Volk unter einem großen Zweck lange über seinen Tod hinaus vereint zu halten. Und wie wenige mögen ihn kennen, die seinem Werk die Bausteine mit hinzugetragen und somit unter dem Bann seines Geistes gestanden!

Sulpiz Boisserée stammte väterlicher- und mütterlicherseits aus dem Kaufmannsstande und war 1783 den zweiten August zu Köln geboren. Als er fünfzehnjährig die Vaterstadt verließ, um in Hamburg sich für den ererbten Beruf vorzubereiten, hatte er seiner frommen Großmutter Brentano viel zu danken, die nach dem Tode ihrer Tochter den zehn Kindern die Mutter voll ersetzte. Schon in Köln hatte der Knabe Forsters „Ansichten vom Niederrhein" gelesen und war durch jenes begeisterte Lob des Domes früh auf dieses eigenartige Bauwerk aufmerksam geworden. Diese Eindrücke wurden in Hamburg nicht verwischt, wo er im Hause von Reimarus und Sieveking und im Verkehr mit Perthes manche geistige Anregung fand. Und als sein Brotherr nach einem Jahre Bankerott machte, ging Sulpiz mit dem Entschluß in die Heimat zurück, fortan den Studien sich zu widmen. Philosophie und Geschichte der Kunst zogen ihn besonders an und jetzt wurde ein junger Landsmann, Bertram, sein Führer. Zu den beiden gesellte sich bald Boisserées drei Jahr jüngerer Bruder Melchior, der aus einem Pensionat zurückkehrte, um

in Köln Naturwissenschaften zu treiben. Bald schlossen die drei eine Freundschaft, die sie selbst räumlich das ganze Leben hindurch zusammenhielt. Gemeinsames Interesse an der altdeutschen Kunst, deren Werke, wie wir sahen, von Napoleon zahlreich nach Paris gebracht worden waren, führte sie im Jahre 1803 dorthin, zu derselben Zeit, als Friedrich Schlegel ebendiese Werke hier studierte und darüber in engerem Kreise Vorlesungen hielt. Sofort traten die drei diesem Kreise bei und genossen hier die Wohlthaten einer systematischen Anleitung und eines stets anregenden Umganges. Denn auch mit Schlegel ward bald eine engere Freundschaft geschlossen, so daß er sie bei ihrer Rückkehr im nächsten Jahre gern nach Köln begleitete, um hier einen neuen Wirkungskreis zu finden.

Hier bot sich den dreien ein reiches Arbeitsfeld. Bekanntlich hausten die Franzosen in den am Rhein erworbenen Besitzteilen wie in Feindes Land. Die meisten kirchlichen Gebäude wurden Staatseigentum, über 50 davon allein in Köln niedergerissen und auf Abbruch verkauft. Die beweglichen Kunstgegenstände wanderten meist nach Frankreich. Die Gemälde der altdeutschen Schule hatten freilich das Glück, dem modernen französischen Geschmack im großen und ganzen zu mißfallen; und so viele auch das allgemeine Schicksal teilten, die besten gerade blieben zurück, konnten freilich auch hier noch als verloren gelten, falls sich in dem rohen Treiben nicht jemand ihrer annahm, der ihren Wert erkannte.

Hier sehen wir nun die drei Freunde am Rhein herauf bis zum Main und hinab bis in die Niederlande umherreisen und weder Mühe noch Kosten scheuen, um diese Schätze zu retten.

Sulpiz ließ auf all diesen Reisen keine Gelegenheit vorüber gehen, die Denkmäler gotischer Baukunst, auf die stets sein Hauptaugenmerk gerichtet blieb, zu untersuchen. Vor allem aber dasjenige, welches am großartigsten angelegt war und zugleich die reinsten Formen zeigte, der Dom seiner Vaterstadt, zog ihn mit wunderbarer Gewalt immer aufs neue an.

Merkwürdige Schicksale waren über dies Bauwerk dahingegangen. Nachdem der alte Dom 1248 abgebrannt war, wurde noch in demselben Jahre vom Erzbischof Konrad von Hochstaden der Grundstein zu einem großartigen Neubau gelegt, was übrigens schon 1247 beabsichtigt war. Bei den häufigen Kämpfen zwischen Erzbischof und

Bürgerschaft, auch wegen der nur allmählich zufließenden Geldmittel, rückte der oft auf Jahre unterbrochene Bau nur langsam vor, und im Jahre 1560 wurde der letzte Baustein am Krahn hinaufgewunden. Vollendet war nur der Chor, der durch eine Querwand im Westen abgeschlossen wurde. Im Schiff standen die Hauptpfeiler bis zum Gewölbe fertig. Von den Türmen erhob sich der eine wenig über sein Fundament, der andere kaum über den dritten Teil der bestimmten Höhe. Eine neue Zeit war gekommen, die für das herrliche Werk kein Verständnis besaß. Innen und außen mußte es sich den mannigfachen Launen eines fremden Geschmackes fügen,*) und schließlich achtete man es kaum der Erhaltung wert.

Als sich 1809 die Spuren des Verfalls bedenklich mehrten, trat Sulpiz Boisserée zum erstenmal öffentlich für das Bauwerk ein. Er vor anderen war schon jetzt imstande, ein maßgebendes Urteil zu fällen; niemand hatte sich so eingehend wie er mit allen Teilen des Gebäudes bis ins einzelste beschäftigt. Ihm gelang es auch, den Beschluß einer neuen Ausbesserung und wieder zwei Jahre später die Untersuchung des Domes durch den hessischen Baurat Moller durchzusetzen. Diese Untersuchung ergab freilich Trauriges. Der große westliche Tragbalken, auf welchem die Last der einen Turmwand ruhte, war gebrochen und bei einer der früheren Ausbesserungsbauten nur durch schmale Latten verbunden. Die Mauern des Chores begannen der Last des Gewölbes auszuweichen, wovon weite Risse in der Giebelwand und den Gewölben Kunde gaben. Und wieder fehlte es an Mitteln, bei diesem gefahrdrohenden Zustande auch nur die dringendste Abhilfe zu bringen.

Boisserée hatte inzwischen seine architektonischen Studien eifrig fortgesetzt. Teils um das Interesse an dem Dom in weite Kreise zu tragen, teils um für die Lösung der die Kunsthistoriker jetzt immer eifriger beschäftigenden Frage nach dem Ursprung der Gotik eine tüchtige Grundlage zu schaffen, beschloß er jetzt nichts Geringeres, als die Herstellung sämtlicher Zeichnungen des Werkes, wie es in seiner Vollendung von seinem ersten Baumeister beabsichtigt war.**)

*) Vgl. über die Zerstörung des prachtvollen Tabernakels: Emen, im „Domblatt" 1878, Nr. 312; ebenda das schöne lateinische Klagelied des Konstantinus Gruben, in dem der Dichter auf eine bessere Nachwelt hofft.

**) S. darüber seine Selbstbiographie. Diese, sowie seinen Briefwechsel gab

Sofort begann er nun nach den genauesten Messungen der schon vorhandenen Teile zunächst den Grundriß zu Papier zu bringen. Dann siedelten die drei mit ihrer Gemäldesammlung nach Heidelberg, dem Hauptsitz der jüngeren Romantiker, über, um ihr hier neue Freunde zu erwerben. Sulpiz hatte das Glück, in Frankfurt am Main alle die wichtigen Satzungen und die Vorlagen der späteren Bauhütten in seine Hand zu bekommen, die eine unschätzbare Hilfsquelle für das Verständnis des Stiles bildeten. Außerdem stand ihm für sein Werk der zu Darmstadt 1814 aufgefundene und im Archiv des Kölner Doms bewahrte Aufriß des begonnenen Turmes zu gebote. Noch wichtigere Risse, ebenfalls auf Pergament gezeichnet und gut erhalten, waren zwei Jahre später in Paris entdeckt worden und bald in seinen Besitz gelangt.*) Jetzt konnte er seine Zeichnungen vollenden; doch ließ er noch einmal die Messungen von verschiedenen Baumeistern wiederholen und dann nach seinen Vorlagen die Zeichnungen in größestem Maßstabe ausführen.

Erst vierzehn Jahre nach Beginn der Arbeit erschienen die ersten Blätter, nachdem die drei auf Einladung der Braut des Königs von Württemberg mit ihrer Sammlung schon nach Stuttgart gegangen waren. Und noch volle neun Jahre angestrengter Arbeit verflossen bis zur Vollendung. Erst 1831 erschien das ganze Werk, achtzehn Blätter in schöner Ausstattung und größtem Atlasformat.**) Sulpiz konnte mit Recht stolz sein. Ein ähnliches Werk war auf deutschem Boden noch nicht zu stande gekommen. Und es verfehlte

nach seinem Tode seine Gattin heraus unter dem Titel: Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. Einen umfangreichen Auszug aus den Briefen nach den Originalen gab Emen im „Domblatt“ 1878 und 1879.

*) Bei der Bedeutung, welche diese Risse für den Fortbau des Domes und somit für die ganze neuere gotische Bewegung haben, hier noch folgende Einzelheiten: Der Darmstädter Riß wurde von Moller selbst durch einen Zufall entdeckt. Die Zeichnung ist 13 Fuß breit und 15 Fuß lang und zeigt neben dem nördlichen Turm noch das Hauptportal und den halben Kirchengiebel. Die drei zu Paris aufgefundenen Risse bilden eine glückliche Ergänzung. Der eine stellt den Aufriß des südlichen Turmes nebst Hauptportal und zugehörigem Teil des Kirchengiebels dar; ein anderer den Grundriß dieses Turms; ein dritter den Aufriß des zweiten Stockwerks desselben Turms vom Chor aus gesehen und den Durchschnitt des darunter befindlichen Teils.

**) 1842 gab er eine wohlfeilere Ausgabe in Royalformat heraus.

seine Wirkung nicht; denn keine von allen Unternehmungen zu gunsten des Dombaus hat die große Sache auch nur annähernd so gefördert, wie dieses Werk. Schon 1811 hatte er einzelne Zeichnungen in Köln der Kaiserin Marie Luise vorlegen können, mehrere nach der Schlacht von Leipzig den verbündeten Fürsten, die damals ihr Hauptquartier in Frankfurt aufgeschlagen hatten. Hier war es auch, wo er zuerst das Interesse des jungen Kronprinzen von Preußen für den Kölner Dom gewann. Im folgenden Jahre war dieser selbst in Köln, und die gewaltige Schönheit des Bauwerks ergriff ihn so, daß er am liebsten „eben gleich den Dom ausbauen wollte", wie Boisserée, der ihn führte, tags darauf an seinen Bruder Melchior schrieb.

Aber noch auf einen anderen Mann hatte es Boisserée mit seinen Zeichnungen abgesehen, auf den Olympier in Weimar. Auf der Rheinreise des Jahres 1774 hatte Goethe gemeinsam mit Lavater und Basedow Köln und den Dom besucht, aber das Mißverhältnis zwischen dem menschlichen Wollen und Können, das aus dieser Ruine sprach, hatte ihn abgestoßen. Jetzt, im Jahre 1810, wurde sein Blick wieder auf das Bauwerk gelenkt. Boisserée war durch seinen Gutsnachbar, den Minister von Reinhardt, an Goethe empfohlen und hatte die Erlaubnis erhalten, seine bis dahin vollendeten sechs Zeichnungen nach Weimar zu übersenden. In dem Begleitbrief giebt er kurz, aber in anziehendster Weise einen Überblick über die Baugeschichte des Doms, eine Schilderung des augenblicklichen Zustandes und die zu den Tafeln nötigen Erklärungen. Schon nach zwölf Tagen hatte er, wenn auch mittelbar, eine Antwort. Goethe hatte sich gegen Reinhardt anerkennend über die Arbeit ausgesprochen, freilich auch geäußert: „Der perspektivische Aufriß giebt uns den Begriff von der Unausführbarkeit des so ungeheuren Unternehmens, und man sieht mit Erstaunen und stiller Betrachtung das Märchen vom Turme zu Babel an den Ufern des Rheins verwirklicht." Aber für Boisserée selbst war ein Zettelchen mit einer Einladung nach Weimar beigelegt. Mit einer neuen Folge von Zeichnungen stellt er sich im nächsten Frühjahr bei Goethe ein. Treue Freundschaft schlossen die beiden hier fürs Leben; nicht die Person allein, die Sache verband sie. Die nächste Gelegenheit, öffentlich ein Wort der Anerkennung zu sagen, gab „Dichtung und Wahrheit", wo in den

Gang der Erzählung ein Lob des fleißigen jungen Mannes und seiner Bestrebungen aufgenommen wird, das freilich noch etwas gönnerhaft klingt. Unumwundener ist die Zustimmung in der Folgezeit, sei es in der „Rhein-, Main- und Neckarreise" oder später in den „Annalen". Namentlich jene Reise in den Jahren 1814 bis 1815 war hier von Bedeutung; sie führte den Dichter in Sulpiz' Begleitung nach Heidelberg, wo er mit Freude die Gemäldesammlung sah; sie brachte ihn auch, gemeinsam mit dem Freiherrn vom Stein, nach Köln, wo der Dom jetzt mit mehr Liebe betrachtet wurde als vor einundvierzig Jahren. Im folgenden Jahr erschien das erste Heft von „Kunst und Altertum" und hier sehen wir diese Eindrücke sich spiegeln. Es muß etwas geschehen! das ist hier der Gedanke. „Das erste wäre daher, an eine Stiftung zu denken, zu vollkommener Erhaltung des Gebäudes. Erhaltung ist aber nicht zu bewirken, wenn man den Vorsatz des Fortbaues gänzlich aufgiebt." Ein bedeutsames Wort und gerade in diesem Jahre von großer Wichtigkeit! Und vor allem: diese Begeisterung des Greises war nicht so schnell verrauscht, wie die des Jünglings am Fuße des Straßburger Münsters, sondern sie hielt an, durch stete Verbindung mit Boisserée genährt, bis an seinen Tod. 1821 erhält er das Manuskript zu Boisserées Abhandlung über den Kölner Dom. Bald darauf erschien in „Kunst und Altertum" (IV, 2) ein Aufsatz von ihm „Von deutscher Baukunst 1823", welcher bezeugt, daß er mit tiefgehendem Verständnis in den Gegenstand eingedrungen war und daß er für die Schönheit auch dieser Kunst den klaren Blick des Alters gewonnen hatte. Freilich, das kann niemand leugnen, nur ein historisches Interesse ist es, das er gelten lassen will; einer Wiederaufnahme dieser Kunst über die Wiederherstellung und Vollendung ihrer alten Denkmäler hinaus stand er fern. Aber immerhin — für ihn war es genug; wer den Gang seiner Bildung kennt, der weiß, daß er mehr nicht thun konnte. Ja es ist rührend, wie er sich selbst anklagt, einer so herrlichen Sache so lange den Rücken gewandt zu haben. Und die „Reue" war aufrichtig. Noch vier Wochen vor seinem Tode schreibt er an Boisserée „für freundliche Teilnahme dankend, fortgesetzte Geduld wünschend, ferneres Vertrauen hoffend".

Sulpiz hatte inzwischen nicht aufgehört, dem mehr und mehr

verfallenden Domgebäude selbst seine Fürsorge zu widmen. Im Jahre 1816 vermochte er im Verein mit dem Oberbürgermeister Mylius die städtische Behörde zur Aussetzung einer Summe von 10000 Mark für die Ausbesserung des Domes zu bewegen. War damit den Schäden auch nicht abgeholfen, so wirkte das gute Beispiel doch auf die staatlichen Behörden. Auf deren Vorstellung beim König entschloß sich dieser, zunächst noch einmal den Zustand des Domes untersuchen zu lassen. Und er sandte den rechten Mann. Schinkel, der mit dieser Aufgabe betraut wurde, stand nicht etwa, wie man von ihm glauben könnte, der mittelalterlichen Bauart fremd gegenüber; er hatte, wie er gelegentlich selbst sagt, von jeher den deutschen Altertümern einen hohen Reiz abgewonnen und war von ihnen immerwährend aufgefordert, in ihr Inneres tiefer einzudringen. Auch jetzt bewies er ein warmes Interesse. In seinem Gutachten über die zu treffende Abhilfe der Schäden dringt er — und das war ein entscheidendes Wort — nicht nur auf Ausbesserung, sondern auf Weiterbau und Vollendung. Auf Boisserée, dessen Vertrautheit mit diesem Bau er kannte, weist er ausdrücklich als den hin, dessen Hilfe von größester Bedeutung sei.

Aber Preußen verfügte damals — was Schinkel noch oft erfahren sollte — über sehr geringe Mittel, andere Ausgaben schienen notwendiger. Erst nachdem 1821 von Rom aus das Erzbistum Köln wiederhergestellt worden war, begann man 1823 endlich mit den nötigen Ausbesserungsarbeiten. Zum Bauleiter wurde der wackere Ahlert berufen, dessen guter Wille mehr als sein Können bei dieser Wahl maßgebend gewesen sein mag. Leider verschmähte er, was ihm Schinkel geraten hatte, Boisserée um seinen Beistand anzugehen, und dieser sah sich von der unmittelbaren Fürsorge für den Bau mehr und mehr zurückgedrängt; im Oktober dieses Jahres sagte er ihm, um einem ehrenvollen Ruf nach München zu folgen, auf lange Zeit Lebewohl „als einem vom Sturme verheerten, halb entblätterten Walde"; er hatte seinen Zustand noch einmal näher betrachtet und es war ihm, „als wenn man zu einem alten Freunde kommt und entdeckt, daß er an einem tödlichen Übel leidet."

Die beiden anderen siedelten bald auch nach München über, wohin die Gemäldesammlung verkauft worden war. Im Hause der Boisserées sammelten sich hier bald alle künstlerischen, ja alle

geistigen Interessen. Hier gingen aus und ein oder besuchten sie von fern her Goethe, Cornelius, Schinkel, Overbeck, die Grimms, Arndt, Humboldt, Görres u. a.

Aber in Köln war Sulpiz nicht vergessen. Hier hatte 1840 eine Anzahl ihm gleichgesinnter Männer den „Dombauverein" gegründet, der sich bald über das ganze deutsche Vaterland verzweigte und dessen Schutzherr Friedrich Wilhelm IV wurde, der eben den Thron bestiegen. Nun schien der Fortbau gesichert, und als zwei Jahre später das Fest der Grundsteinlegung gefeiert wurde, da hatte man auch den geistigen Vater dieses Festes herbeigeholt, und voran in dem feierlichen Zuge, neben dem Präsidenten des neuen Vereins, zog Sulpiz Boisserée. Der König selbst aber rief ihm zu: „Boisserée, Sie sind der erste Protektor des Dombaus gewesen."

Zurückgekehrt nach München erkrankte er aufs neue und nun wandten sich die beiden Brüder, von denen Bertram schon 1841 durch den Tod geschieden war, wieder in das mildere Rheinthal zurück, nach Bonn, wo Sulpiz noch einige Zeit an der Universität Vorlesungen hielt und wo beide nicht zu fern von Heimat und Dombau ihren Lebensabend feierten. Hier starb Melchior 1851, drei Jahre vor dem Bruder.

Der erste Protektor des Dombaus und mehr noch, der Wiedererwecker der gotischen Baukunst überhaupt, war Sulpiz Boisserée. Denn wie der Dombau ein neuer Ausgangspunkt für die gotische Kunstthätigkeit wurde, so hat dieser Mann dadurch, daß er an einem aus der Blütezeit dieser Kunst überkommenen Denkmal ihre Regeln und Gesetze in grundlegenden Werken nachwies, eine neue wissenschaftliche Forschung begründet, deren Ergebnisse nicht nur der Kunstgeschichte, sondern auch der Kunst selbst zu gute kommen mußten.

Eine ziemlich erschöpfende Übersicht über die durch Boisserée unmittelbar oder mittelbar angeregte Litteratur bietet gelegentlich M. v. Reider.*) Wir nennen hier nur die Werke von Costenoble und die von Quaglio und Büsching, die letzteren auch von Goethe empfohlen; ferner das „Musterbuch der altdeutschen Baukunst"

*) In seiner Programmschrift: Die Bemühungen der Deutschen in Erforschung der Denkmäler altdeutscher Baukunst, vorzüglich ihrer Bauregeln. Bamberg 1841, fortgesetzt 1847.

von Karl Heideloff (1838), wichtig freilich nur für das Ornament. Epochemachend aber waren die Forschungen Friedrich Hofstads, eines bayerischen Juristen. Er unternahm es zuerst, all die Regeln und Gesetze, ja die geheimsten Beziehungen der einzelnen Bauteile zu einander in umfassender Weise darzulegen, aus des „Chores Maß und Gerechtigkeit" die Verhältnisse aller übrigen Bauteile zu entwickeln und die Regeln selbst für die kleinsten Dekorationsstücke zu suchen. Die erste Lieferung des ganz im Stile ausgestatteten Prachtwerkes erschien 1841 zu Frankfurt am Main: „Gothisches ABC-Buch, das ist: Grundregeln des gothischen Styls für Künstler und Werkleute" (nach seinem Tode 1845 fortgesetzt durch Professor Lange in Fulda in Verbindung mit Lassaulx). Seitdem neuere Werke, wie Ungewitters „Lehrbuch der gotischen Konstruktionen", oder für die Baugeschichte Kuglers und Schnaases Arbeiten und andere zu gebote stehen, wird man für das Studium auf alle jene Arbeiten, das Hofstadsche Werk etwa ausgenommen, nur selten noch zurückgreifen, während Schriften, wie die des vielgewandten August Reichensperger oder auch vortrefflich redigierte Zeitschriften das Interesse für mittelalterliche Kunst in weitere Kreise tragen. Von den Zeitschriften seien nur genannt: Das „Christliche Kunstblatt" in Stuttgart, das „Organ für christliche Kunst" in Köln (bis 1873) und das „Archiv für kirchliche Baukunst" (bis 1889) in Berlin.

Aber das alles, diese Bemühungen und Forschungen, deren Ergebnisse in Wort und Bild von der Größe altdeutscher Kunst Zeugnis gaben und die zugleich der Litteratur und dem Geschichtsstudium ganz neue Quellen eröffneten, zeigen doch nur die eine Seite der Bewegung, die in der romantischen Dichterschule ihren Ausgang genommen hatte und durch Sulpiz Boisserée auf das Gebiet der Baukunst hinübergeleitet worden war. Denn dieser gotischen Baukunst selbst war so ein neues Leben erweckt worden, durch dessen Kraft sich ihre alten Tempel vollendeten und neue erstanden.

Zweiter Abschnitt.

Die Wiederanwendung der gotischen Baukunst.

1. Wiederaufbauten und Fortführungen.

Man hat es mit Recht als ein Glück für die gotische Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, daß uns das Mittelalter unvollendete Baudenkmale hinterließ. Soviel auch aus jenen theoretischen Vorarbeiten zu gewinnen war, hier erst, in dem Ausbau jener Dome, fand die neue Kunstthätigkeit eine fruchtbare Lehrzeit. War man doch bestrebt, die überkommenen Bruchstücke im Sinn ihres Meisters zu vollenden, wozu meist glücklich aufgefundene oder überlieferte Risse die Möglichkeit boten. Hier mußten die mannigfaltigen Gesetze dieser Kunst am sichersten erkannt, der Sinn für ihre eigenartigen Formen am ehesten geschärft, die Hand des Steinmetzen am besten geübt werden. Hier fand man sich sogleich in das Reich jener mittelalterlichen Vorgänger versetzt: Da erstand wieder die Bauhütte mit ihren Satzungen und Sitten, da lernte der Schüler wieder im engen Anschluß an den Meister den Meißel führen, und dieser hatte selbst Tag für Tag seine Muster vor Augen. Da mußte sich der Leiter des ganzen Baues wieder hineindenken in dieses kühne Ringen zwischen Last und Stütze, das, von einem andern schon aufgenommen, ihn unmittelbar da eingreifen ließ, wo jener vor so vielen Jahrhunderten abgetreten war.

Und eine solche Arbeit harrte des Baumeisters am Dom zu Köln vor anderen. Weniger als ein Drittel des großartigen Entwurfes fand er ausgeführt und auch das mußte erst der zerstörenden Zeit abgetrotzt werden.

Zu dieser Aufgabe zunächst, so sahen wir, war Ahlert berufen, der gerade in Köln bei der Regierung als Bauinspektor thätig war.



Er hatte vor allem das verwitterte Strebewerk umzubauen und die Ornamente zu erneuern. Aber ihm blieb die gewaltige Schönheit der Harmonie dieser Formenwelt verschlossen, in welcher ein großer Gedanke auch dem letzten, unscheinbarsten Teile seinen Zweck und sein Dasein gab.

Nach Ahlerts Tode berief Schinkel 1833 seinen ehemaligen Schüler Ernst Zwirner an die Spitze des Dombaus. Er war begeistert von der Schönheit des herrlichen Baudenkmals und von dem Eifer seines Studiums war bald die ganze Bauhütte erfüllt. So hatte er sich nach neun Jahren mehr als dreihundert gewandte, im Steinschnitt wie in der Meißelung der Ornamentstücke gleich vortreffliche Bauleute herangezogen, als die Wiederherstellung vollendet und der Grundstein zum Fortbau gelegt wurde. Er selbst war nun auf größere Selbständigkeit angewiesen, und die herrlichen, nach seinen Zeichnungen ausgeführten Bauten des Süd- und Nordportals beweisen, daß er der neuen Aufgabe gewachsen war. Im Jahre 1848 feierte man das sechshundertjährige Jubiläum der Grundsteinlegung und schon jetzt war der Aufbau des Lang- und Querschiffes soweit fortgeschritten, daß man es, unter ein Notdach gebracht, dem gottesdienstlichen Gebrauche überweisen konnte.

Zwirner starb im September 1861, und an die Stelle des Bauleiters wurde jetzt Richard Voigtel berufen, der in Zwirners Schule selbst sich zum Meister herangebildet hatte. Er übernahm mit dem Bau zugleich eine Bauhütte, die in den achtundzwanzig Jahren der Leitung Zwirners von diesem auf eine glänzende Höhe gebracht worden war. Schon im Oktober 1863 war das Gotteshaus bis auf die Türme vollendet. Die große Scheidemauer zwischen Chor und Langschiff fiel, und jetzt zuerst öffnete sich die gewaltige Schauflucht des ganzen Innern von der westlichen Vorhalle bis zum Chorschluß.

Nach zwölf Jahren hatten auch die Turmriesen die geplante Höhe von 160 Metern erstiegen. Am fünfzehnten Oktober 1880 wurde der Schlußstein eingefügt, und das Riesenwerk war, mehr als sechs Jahrhunderte nach seiner Gründung, vollendet.

Ein Riesenwerk war dieser Dombau auch nach seinen Wirkungen. Ein gemeinsames Opfer, das alle Stämme des Reiches zum ersten Mal wieder umfaßte, wie vom Fürsten, so vom Volke gespendet,

hatte ihn erstehen lassen, und während seines Aufbaus haben sich die großen Hoffnungen erfüllt, die schon ein Görres an seine Vollendung geknüpft. Und weiter, nicht nur gotische Baumeister hat er herangebildet und tüchtig gemacht, an neuen Werken die Schönheit seiner Formen nachzubilden: die gesammte Kunst, wie das Kunsthandwerk hat er zu einer neuen Blüte gebracht. War er doch zugleich „der große Lehrmeister" wie ihn Ennen nennt, „der den Glasmaler, den Bildhauer, den Freskomaler, den Dekorationsmaler, den Holzschnitzer, den Goldarbeiter, den Schlosser und den Feinsticker" vor große und ideale Aufgaben stellte.

Inzwischen war aber seit langer Zeit am Fuße eines anderen Domes im Süden des Vaterlandes, des größten evangelischen, eine Bauhütte gegründet, die hier dasselbe große Unternehmen der Wiederherstellung und des Ausbaues eifrig betrieb. — Für das Ulmer Münster war 1377, unmittelbar nach der Reutlinger Schlacht, der Grundstein von der Stadt gelegt. Seit 1392 leitete der berühmte Ullrich von Ensingen den Bau; ihm folgte sein Sohn Matthäus und darauf sein Enkel Moriz in der Leitung nach. Sein Nachfolger Matthäus Böblinger hatte den Turm bis zum Achteck fortgeführt, als er wegen leichtsinniger Arbeit, die sich durch Risse und Abbröckelungen verriet, aus Ulm flüchten mußte. Im Jahre 1519 zu Anfang der Reformationsbewegungen wurde der Bau gänzlich eingestellt.

Aber der Same, den ein Boisserée gestreut, sollte auch zu Ulm reiche Früchte tragen. Die durch jene Bewegung angeregten Forschungen auf dem Gebiet mittelalterlicher Kunst brachte eine Schrift hervor, der im wesentlichen das Münster sein neues Leben zu verdanken hat, „Ulms Kunst im Mittelalter", von Grüneisen und Eduard Mauch. Jetzt bildete sich der „Verein für Kunst und Altertum in Oberschwaben", der vor allem seine Kräfte dem Ausbau des alten Gotteshauses widmete.*) Der Bruder Mauch's, dann Thrän und endlich Ludwig Scheu leiteten die Wiederherstellungsarbeiten. Im Jahre 1875 schritt man, nachdem vorher schon die Hilfe des Königs Wilhelm und des Staates gewonnen, auch eine Münsterbaulotterie ins Werk gesetzt war, unter Scheus Leitung zu dem Weiterbau nach den alten Plänen. Obgleich durch die Aufführung des

*) Ein Aufriß des Hauptturmes, wahrscheinlich von Matthäus von Ensingen herrührend, war in der Sakristei des Münsters wieder entdeckt worden.

Hauptturmes ein weit größerer Ruhm zu erlangen war, unternahm der bescheidene Baumeister doch erst den Aufbau der beiden Chortürme, um für den Bau des Hauptturmes die günstigere Zeit nach der Fertigstellung des Kölner Domes herankommen zu lassen. Nachdem er beide Chortürme vollendet, starb er drei Wochen nach der Kölner Schlußsteinsetzung. Sein Nachfolger wurde August Beyer, der sich als Gotiker schon durch die treffliche Wiederherstellung des Klosters Bebenhausen bewährt hatte. Unter seiner Leitung wurde am 19. Mai d. Js. dem Turm, der eine Höhe von 165 m erreicht hat, der Schlußstein aufgesetzt und damit auch dies herrliche Bauwerk vollendet.

Sahen wir in dem Ulmer Dom, besonders in dem Turmbau, die Formen der Spätgotik wiedererstehen, so führt uns die Wiederherstellung eines anderen Denkmals auf eine etwas frühere Zeit gotischer Kunstübung, wir meinen den St. Veitsdom auf dem Hradschin zu Prag, der östlichsten in der Reihe jener großen gotischen Kathedralen. Wie fast die Hälfte der Gotteshäuser in der Stadt der hundert Kirchen, dankt auch dieses seine Entstehung dem Vater Böhmens, Karl IV. Die Gründung fällt in das Jahr 1344; der erste Baumeister war Matthias von Arras, den nach elf Jahren einer der größten deutschen Künstler, der damals dreiundzwanzigjährige Peter von Gemünd ablöste. Bis 1386 hat er gebaut und in den dreißig Jahren den dreischiffigen Chor mit dem schönen Kapellenkranz und den die äußeren Seitenschiffe ersetzenden Nebenkapellen vollendet, auch den vereinzelt dastehenden Südturm mit der zierlich durchbrochenen Wendeltreppe errichtet. Dann stockte der Bau. Die Stürme der Hussitenkriege fegten über das Land, und bald kam die Zeit, wo man gotischer Kunst nicht mehr achtete.

Auch hier reifte die Idee des Weiterbaus zuerst in einem einzelnen Mann, dem Domkapitular Wenzel Pessina, den man den Prager Boisserée nennen könnte. Schon auf seiner einsamen Pfarre war ihm, wie er selbst erzählt, dieser Gedanke ganz plötzlich und ohne erkennbaren Anlaß gekommen, und als er bald darauf an diesen Dom berufen wurde, sah er darin einen Wink von oben und betrachtete es fortan als seine Lebensaufgabe, den Ausbau ins Werk zu setzen. Bald gewann er einen anderen gewichtigen Freund für seinen Plan in dem Baukünstler Josef Kramer. Doch stellten sich damals die Tschechen dem Unternehmen entgegen, die einem Wieder-

aufblühen dieses „germanischen" Stiles sich nach Kräften widersetzen zu müssen glaubten. Erst im Jahre 1861 konnten unter Kramers Leitung die Arbeiten am Dom beginnen und 1871 ging man an den Fortbau. Zwar war der Meister in diesem Jahr gestorben, aber das Werk wird nach der Vollendung doch als das seine bezeichnet werden können; denn wenige Jahre vor seinem Tode hat er noch die genialen Pläne geschaffen, nach denen wir jetzt den schönen Bau langsam erstehen sehen.

Ein anderer, wenn auch weniger bedeutender Domausbau führt uns von der Moldau an die Donau zurück: der des Domes in Regensburg. Dieser war seit 1273 mit Benützung eines älteren romanischen Gebäudes errichtet und zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Langhause vollendet. Seit 1482 wurde an der Stirnseite und den Westtürmen gebaut und diese in vier Stockwerken bis zum Übergang ins Achteck fertig gestellt. Dann verfiel die Bauhütte mehr und mehr, und der Bau geriet ins Stocken.

Im Jahre 1836 hatte König Ludwig zuerst das Innere dieses Domes wiederherstellen lassen. Erst 23 Jahre später führte der Dombaumeister Denzinger den Bau der Türme weiter, dem er mehrere aus der mittelalterlichen Bauperiode überkommene Aufrisse zu grunde legte. Nachdem die beiden Geschosse der Achtecke aufgeführt waren, wurden die schlanken, reichdurchbrochenen und in den Formen einer noch immer schönen Spätgotik gehaltenen Turmhelme daraufgesetzt. Daran schloß sich der Ausbau des mittleren Giebels und des Mittelturmes über der Vierung, sowie eine Neubedachung, so daß im Jahre 1871 der Meister das Werk vollendete.

Noch müssen wir des Ausbaus der schönen Katharinenkirche zu Oppenheim a. Rh. gedenken, die von den französischen Raubscharen unter Ludwig XIV zum großen Teil niedergelegt worden war. Auch hier hatte infolge des wiedererwachten Verständnisses für mittelalterliche Kunst manch bessernde Hand dem wachsenden Verfall gewehrt, aber erst 1873 bildete sich in der Stadt ein Kirchenbauverein, dem der Hauptsache nach der Aufbau des westlichen Chors, eine tiefgreifende Ausbesserung des östlichen wie des Daches und der Ausbau des Turmes übrig blieb, der nach Zeichnungen des großen Gotikers Friedrich Schmidt von dessen Sohn erbaut wurde. Ein anderes in der Geschichte der gotischen Kunst nicht minder berühmtes

Bauwerk, die vom Meister Johannes Schendeler in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaute Wiesenkirche zu Soest, ist durch die Fürsorge des Protektors vom Kölner Dombauverein, Friedrich Wilhelms IV und seiner Gemahlin nicht nur von drohendem Verderben errettet, sondern auch durch den Ausbau der herrlichen Türme nach alten Plänen vollendet worden. Andere Bauwerke erforderten nur Sicherung vor dem zerstörenden Einfluß der Zeit. So drohte der St. Stephansdom zu Wien schon zu Anfang des Jahrhunderts seinen Turmhelm zu verlieren; dieser wurde in einer Länge von sechzig Fuß abgetragen und vom Hofbaurat Sprenger durch einen neuen um ein Eisengerippe aufgerichteten ersetzt, aber schon nach 20 Jahren drohte die gleiche Gefahr. Dem Dombaumeister Ernst fiel die Aufgabe zu, aufs neue Abhilfe zu schaffen, doch wurde sie erst von seinem Nachfolger Friedrich Schmidt gelöst, der den gewaltigen Helm wieder in Stein aufführte und durch sinnreiche Vorrichtungen*) zugleich dessen Schwankungen Rechnung trug. Diesem Manne ist es auch zu danken, daß bei der weiteren Erneuerungsarbeit, gegen den allzu stürmischen „Purismus" einiger Gotiker, die alte romanische Stirnseite mit den Heidentürmen erhalten blieb. Ähnliche Gefahren, wie dieser Stirnseite, drohten der romanischen Kuppel des Straßburger Münsters, an dem infolge der letzten Beschießung frühere Erneuerungsarbeiten wieder aufgenommen worden waren. Doch auch hier siegte der historische Sinn.

Und wohin wir blicken, überall in Süd und Nord ein eifriges Bemühen um die Erhaltung der Denkmale dieser Kunst. Das Münster zu Basel und das zu Freiburg, die Frauenkirche zu Eßlingen und die zu München, St. Sebald und St. Lorenz zu Nürnberg, St. Elisabeth zu Marburg, fast alle gotischen Kirchen zu Köln, St. Jakobi zu Chemnitz, St. Nikolai zu Berlin, die Dome zu Breslau, zu Danzig und jüngst auch der zu Bremen haben diese Fürsorge im Äußern wie im Inneren, meist auch zu ihrem ästhetischen Vorteil, erfahren oder sehen doch der Erneuerung entgegen.

Aber nicht den Kirchen allein, auch den alten gotischen Profanbauten kam die Bewegung zu gute. Von dem Wiederaufbau der Burg Hohenzollern, die uns noch in wenigen Resten er-

*) S. seinen im Baukomite gegebenen Bericht.

halten war, hatte zuerst Graf Stillfried-Alcantara dem König Friedrich Wilhelm IV gesprochen, und dieser im Verein mit dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen beauftragte Stüler mit der Ausführung dieses Planes, die in der That dem Künstler besser gelungen ist, als manche seiner Prachtbauten in der Hauptstadt. Er war angewiesen, sich im allgemeinen an einen aus dem Jahre 1692 stammenden Grundriß der alten Burg zu halten und die vorhandenen Reste mit aufzunehmen. Aber nicht nur größere Bequemlichkeit hat er in der neuen Burg geschaffen, sondern auch die großen Massen reich und glücklich gegliedert und im einzelnen die reineren Formen der Gotik streng gewahrt. Demselben Künstler verdankt die Burg Stolzenfels ihren Wiederaufbau. Auch andere Burgen und Schlösser in der Rhein-, Lahn- und Maingegend — wir erinnern nur an das schöne Schloß zu Marburg — haben wieder feste Mauern und Zinnen erhalten. Doch schließen sie sich meist an romanische Stilformen an. Im Norden ist vor allem die Erneuerung des berühmten Ordensschlosses an der Nogat, die Marienburg, wichtig. Schon zur Zeit der Befreiungskriege hatte man, wie wir sahen, sich für den Ausbau der alten Burg begeistert, aber die eigentliche Wiederherstellung der verfallenen Räume gehört doch erst der jüngsten Zeit an. Annenkapelle und Kirche, sowie die Kreuzgänge und die Säle des Hochschlosses haben diese ausbessernde Thätigkeit schon erfahren, die allmählich bis zu den Außenwerken vorschreitet.

Auch die Denkmäler des bürgerlichen Profanbaues, die sich als Rat- und Kaufhäuser, auch in zahlreichen Wohnhäusern erhalten hatten, kamen als das Vermächtnis einer guten und frommen Zeit zu neuem Ansehen und wurden von den pietätvollen Nachkommen in ihrem Bestande gesichert. Wir erinnern nur an die Rathäuser zu Köln, zu Hannover, Breslau und Danzig. Oft freilich war mit dieser Pietät wenig Verständnis für den Stil gepaart, wie die Wiederherstellung des Gürzenich zu Köln zeigt.

Hier, in allen diesen Unternehmungen war aber der jungen, aufstrebenden Kunst hinreichend Gelegenheit geboten, gleichsam noch unter der Aufsicht der alten ihre Schwingen zu regen. Und mußten auch naturgemäß zahlreiche Versuche mißlingen: wir werden sehen, daß sie manchen tüchtigen Flügelschlag gethan.

2. Neubauten.

Überschaut man das Gebiet dessen, was gotische Baukunst im neunzehnten Jahrhundert geschaffen hat, so wird man vergeblich nach einem festen Einteilungsprinzip für alle diese Werke suchen. Denn wollte man die Zeit ihrer Entstehung ins Auge fassen, so würde man sich nicht verhehlen können, daß von einer Fortentwicklung des Stils innerhalb der heutigen Leistungen nur in beschränktem Maße die Rede sein kann; und soweit es sich um einen geringeren oder höheren Grad des Verständnisses seiner baulichen wie dekorativen Eigenart handelt, ist es doch schwer, in diesem allerdings bemerkbaren Fortschritt gewisse Abschnitte von einander zu sondern. Sehen wir ferner auf die Art der Kunstübung, wie sie von einem bestimmten Meister überliefert und innerhalb eines bestimmten Kreises fortgepflanzt wird, so bemerken wir leicht, daß auf die moderne Gotik bei den meist herrschenden eklektischen Tendenzen und der freieren Beweglichkeit heutigen Kunstschaffens der Begriff der Schule sich nur ganz allgemein anwenden läßt. Doch werden wir, wenn wir im Folgenden Umschau über die bedeutenderen Erscheinungen auf diesem Gebiet halten, immerhin Mittelpunkte voranstellen können, von denen aus der Einfluß gewisser Persönlichkeiten wirksam gewesen ist. Wenden wir uns zunächst an den Ausgangspunkt dieser neuen Kunst.

Köln.

Am Fuße des Kölner Doms sahen wir unter Zwirners Leitung eine Bauhütte sich entwickeln, die nicht nur, weil sie die erste, sondern vor allem, weil sie die beste in der neuen gotischen Kunstepoche war, das Vorbild so vieler anderen wurde. Der Meister konnte sie bald auch außerhalb Kölns beschäftigen. Der Graf von Fürstenberg ließ auf dem Apollinarisberg an Stelle der alten eine neue Kirche des heiligen Apollinaris*) errichten und Zwirner erhielt den Auftrag zu diesem Werk. Leider aber sah er sich in seinen Entwürfen an die näheren Vorschriften des Bauherrn gebunden, der trotz der kleinen Verhältnisse des Baus große Flächen für Wandmalereien wünschte. So entstand eine einschiffige Anlage, im Grund-

*) S. die Abbildung dieses und der bedeutenderen im folgenden genannten Bauwerke in Kuglers „Denkmäler der Kunst", Atlas zu seinem Handbuch der Kunstgeschichte.

riß ein griechisches Kreuz mit sparsamen Fensteröffnungen, die aber durch die eigenartigen vier Türme wenigstens im Äußeren glücklich belebt wird, und der vor allem freilich ihre unvergleichliche Lage zu statten kommt. Besser gelungen ist die Pfarr-Kirche zu Mühlheim a./Rh., die in ihren größeren Verhältnissen zugleich reichere Entwicklung des Stils erlaubte, ferner die kleinen Kirchen zu Frechen und Dormagen. Ein schöner Profanbau Zwirners ist das gräflich Fürstenbergische Schloß in Herdringen. Seine übrigen Bauten schließen sich an andere Stilarten an. —

Im Jahre 1841 trat in Zwirners Dombauschule ein schlichter Zimmergesell ein, der durch Fleiß und Geschick bald zum Werkmeister aufrückte. Es war Vincenz Statz, einer der begabtesten Meister, die aus dieser Bauhütte hervorgegangen sind. Seine Thätigkeit auf dem Gebiet des gothischen Kirchenbaus war außerordentlich. In den ersten zwanzig Jahren seiner Wirksamkeit hat er allein in der Erzdiözese Köln, deren Diözesanbaumeister er war, über vierzig Kirchen in gotischem Stil errichtet. Die bekannteste unter diesen ist wohl die Mauritius-Kirche zu Köln (1861), eine der edelsten die geräumigere Wallfahrts-Kirche zu Kevelaer, beide besonders zu rühmen wegen der einheitlichen Durchführung im Aufbau und dem natürlich und ungezwungen daraus hervorwachsenden Ornament. Daneben nennen wir die nicht minder erwähnenswerten größeren Kirchenbauten zu Aachen, Crefeld, Rheidt und Eupen. Die kleineren Kirchen zu Dessau, zu Eberswalde und zu Ostrog bei Ratibor und andere, sowie das Hedwigskrankenhaus zu Berlin beweisen des Meisters Herrschaft auch über die Formen des Ziegelbaus. Aber voll und ganz zeigt sich das gewaltige Können dieses Mannes erst in einem Werk, das sich den mächtigen Kathedralbauten des Mittelalters würdig an die Seite stellt.

Zu Ehren der Jungfrau Maria, deren unbefleckte Empfängnis in Rom soeben dogmatisch festgestellt worden war, beschloß der Bischof von Linz ein großartiges Gotteshaus zu errichten, und aus dem alsbald eröffneten Wettbewerbe ging Statz, dem die Begeisterung für jenes Dogma schon den Kirchenbau zu Aachen eingebracht, als Sieger hervor. Wir sehen einen dem Kölner Dom nahe verwandten Bau, der diesem auch in der Längsausdehnung nur um hundert Fuß nachsteht. Das Langhaus ist fünf-, das Querhaus

dreischiffig. Um den mehreckigen Chor legen sich Kapellen, welche über einer Krypta aufgeführt sind und von denen die prachtvoll ausgestattete Marienkapelle den östlichen Abschluß des Domes bildet. Statt der zwei erhebt sich im Westen nur ein gewaltiger Turm, an den sich ebenfalls Kapellen anlehnen.*)

Von den Profanbauten des Meisters ist das Krankenhaus zu Berlin schon erwähnt worden. In Köln ist besonders sein eigenes Wohnhaus zu nennen; andere sind ihm dort weniger gelungen.

Noch ein anderer Meister, den der Dombau groß gezogen, findet hier seine Stelle, Franz Schmitz. Er ist der besondere Schüler des Domwerkmeisters Friedrich Schmidt, den wir in Wien am Stephansturm schon thätig sahen und dessen Nachfolger in der Kölner Hütte er wurde. Auch ihm danken zahlreiche gotische Kirchenbauten ihre Entstehung. Den größten Ruhm hat er gewonnen durch den herrlichen Entwurf für die großartige gotische Dreikönigskirche zu Sachsenhausen bei Frankfurt a./M., der in dem Mitbewerbe mit siebenundzwanzig andern den ersten Preis davontrug. Auch der Karlshof in Aachen ist von ihm zu nennen.

In Köln selbst muß ferner der zahlreichen bürgerlichen Bauten gedacht werden, welche Clasen hier im gotischen Stil ausgeführt hat. Er siegte auch bei dem Mitbewerb um Wiederherstellung des Gürzenich; leider ging man später von seinem Plane ab. In dem Bau des von Richartz gegründeten Museums betrat auch Felten das Gebiet der Gothik mit gutem Erfolge. Wir nennen nur noch August Lange, welcher das schöne gotische Mariahilfkrankenhaus zu Gelnhausen erbaute.

So war denn hier am Rhein, im engsten Anschluß an den Riesenbau, den so viel rührige Hände seiner Vollendung entgegenwachsen ließen, ein Kunstschaffen erblüht, das das Gepräge des Werkes, unter dessen Einwirkung es entstanden, erkennbar an sich trug, so daß man hier mit dem meisten Recht von einer Schule sprechen könnte. Es herrschte der Stil der Blütezeit der Gotik; nur hie und da wurde das beweglichere Ornament der Spätgotik

*) Von dem unerschöpflichen Reichtum dieses Meisters zeugen ferner seine unausgeführten Entwürfe zu gotischen Kirchen, die er gesammelt herausgab, ferner die zahlreichen Zeichnungen für Gegenstände der inneren Ausschmückung, Glasmalereien u. s. w.

bevorzugt. Den Stoff lieferten die zahlreichen Steinbrüche längs des Rheins, und so kam neben dem Haustein der Ziegel nur selten, und dann fast nur zur Füllung in Anwendung, wodurch das Charakteristische dieses Kreises um so leichter gesichert blieb. Vor allem aber bildete sich hier an dem großartigen Aufbau des Doms jene meisterhafte Technik heran, von der zumal die Werke eines Vincenz Statz Zeugnis gaben. Eine einheitliche, klare Anlage, ein leichtes und natürliches Aufstreben, das Bestimmtsein des Äußeren durch die innere Raumeinteilung und andere Vorzüge einer durch so gründliches praktisches Studium vorgebildeten Kunstthätigkeit wird man hier nicht leicht vermissen. —

Wir hatten als den Lehrer von Franz Schmitz einen dritten Werkmeister aus der Kölner Dombauhütte kennen gelernt, dessen spätere Thätigkeit uns nach Wien führt.

Wien.

In der Kaiserstadt an der Donau hatte sich mit der politischen Umwälzung eine solche auf dem Gebiet der Baukunst vollzogen. Die (romanische) Altlerchenfelder Kirche ist hier das erste Denkmal des neuen Geistes, der die Schranken des schablonenhaften und langweilig gewordenen Klassizismus durchbrach und der zugleich den frischen jungen Kräften durch das System des freien Mitbewerbes angemessene Aufgaben sicherte.

So waren die günstigen Bedingungen geschaffen, unter denen eins der bedeutendsten und schönsten gotischen Bauwerke neuerer Zeit entstehen konnte, die Votivkirche in Wien. *)

Am 19. Februar 1853 war der Kaiser Franz Joseph vor dem Dolchstoß Johann Libenys errettet worden. Der Erzherzog Ferdinand Max, der später als Kaiser selbst von Mörderhand fallen sollte, erließ damals den Aufruf zum Bau einer Dankeskirche, und bald war das Unternehmen durch reiche Geldspenden gesichert. Heinrich Ferstel, **) damals erst in der Mitte der zwanziger stehend, siegte im Mitbewerbe über die berühmtesten Gotiker; ihm

*) S. das zur Feier der Einweihung (1879) veröffentlichte schöne Prachtwerk „die Votivkirche in Wien“, eine Denkschrift des Baukomites; Wien bei Waldheim.

**) Wir bemerken, daß von diesem, wie fast von allen bedeutenderen ferner hier zu nennenden Architekten Selbstbiographien erschienen sind.

wurde der Bau übertragen. Auf weiten Reisen hatte er sich namentlich durch das Studium der Werke deutscher und englischer, zuletzt auch französischer Gotik vorgebildet, doch bedurfte der junge Künstler, der bisher nur das gotische Schloß Türnitz bei Teplitz selbständig ausgeführt hatte, erfahrenen technischen Beirates, der ihm auch in dem uneigennützigen Josef Kramer in vorzüglicher Weise wurde. Nach neunundzwanzigjähriger Bauzeit war die Kirche vollendet. Sie zeigt ein dreischiffiges Quer- und dreischiffiges Langhaus, welches durch das Einziehen der Strebepfeiler die Schauflucht eines fünfschiffigen gewährt. Chorumgang und Kapellenkranz, vor allem die Stirnseite mit ihren festen Horizontalgliederungen und der Fensterrose weisen auf französische Vorbilder. Doch werden diese Horizontalen von Giebeln und Wimpergen durchbrochen, und dadurch, wie durch die herrlich entwickelten Türme und überhaupt durch die klare, übersichtliche Anordnung des ganzen Baus ist auch dem deutschen Geist sein Recht geworden. Zahlreiche Bilderwerke am Äußeren, und im Inneren herrliche Wand- und Glasmalereien sichern dieser Kirche in der Geschichte der neueren deutschen Kunst eine besonders wichtige Stelle.

In die Bauzeit der Votivkirche fällt die Errichtung eines kleineren Gotteshauses, des evangelischen zu Brünn, einer dreischiffigen Hallenkirche. Noch nennen wir von Ferstel sein eigenes wohlgelungenes Landhaus bei Grinzing. In seiner weiteren Thätigkeit folgt er anderen Stilrichtungen und wird sonderlich ein Schüler des Bramante.

An dem Wettbewerb um die Ausführung der Votivkirche beteiligte sich auch ein Mann, der zwar nicht bei dieser Gelegenheit, wohl aber sonst im Bereiche der modernen Gotik den ersten Preis gewann. Auch die Kunst eines Friedrich Schmidt, wie wir sahen, stammt aus der Kölner Dombauhütte. Als siebenzehnjähriger Wanderbursche, der eben das Polytechnikum in Stuttgart und eines Steinmetzen Werkstatt zugleich verlassen, kam er nach Köln und trat, nachdem er dem Meister Zwirner seinen Steinmetzenlehrbrief gewiesen, als Geselle in die Hütte ein. Aber die Aufnahme des Eßlinger Frauenkirchturms, die er einst in freien Stunden gemacht und die er jetzt gelegentlich vorzeigte, ließ ihn bald zum Bauzeichner und schließlich zum Werkmeister aufrücken, nachdem er auch die

wissenschaftlichen Prüfungen inzwischen abgelegt. Damals trat er auch nach dem Vorbild jener älteren Romantiker zum Katholizismus über.*)

Schon in Köln erhielt er zahlreiche Aufträge zu gotischen Kirchenbauten, zuerst den für eine gotische Kirche in Quedlinburg; auch größere Wohnhäuser hat er hier und verschiedene Villen am Rhein errichtet. Im Jahre 1859 wurde er nach Mailand und bald darauf nach Wien berufen, wo sich auch ihm durch die Erweiterung der Stadt über den alten Ring hinaus ein weites Feld zu neuer Thätigkeit eröffnete, die er noch heute übt.

Hier zeugen die Neubaukirche, die Weißgärberkirche, die Othmarskirche, die in der Brigittenau, die zu Fünfhaus und die in Neuwähring von der Kunst des Meisters.

Eine besondere Stellung unter diesen Kirchen, wie überhaupt unter den modernen Kirchenbauten nimmt die zu Fünfhaus ein, ein eigenartiger Zentralbau, genauer Polygonalbau. Nur selten ist von der gotischen Baukunst etwas ähnliches geschaffen worden, vom Mittelalter etwa nur in der Karlskirche auf der Kleinseite in Prag, auch in der berühmten Liebfrauenkirche zu Trier, von der modernen gotischen Kunst etwa in der Pfarrkirche zu Otgenrath bei Düsseldorf. Der Grundriß zunächst zeigt ein Achteck mit einem in Umgängen herumführenden Außenschiff, das in den Ecken sich zu Kapellen erweitert. An diesen Bau lehnt sich im Osten der Chor, sechsseitig aus dem Achteck, von einem Kapellenkranz umgeben, im Westen zwei diagonalgestellte Türme und zwischen ihnen eine kleine Vorhalle. Das mittlere Achteck wird von einer gewaltigen Kuppel überspannt; eine Abstufung bildet das Dach des Außenschiffes, über welches Strebebögen hinübergreifen. In diesem Dom hat die moderne Gotik eine glänzende Probe ihrer Fähigkeit bestanden, konstruktive Aufgaben zu lösen. Aber daß sie so, ihrer Idee nach noch Gotik bleibt, dafür sehnt sich unser Gefühl doch nach überzeugenderen Beweisen, als sie Strebewerk, Spitzgiebel und Fialen oder auch der mehreckige Chor mit dem Kapellenkranz zu geben vermögen.

*) Eine Aeußerung von ihm über diesen Schritt s. bei Friedrich Pecht, deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, Nördlingen 1881; Friedrich Schmidt.

Aber nicht nur in Wien, in allen deutschen Landen und darüber hinaus, finden wir Schmidts gotische Kirchen, deren Zahl von einer ebenso fabelhaften Thätigkeit zeugt, wie wir sie an Vincenz Statz bewunderten. Die meisten zeigen kleine Verhältnisse, aber der Meister sucht in ihrer Anlage immer neue Ideen zu entwickeln. Wir erinnern nur an die Lazaristenkirche in Graz, die Dominikanerkirche mit Kloster in Düsseldorf, die kleine katholische Kirche in Weimar, die beiden Kirchen in Vaduz, die in Gastein und in Göppingen, die Schloßkirche in Wernigerode und die Kirche in Wasseralfingen.

Noch wichtiger aber ist Friedrich Schmidt für uns als Profangotiker. Will man eine Fortentwicklung des gotischen Stils in der modernen Kunstübung feststellen, hier, in seinen Leistungen auf diesem Gebiet, wird man die Belege für jene Behauptung finden, kann es auch das eigentlichste der Gotik nicht genannt werden.

Der früheste dieser Bauten war das akademische Gymnasium, vor dessen Ausführung es sonderlich viel Schwierigkeiten zu überwinden gab. Denn mit den klassischen Studien, denen hier ein Heim bereitet werden sollte, schien sich der mittelalterliche Stil nicht recht zu vertragen. Aber es sollten hier ja nicht bloß Griechen und Lateiner herangezogen werden; und so gelang es denn, Schmidts gotisches Projekt durchzubringen.

Inzwischen wurde, 1868, der Wettbewerb für den Bau des neuen Rathauses zu Wien ausgeschrieben. Zweierlei war hier zu verbinden: der würdige, monumentale Ausdruck für das hauptstädtische Zentrum und die Rücksichtnahme auf eine weit verzweigte Verwaltung. Schmidt war der rechte Mann dazu. An einem monumentalen Bau hatte er sich zum Meister gebildet und die praktischen Erfordernisse des Gebäudes soeben in zwei preisgekrönten Projekten*) für die Rathäuser von Berlin und Trier kennen gelernt. Unter vierundsechzig Künstlern des In- und Auslandes erhielt er den ersten Preis.

Das Rathaus bildet nach außen ein mächtiges Rechteck und gruppiert sich um sieben Innenhöfe. Es steigt vom Erdboden in einem niederen und einem hohen Erdgeschoß auf und setzt sich in

*) Aufbewahrt im Architekturmuseum zu Charlottenburg.

einem Halbgeschoß fort, dem ein hohes und dann ein niederes Stockwerk folgen. Die Mitte und die Seiten der vier Stirnseiten zeigen kräftige Risalite; aus dem Mittelrisalit der Hauptstirnseite springt der mächtige, quadratische Turmbau vor, der sich unten in spitzbogigen Durchgängen öffnet und auf zwei Drittel seiner Höhe in ein Achteck übergeht, sich aber mehr in Absäzen, als pyramidal verjüngt, nächst dem Stefansturm der höchste der Stadt. Dasselbe Risalit flankieren zwei kleinere Türme von ähnlichem Grundriß, die aber nur vom obersten, etwas zurücktretendem Stockwerk ab sich frei erheben, sich jedoch in den übrigen Stockwerken nur durch starke Pilaster andeuten. In der Höhe der beiden Erdgeschoße öffnet sich die Hauptstirnseite in Spitzbogenarkaden, die sich auf Säulen stützen. Die Horizontalgliederung hat durch starkvortretende Gesimse einen ziemlich scharf hervortretenden Ausdruck bekommen.

Nach vierzehn Jahren war dieser Riesenbau vollendet und damit ein ganz eigenartiges, aber herrliches, an Klarheit der Anordnung und Anmut im Einzelnen unübertroffenes Werk geschaffen. Und in dieser Auffassung des Stils fand es selbst bei den Gegnern Bewunderung. Schon vor der Vollendung äußert der Meister selbst gelegentlich*): „Wenn an mich die Frage gerichtet wird, in welchem Stile das Rathaus gebaut sei, ob gotisch, so muß ich offen bekennen, daß ich es nicht weiß." Aber was er selbst vorsichtig im Ungewissen läßt, können wir getrost bejahen. Es ist die Gotik eben, wie sie die Hand eines berufenen Künstlers im Geiste der Neuzeit umgemodelt hat. Daß ihr hier ein Zug zur Renaissance eigen ist, wird niemand übersehen können. Aber wo könnte der Gotik eine solche Annäherung dienlicher sein, als auf dem Gebiete des Profanbaus, und in welchem derartigen Bau wäre diese glücklicher zu Wege gebracht, als in Schmidts Wiener Rathaus!

Wir übergehen seine übrigen Leistungen auf diesem Gebiet, die ohnehin zum teil Renaissancebauten sind, und nennen von seinen Schülern hauptsächlich den meist am Rhein beschäftigten Ringlake. Er erbaute das schöne katholische Krankenhaus zu Düsseldorf, sowie

*) In dem Vortrag im „östreichischen Museum" vom 21. Februar 1877. S. Karl Weiß: „Friedrich Schmidt" in der „Zeitschrift für bildende Kunst" 1881. Vgl. Pecht a. a. O.

die Kirchen zu Trarbach, Rath und Steele. Vor allem die erstere ist in ihrem malerischen Aufbau eine Zierde des ganzen unteren Moselthals. Eine kleine Kreuzanlage mit übereinander geordneten Fensterreihen im Langhaus bildet die Kirche zu Rath, während die zu Steele größere Verhältnisse zeigt. Hier ist mit dem dreischiffigen Langhaus, dessen überhöhtes Mittelschiff durch Strebebögen über den Seitenschiffen gestützt wird, ein achteckiger Zentralbau verbunden, und an diesen schließt sich der achteckige Chor so wie seitlich zwei kleinere Kapellen. Vor die Weststirnseite legt sich der breite Unterbau des hochaufsteigenden Turmes; auch das Zeltdach des Achtecks endigt in einer zierlichen Turmspitze.

Von den übrigen Schülern des Meisters seien noch erwähnt sein Sohn, den wir schon bei der Wiederherstellung der Katharinenkirche zu Oppenheim thätig fanden; ferner der auch litterarisch vielfach thätige Redtenbacher in Karlsruhe und endlich Hauberrisser, auf den wir noch zurückzukommen haben.

Sie alle halten mit mehr oder weniger Glück an dem Erbe des Meisters fest, freier über die Anordnung des Raumes zu verfügen und nur in der Formengebung des Einzelnen strenger den mittelalterlichen Gesetzen zu folgen.

Prag.

Wenn wir die Hauptstadt Böhmens hier an die Spitze eines besonderen Abschnittes setzen, so geschieht es weniger der Denkmale wegen, welche die neuere gotische Kunst hier geschaffen hat, als in der Absicht, für einen Mann den rechten Platz zu finden, den wir in Wien seiner vollen Bedeutung nach nicht zur Geltung kommen sahen.

Als wäre einer der alten Meister aus der Blütezeit gotischer Baukunst wiedererstanden, so steht Josef Kranner in seinem Leben und Wirken vor uns. Aufgewachsen in der Bauwerkstatt des Vaters, die fast seit einem Jahrhundert in der Familie sich vererbte, aber gebildet auch auf den Bauschulen zu Prag und Wien, so zog er im Jahre 1822 in die weite Welt, ein Zwanziger kaum, aber ein Hüne von Gestalt und Körperkraft. Bald finden wir ihn als den „Prager Herkules“ in Rom in der Gesellschaft der „Klosterbrüder von St. Isidoro“, bald in Paris, wo seit dem Mittelalter her die

Kunst des Steinschnittes in hoher Blüte stand, als schlichten Steinmetzen beschäftigt, vor allem auch die Maschinen studierend, mit deren Hilfe hier der Stein bearbeitet wurde. In Prag sah er sich durch den Tod seines Vaters bald an die Spitze der Bauwerkstatt gestellt, die nach kurzer Zeit mit allen ähnlichen Anstalten in Paris wetteifern konnte, während er selbst schon damals für einen der ersten Kenner gotischer Baukunst gelten durfte.

Sein erstes selbständiges Werk in diesem Stil war die Kapelle für die Blindenanstalt in Prag, und hier, wie immer, sorgte er für die Ausschmückung seines Werkes durch die bildende Kunst; war doch durch seine Bemühungen die Freskomalerei zu neuen Ehren gekommen. Nachdem er in Prag noch das Rathaus stilgemäß umgebaut hatte, wurde er nach Wien berufen. Welchen Anteil an dem Bau der Votivkirche er hatte, haben wir gesehen. Es ist rührend, mit welchem Eifer er seine gewaltigen technischen Kenntnisse und sein Organisationstalent in den Dienst der Ideen und Pläne eines Jüngeren stellte, während seine eigenen hatten zurücktreten müssen; und niemand hat diese seine Verdienste rückhaltloser anerkannt, als Ferstel selbst in dem warmen Nachruf, den er dem Freunde widmete. — Im Jahre 1861 wurde Kranner in Prag zum Dombaumeister erwählt. Schon vorher hatte er hier und in Temesvar zwei kleinere, aber wegen ihrer vollendeten Stilreinheit für die Geschichte der neueren Gotik wichtige Werke geschaffen; das erste in Prag: der monumentale Brunnen am Franzensquai, ein Denkmal für Kaiser Franz I., gestiftet von den siebenzehn Kreisen Böhmens; das andere vom Kaiser Franz Josef für die 1849 bei der Verteidigung von Temesvar Gefallenen errichtet, ebenfalls ein reicher gotischer Bau. Der Gestaltenschmuck für beide Denkmäler ist nach Kranners Angaben von Josef Max ausgeführt. — Das großartigste Werk seines Lebens bleibt aber doch der Ausbau des Prager Domes. Und wenn er selbst den Fortbau auch nicht mehr leiten sollte, so wird dieser Dom nach seiner Vollendung doch den Ruhm eines Kranner nicht minder verkünden, als den eines Peter von Gemünd.

Als einen Schüler Kranners nennen wir den Prager Hermann von Bergmann, der dort an der Akademie auch als Dozent thätig war. Er vollendete den Umbau des Prager Rathauses und errichtete später in Wien die gotische St. Elisabethkirche, 1860—69,

eine Kreuzanlage mit dreischiffigem Langhaus und mehreckigem Chorabschluß des Mittelschiffs.

Noch ein anderer Gotiker wirkte an der Akademie in Prag, Bernhard Grüber. Von ihm ist, abgesehen von verschiedenen kleineren Kirchen in Böhmen, die stattliche Marienkirche in Turnau zu nennen, deren Bau schon von Hausknecht 1824 begonnen war, dann aber gestockt hatte. Es ist ein dreischiffiger spätgotischer Quaderbau, dessen Turm an der Ostseite steht und dessen ornamentale Ausstattung gemeinsam von Kranner und Josef Max übernommen wurde.

München.

König Ludwig von Bayern hatte die Idee, in den Bauten seiner Hauptstadt alle Stilarten vertreten sehen zu wollen. Schon hatte er dorisch, jonisch und korinthisch bauen lassen, auch der römische, der altchristliche Basilikenstil und der romanische war vertreten. Jetzt ließ er, — und das war jedenfalls die schwierigste Aufgabe für seine Zeit — eine Kirche im gotischen Stil errichten. Aber der Mann, den diese Aufgabe traf, sah sich ihr nicht gänzlich unvorbereitet gegenüber.

Daniel Ohlmüller, ein Bamberger von Geburt, ursprünglich ein Schüler Karl v. Fischers, dann für das Studium der mittelalterlichen Baukunst gewonnen, baute diese Kirche in der Münchener Vorstadt Au. Im Jahre 1839, unmittelbar nach seinem Tode, wurde sie vollendet: eine dreischiffige Hallenkirche von ziemlich beträchtlichen Verhältnissen, 72 Meter lang, 25 Meter breit, 26 Meter hoch, die Seitenschiffe von halber Breite des Mittelschiffs. Die Netzgewölbe werden von schlanken Bündelpfeilern getragen, die sich bis in den mehreckig geschlossenen Chor fortsetzen und hier von eingebauten Kapellen begrenzt. In der Mitte der Weststirnseite erhebt sich auf quadratischem Grundriß der schlanke Turm, in reichdurchbrochener achtseitiger Pyramide endigend. Der Stoff dieses Helms ist Sandstein, das des übrigen Baus Formstein, doch sind auch die Einzelheiten in Haustein ausgeführt.

Die wiedererstandene Gotik hatte in dieser Kirche ihr erstes Bauwerk in Süddeutschland geschaffen, und es war naturgemäß, daß es mehr als andere die Kritik herausforderte. Aber diese schien da-

mals kaum im stande, es mit gerechten Augen zu betrachten. Läßt sich doch eine Stimme in Försters „Allgemeiner Bauzeitung"*) allen Ernstes dahin vernehmen, der Erbauer habe in diesem Werk nur eine beißende Satire auf die romantischen Anwandlungen seiner Zeit geschaffen. Freilich war die Stirnseite etwas breit; zwei Türme hätten sie mehr gehoben. Die Radfenster, die Wimperge schienen zu absichtlich; vor allem waren die Seitenstirnseiten, zumal im vergleich mit der etwas überladenen Hauptstirnseite, zu wenig belebt und das schwere Dach über den drei Schiffen erhöhte diesen Eindruck. Aber das alles konnte wohl auf den ersten Versuch gerechnet werden. Übrigens war die Anlage des Ganzen äußerst glücklich; der Turm wuchs schlank und kühn empor, und die Schauflucht des Innern war unübertroffen; hier thaten auch die schöngemalten Fenster die beste Wirkung.

Übrigens fand der Meister nebenher noch Zeit zu andern Schöpfungen auf dem hier betretenen Gebiet. Im Jahre 1802 wurde nach seinen Planen das Nationaldenkmal zu Oberwittelsbach in Form einer Spitzsäule, und wieder zwei Jahr später die zierliche Ottokapelle bei Kiefersfelden auf der Stelle erbaut, wo der zum Herrscher der Hellenen erwählte König Otto von seinem Vaterlande Abschied nahm. Das kleine, äußerst anmutige Kirchlein erhebt sich, an einen Abhang gelehnt, auf einem spitzbogigen Unterbau; eine Freitreppe führt durch den Orgelvorbau in das kleine, nur mit einem Joch überwölbte Schiff, an das sich der mehreckige Chor schließt.

Neben Ohlmüller nennen wir Friedrich von Gärtner, weniger, weil er den verunglückten „Wittelsbacher Palast" in gotischem Stil erbaute — man hätte einen solchen Mann eben nicht zwingen sollen, gotisch zu bauen — als weil uns mehrere seiner Schüler hier von Wichtigkeit sind. Friedrich Bürklein zwar übergehen wir, denn für die bekannten Spitzbogen in der Maximilianstraße, sowie den ganzen neu erfundenen Stil, können wir billiger Weise die wiedererwachte gotische Kunst nicht verantwortlich machen. Doch erwähnen wir Berger, der 1852—64 die Johannispfarrkirche in der Vorstadt Haidhausen aufführte, einen Bau von beträchtlicher lichter

*) In dem beigegebenen „Litteraturblatt", Jahrg. 1845.

Weite, so daß er statt des einen drei Schiffe hätte haben sollen. Um die Überwölbung zu erleichtern, sind die Strebepfeiler nach innen gezogen, wodurch die Gliederung der Seitenstirnseite merklich leidet. Die Hauptstirnseite, über welcher der Turm emporsteigt, ist von drei Portalen durchbrochen, eine Zahl, die bei einem einschiffigen Bau keine Berechtigung hat.

Auch Eduard Metzger*) war ein Schüler Gärtners, den er schon beim Bau des Wittelsbacher Palastes unterstützte. In München ist ihm besonders das Wohnhaus des Generals von Heideck gelungen, wenngleich die Ornamentation hier zu ausschließlich auf die mittlere Stirnseite beschränkt erscheint.

Im ganzen aber, das läßt sich kaum verkennen, sind die Münchener Schüler Gärtners auf dem Gebiet der Gotik, wie überhaupt die älteren Münchener Gotiker, nicht allzu glücklich. Erst durch einen Schüler Schmidts, Georg Hauberrisser, sollte der Spitzbogenstil hier zu vollen Ehren kommen. Er hat von 1867—77 das Rathaus der bayerischen Hauptstadt erbaut. Wie in Wien, war auch hier der Sieg der Gotik kein leichter; schien doch, als der Bau sich schon über das Fundament zu erheben begann, der Plan des Künstlers noch immer gefährdet. Aber auch er hat, wie sein Meister, die Fähigkeit dieses Stils, neben den ästhetischen auch den weitgehendsten praktischen Anforderungen zu genügen, glänzend erwiesen.

Noch haben wir unter den neueren Kirchenbauten Münchens die neue evangelische Kirche in der Gabelsberger Straße zu nennen, einen einfachen gotischen Längsbau, der in den Jahren 1873—77 nach den Entwürfen Rudolf Gottgetreu's errichtet wurde, ferner die Pfarrkirche in der Münchener Vorstadt Giesing, von Dollmann.

Doch noch eine unter den bayerischen Städten fassen wir neben München ins Auge, die auch dem König Ludwig eine neue Kunstblüte verdankt.

Nürnberg.

Wie von Wien aus nach Prag, so werfen wir von München aus einen Blick nach Nürnberg, um auch hier vor allem die

*) Von ihm sind die „Ornamente aus deutschen Gewächsen zum Gebrauch für Plastik und Malerei, Architektur und Gewerbe" 1841.

Wirksamkeit eines einzelnen Mannes zu betrachten, der etwas früher als Kranner, ein Vorkämpfer der wiedererwachten mittelalterlichen Kunstbestrebungen so auf theoretischem, wie auf praktischem Gebiet gewesen ist.

Nürnberg hat niemals aufgehört, jene Kunst vor anderen zu pflegen bis in unsere Tage, wo hier das „Germanische Museum" in den gotischen Hallen eines alten Klosters herrlich aufgeblüht ist. Hier, in Nürnberg, wirkte seit 1820 Karl Heideloff. Er war im Jahre 1788 zu Stuttgart geboren und von seinem Vater, einem Lehrer an der Karlsschule, zum Maler und Baumeister herangebildet. Es lag wohl in der Doppelseitigkeit seines Kunstschaffens begründet, daß er vor allem Sinn für das Dekorative jener mittelalterlichen Bauten hatte und seine eigenen Werke bezeugen diese Vorliebe, unter der der Aufbau oft empfindlich litt.

Im Jahre 1816 übernahm er für den Herzog Ernst zu Sachsen die Wiederherstellung der alten Veste Koburg. Vier Jahre später berief ihn König Ludwig nach Nürnberg, wo er bald die bedeutendste Kraft des neugegründeten Polytechnikums wurde. Hier war der rechte Ort für ihn. Die schönen gotischen Kirchen bedurften schon lange einer umfassenden Wiederherstellung, und er war glücklich, nach und nach die meisten derselben, so St. Sebald und St. Marien, später St. Jakob und St. Egidien, auch die Moritzkapelle und die Burg wiederherstellen zu dürfen. Viele auch von den alten Bürgerhäusern wurden seiner bessernden Hand anvertraut, und manches von diesen, gelegentlich wohl auch eines aus späterer Zeit bekam dabei seine Erker und Wimperge so gut, als die großartigsten und schönsten aus der Blütezeit der Gotik. Und wie hier, so hat er in seiner engeren Heimat, aber auch weit darüber hinaus, Altes wiederhergestellt und Neues geschaffen.

Im Jahre 1840 erbaute er die Kirche zu Schönaich bei Böblingen, 1844 die kleine Kirche zu Sonneberg in Thüringen, zwei Jahre später die größere Ägidienkirche zu Oschatz und die evangelische zu Ingolstadt, und wieder einige Jahre später die katholische zu Leipzig und die in Mergelstetten, sowie die Begräbniskapelle zu Meiningen und die Kapelle des Schlosses Rheinstein. Die bedeutendste von allen ist wohl die Kirche zu Schliefenberg in Mecklenburg, eine dreischiffige Hallenkirche mit

Querhaus und fünfseitig aus dem Achteck geschlossenen Chor. Es ist der letzte Kirchenbau des Meisters und in konstruktiver Hinsicht zeigt sich hier ein entschiedener Fortschritt.

Von den Profanbauten des unermüdlichen Künstlers ist der bekannteste wohl Schloß Lichtenstein, in unmittelbarer Nähe der alten Burgruine. Den unvergleichlichen Reiz der landschaftlichen Umgebung hat er hier durch malerische Gruppierung des Aufbaus zur höchsten Wirkung zu steigern gewußt. Ein anderer Schloßbau in kleineren Verhältnissen ist die Rosenburg bei Bonn.

Karl Heideloffs Bauten haben, wie zur Zeit seiner Wirksamkeit überschwengliches Lob, so später bei wachsendem Verständnis für den Stil manchen herben Tadel erfahren. Bessere Erkenntnis mußte sich eben erst wieder Bahn brechen. Jedenfalls war er ein begeisterter Anhänger des Stils. Altersschwach und gänzlich taub geworden und so gezwungen, seine Ämter niederzulegen, wendete er sein erspartes Geld dazu an, die gotische Ritterkapelle in Haßfurt wiederherzustellen. Schon war der Chor, freilich nach seiner Weise, vollendet, als ihn der Tod überraschte, ihm Jahre 1865.

Und noch eines anderen Mannes soll in Nürnberg, wenn auch nur kurz, gedacht werden, des derzeitigen Direktors des „Germanischen Museums", August Essenwein. Mit tiefem Verständnis hat er den Ausbau der Karthause zum germanischen Museum und die Wiederherstellung der Frauenkirche durchgeführt, um dann auch den berühmten, von Heinrich dem Salier zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts erbauten, aber später vielfach verunstalteten „Schönen Brunnen" wiederherzustellen. —

Unter Gärtners Schülern in München hatten wir schon mehrere kennen gelernt, die, im ganzen glücklicher als ihr Meister, sich auf dem Feld der Gotik versucht hatten. Zwei andere wandten sich in das nördliche Deutschland und wurden hier die Hauptvertreter der modernen Kunstbestrebungen: Georg Gottlieb Ungewitter in Kassel und Konrad Wilhelm Hase in Hannover.

Kassel.

Als vierzehnjähriger Knabe war Ungewitter*) im Jahre 1834 bei der polytechnischen Schule in Kassel eingetreten. Drei Jahre

*) S. A. Reichensperger: „Georg Gottlieb Ungewitter", Leipzig 1866.

später verließ er sie, um in dem anregungsreicheren München seine Studien zu vollenden. Später finden wir ihn in Hamburg, wo nach dem großen Brande von 1842 sich eben ein ganzer Stadtteil neu erhob. War es hier vornehmlich seine praktische, so war es in Leipzig seit 1849 seine litterarische und in Kassel seit 1851 seine akademische Thätigkeit, die seinen Ruhm mehr und mehr begründete. Von seinen Schriften nennen wir die Entwürfe zu Grabsteinen und gotischen Möbeln (1851—53), die Entwürfe zu gotischen Zimmerornamenten (1854), ferner das gemeinsam mit Vincenz Statz herausgegebene „gotische Musterbuch" (1855—59) und endlich sein „Lehrbuch gotischer Konstruktionen" (1859—64).

Ungewitters praktische Thätigkeit war, wenn wir von jener weniger monumentalen Aufgaben zugewendeten Hamburger Periode absehen, eine verhältnismäßig beschränkte. Von seinen wohlgelungenen Erneuerungsbauten, die sich freilich nur auf kleinere Aufgaben erstreckten, sind die Kirchen zu Haina, Wetter, Fritzlar, Wolfhagen, Volkmarsen und Eschwege zu nennen. Auch seine kirchlichen Neubauten zeigen meist nur kleine Verhältnisse aber durchweg eine eigenartige Erfindung.

Die größte ist die katholische Kirche zu Bockenheim mit dreischiffigem Langhaus und gleich breitem Chor, welche von einem gemeinsamen Dach bedeckt sind, über das sich in der Weststirnseite ein breiter Turm erhebt. Von geringerer Bedeutung sind die Kirchen zu Nieste, zu Hundelshausen und die Neustädter Kirche. Eine besondere Stellung nimmt die Kirche zu Memberg ein, eine Hallenkirche, welche die schon im Mittelalter vorkommende Anordnung von zwei Schiffen zeigt. Über die Zulässigkeit dieser Auffassung im christlichen Kultus hat man vielfach gestritten, auch hat sie ihre ästhetischen und praktischen Nachteile; diese wenigstens sind hier dadurch überwunden, daß die Zugänge auf die Längsseiten gelegt, die Sitzplätze aber so angeordnet sind, daß nur von wenigen aus die Pfeiler sich verdeckend vor Kanzel und Altar stellen.

Wir übergehen die kleinen, weniger charakteristischen Kirchenbauten zu Wesenberg, Malsfeld und Schlierbach, um noch das Scholz'sche Haus in Kassel, einen etwas dunkelfarbigen Sandsteinbau, zu erwähnen, der einzige Profanbau des Künstlers aus dieser reiferen Zeit.

In Ungewitter sehen wir einen Meister des Aufbaues wie des Ornaments; auf beiden Gebieten hat er sich litterarisch wie praktisch bewährt und in bezug auf das letztere sogar einen großen Teil seiner Lehrthätigkeit bis auf das Kunsthandwerk ausgedehnt. Er bevorzugte auch das reichere Ornament der entwickelteren und selbst der späteren Gotik, obschon im übrigen seine Bauten eine durch das Studium des großen französischen Gotikers, des Viollet-le-Duc, wie durch ausgedehnte Reisen in Frankreich gefaßte Vorliebe für den strengeren Stil der Frühgotik verraten.

Die eigentliche Bedeutung Ungewitters aber — das konnten wir leicht erkennen — liegt nicht in seiner praktischen Thätigkeit. Er hat vor allem durch Schriften und Vorträge eine Reihe tüchtiger Schüler herangebildet, die noch jetzt zum großen Teil im Sinne des Meisters wirken.

Einer der am frühesten selbständigen ist Heinrich Wiethase aus Kassel. Als Friedrich Schmidt von Köln nach Mailand berufen wurde, übernahm er zum teil dessen Arbeiten am Kölner Dombau und war gleichzeitig bei der Wiederherstellung des Gürzenich beschäftigt. Hier in Köln baute er auch im gotischen Stil das Ursulinerinnenkloster, während von seinen Kirchenbauten der zu Neukirchen (bei Saarbrücken), im Stil des vierzehnten Jahrhunderts gehalten und vollendet 1869, einer der gelungensten ist. Die Kirche bildet eine geräumige Kreuzanlage; das Langhaus ist dreischiffig mit freilich sehr schmalen Seitenschiffen, die mit ihren Tonnengewölben den Schub des Mittelschiffgewölbes auffangen. Chor und Kreuzflügel schließen fünfseitig aus dem Achteck. An das Satteldach des Langhauses legen sich die Walmdächer über den einzelnen Gewölbejochen. Der viereckige, mit mächtiger Helmspitze endende Westturm scheint in der Fenstergliederung innerhalb der einzelnen Geschosse nicht glücklich.

Nicht minder verdient Hugo Schneider genannt zu werden. Von ihm hatten wir die Pfarrkirche zu Otgenrath schon erwähnt. Dieser eigenartige Zentralbau bildet ein Achteck, dessen Sterngewölbe sich in der Mitte auf eine schlanke Säule stützen. Vollendet wurde er 1869. In demselben Jahre lieferte Schneider die Entwürfe zu der von der katholischen Studentenschaft Deutschlands gestifteten Kirche zu Greifswald. Es ist ein dreischiffiger Ziegelbau mit

überhöhtem Mittelschiff, für den Norddeutschland zahlreiche Vorbilder bot.

Andere Schüler Ungewitters sind Wilhelm Lotz, der sich durch den Bau des Gymnasiums und der Klinik zu Marburg, vor allem aber durch seine Kunsttopographie von Deutschland einen Namen gemacht hat. Von Flügge ist die evangelische Kirche zu Essen. Grau, dessen erster Lehrer Vincenz Statz gewesen, erbaute neben vielem anderen das Fränkel'sche Stiftungshaus zu Breslau in Backstein, Schäfer das Westphälische Schloß Hunnenburg in Fachwerk. Diese statt vieler anderen. Beeinflußt von Ungewitter wurde auch sein Freund Martens, der von Kiel aus für den altheimischen Backsteinbau wirkte, selbst aber nur das schöne gotische Kirchlein zu Elmschhagen baute. Martens starb 1872. Er war nur einige Tage jünger, als der jetzige Nestor unter den deutschen Gotikern, Konrad Wilhelm Hase, der seit vierzig Jahren in Hannover wirkt.

Hannover.

Die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs ist in baukünstlerischer Beziehung das Nürnberg des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Nirgends sind die mittelalterlichen Stilarten, wenn auch in freiester Anwendung, so allgemein zur Herrschaft gelangt, und keine von den modernen deutschen Großstädten trägt daher, zumal hinsichtlich der neueren Stadtteile, einen so ausgeprägten Charakter, wie Hannover. Schon ehe Hase in diese Stadt kam und auch gleichzeitig mit ihm, haben andere Romantiker, hauptsächlich ebenfalls Schüler Gärtners, auch Ungewitters, hier gewirkt. Andreä führte den alten Ziegelbau wieder ein und Droste ist ihm hierin gefolgt. Hase aber hat diese Thätigkeit erst organisirt und nach und nach allein das Scepter über dies Reich in die Hand genommen.

Hase wurde 1818 zu Einbeck geboren und war, wie Ungewitter, zunächst ein Schüler der Akademie, deren Haupt und Stütze er später werden sollte. Auch hier jedoch herrschte der Afterklassizismus und so wurde auch Hase nach dem vielseitigen München getrieben, wo er sich besonders an Gärtner anschloß. Dann folgten weite Studienreisen durch Italien, Frankreich und Deutschland und 1849 die Berufung an das Polytechnikum nach Hannover. Hier

bevorzugte der Meister anfänglich, wie die schon genannten Romantiker, den romanischen Stil, wendete sich aber später immer entschiedener der Gotik zu, und mit welchem Erfolg, zeigt vor allem die Christuskirche zu Hannover.

Die schnell wachsende Bevölkerung der damaligen Residenzstadt erforderte die Bildung einer neuen Gemeinde, und da der König Georg selbst die geringe Bausumme durch reichliche Zuschüsse vermehrte, konnte der Bau in größeren Verhältnissen ausgeführt werden. Der Regent beauftragte den Baurat Hase mit der Ausführung. Im Jahre 1859 den 29. September, am Geburtstag des Kronprinzen, wurde der Grundstein gelegt, an demselben Tage fünf Jahre später die Kirche eingeweiht. Sie stellt sich als ein dreischiffiger Hallenbau dar, mit Querhaus, mehreckigem Chor und Kapellenkranz. Von dem schönen Formensinn des Meisters zeugt besonders der herrliche Turm, dessen mit verschiedenartigen Ziegeln gedeckter Helm sich aus dem Kranz der schlanken Fenstergiebel des Achtecks bis zur Höhe von 78 m erhebt. Der Stoff des Bauwerks ist Backstein, die Konstruktionsteile und hervortretenden Ornamente sind meist aus Sandstein hergestellt, und nur die Rosen und Fenstervielpässe aus teilweis glasierten Ziegeln gearbeitet, die von vollendeter Technik zeugen.

Einen eigenartigen Grundriß hat ein anderer Ziegelrohbau, die geräumige Kirche zu Langenhagen. Hier greift der Chor über die Breite des Mittelschiffs hinaus und die niederen und schmalen Seitenschiffe setzen sich als Umgänge über das Querschiff hinaus fort, eine Anordnung, die durch die oft große Zahl der Abendmahlsgäste erfordert schien.

Wir nennen nur die Kirchen zu Hagenburg, Ilfeld und Markoldendorf, übergehen die zahlreichen übrigen Kirchenbauten des Meisters — meist von kleineren Verhältnissen, aber alle seinen unerschöpflichen Reichtum namentlich im Entwurf des Grundrisses bezeugend — und wenden uns zu seinen Profanbauten. Einer der ältesten ist die Marienburg bei Nordstemmen, ein großartiger gotischer Schloßbau, welchen König Georg für seine Gemahlin errichten ließ. Hier hatte die Phantasie des Künstlers ein weites Feld, und wie glücklich sie war, bezeugen besonders die anmutigen Umrisse des Baus. Nicht minder vorteilhaft spricht für die Kunst des Meisters das Andreas-

gymnasium zu Hildesheim, das namentlich durch seine reichgehaltene schöne Mittelstirnseite der Gotik in der alten Bischofsstadt viele Freunde zu erwecken vermochte. Zahlreiche Privatbauten, zumeist Villen, wären hier zu nennen, die freilich selten die reinen Formen der Gotik, sondern diese mit andern Stilarten vermischt, aber stets eine harmonische und zweckentsprechende Anlage zeigen.

Und das muß hier zur Charakteristik des Meisters besonders hervorgehoben werden, daß er, selber weit entfernt von jeder knechtischen Nachahmung, auch seinen Schülern gegenüber stets auf die volle Ausbildung ihrer Persönlichkeit Bedacht nahm. Schien es auch auf dem Gebiet des Kirchenbaus weniger angemessen, gewisse Grenzen der Überlieferung zu überschreiten, bei bürgerlichen Bauten haben die Schüler, wie der Meister gern der Phantasie den Zügel gelockert und zur Erzielung einer größeren Mannigfaltikeit oder von Zweckrücksichten geleitet, auch anderen Stilelementen, vor allen den romanischen Aufnahme gegönnt. Und gerade hier, wo das Band der „Schule" so lose zu sein schien, haben die Schüler fester als sonst an dem Meister gehalten. Davon zeugten erst die Tage, in den sich die meisten um ihn, den Hochbejahrten wieder versammelten, und wo sie durch die „Hase-Stiftung" für Studierende mittelalterlicher Baukunst der Pflege der letzteren eine bleibende Stätte und ihrem Meister ein ehrendes Denkmal schufen.

Von diesen Schülern ist einer der ältesten Edwin Oppler, der seine gotischen Studien eine Zeit lang bei der Wiederherstellung der berühmten Kathedrale zu Amiens praktisch betrieb, später der Amtsgenosse seines Lehrers in Hannover wurde. Von seinen Kirchenbauten nennen wir nur die kleine, wegen ihrer Holzdecke und der im Innern überhaupt reichlich angewendeten Holzarchitektur oft erwähnten Kirche zu Ahlerstadt bei Hasselfelde. Bedeutender sind seine Profanbauten. Unter Hases Leitung war er schon bei dem Ausbau der Marienburg beschäftigt; andere seiner Schloß- und Villenbauten führen uns nach Hannover — so das Solmssche Schloß, das von Wedellsche, Neubergsche, Heinemannsche Haus und viele andere — oder auch an den Rhein — so das Weyermann'sche Schloß bei Rolandseck und eine Villa in Plittersdorf bei Bonn —, oder auch in seine schlesische Heimat. Bei manchen von diesen Bauten ist freilich der Spitzbogen kaum noch vertreten.

Ein anderer Schüler Hases ist Johannes Otzen, anfangs in Hannover, dann in Schleswig-Holstein und jetzt als Dozent am Charlottenburger Polytechnikum thätig. Er erbaute die schöne Johanniskirche zu Altona: ein hohes Mittelschiff und niedere und schmale Abseiten, über welchen starke Strebepfeiler aufsteigen, übrigens ein Beispiel dafür, wie die Konstruktion dem Äußern sein Gepräge zu geben hat. Eine freie Anwendung des gotischen Stils zeigt die Friedhofskapelle zu Tondern in Schleswig, ein Vieleckbau mit Ausbauten nach vier Seiten. Doch wird die Ostung auch im Äußeren durch ein hohes Satteldach in dieser Richtung angedeutet, welches das Zeltdach des Mehrecks durchschneidet.

Der neueste und zugleich der großartigste und eigenartigste Bau Otzens ist die Kirche „Zum heiligen Kreuz" in Berlin, im Grundriß der kleinen Friedhofskapelle zu Tondern verwandt: ein Mehreckbau mit vier vorgelegten Kreuzflügeln. Überragt wird dieser Bau durch die mächtige Vierungskugel, die auf den achteckigen Tambour hinter Spitzgiebeln aufsetzt und sich nach oben zu einem schlanken Laternenturm zuspitzt. Aus den Ecken der Kreuzvierung steigen kleinere viereckige Türme empor, die in Höhe des Kranzgesimses ins Achteck übergehen und mit schlanken Pyramiden enden. Auch die Giebelseite des Westflügels wird von zwei ansehnlichen Treppentürmchen flankirt. Die Kreuzflügel werden unten auf allen Seiten von niedrigen Umgängen begleitet, durch welche an der Westgiebelseite das Hauptportal, an der nördlichen und südlichen zwei kleinere Doppelportale in das Innere führen. Über den Portalen sind die Giebelseiten von mächtigen Fensterrosen durchbrochen. Im Inneren ragt der Vierungsraum aus akustischen Rücksichten nicht über die Höhe der Flügel hinaus, so daß freilich die Frage offen bleibt, ob die gewaltige Kuppel hinlänglich durch das darin angebrachte Geläut motiviert sei. Der Stoff sind Ziegel, deren tiefes Rot durch Glasuren belebt wird. Im Innern zeigen nur die architektonischen Glieder den Stoff, während die Flächen verputzt und mit Malereien bedeckt sind. — Von Otzens bürgerlichen Bauten ist das Hansensche Haus in Flensburg und die Villa Setbeer in Göttingen vor andern zu nennen.

Erwähnt seien noch Schulz, der Erbauer der Kirchen zu Nieheim in Westfalen und Nienhagen am Harz — letztere der

erste Kirchenbau des „Gustav-Adolfs-Vereins“ —. Ebenso der jung verstorbene Wilhelm Lüer, von dem das Aquarium zu Köln, das Armenhaus zu Goslar, die Villa Wedekind zu Kassel und die wohlgelungene Villa Schulz in Hannover, ein eigenartiges Beispiel dieses gotisch-romanischen Mischstils, herrühren. Derselben Freiheit bediente sich Bösser bei seinem gräflich stolbergschen Gymnasium zu Wernigerode, wenngleich hier die Formen der Frühgotik die herrschenden sind. —

Werfen wir jetzt von Hannover aus einen Blick in die Reichshauptstadt, in deren Nähe wir einen Schüler Hases, Otzen, seinen Wirkungskreis hatten finden sehen.

Berlin.

„Die Stadt Schinkels“ hat man das Berlin des neunzehnten Jahrhunderts wohl genannt, und man würde ein noch größeres Recht dazu gehabt haben, wären die Staatsmittel gerade damals, als ein Schinkel seine ungeheueren, das wirklich Ausgeführte weit überflügelnden Plane zu Papier brachte, nicht so entsetzlich knapp bemessen gewesen. Wie einst Raphael das antike Rom aus dem des cinquecento hatte wiederentstehen lassen wollen, so war es Schinkels Absicht, nach und nach die preußische Residenz in antikem Sinne umzumodeln. Und doch: auch ein Schinkel war in seiner Frühzeit ein glühender Romantiker, auch er war erfaßt von dem Strom der Zeit, die den Blick rückwärts lenkte zur Art und Kunst des deutschen Mittelalters.

Und diese Vorliebe war nicht etwa eine plötzliche Anwandlung. Seine Werke, nicht nur die wenigen in diesem Sinne ausgeführten, auch seine Skizzen und seine Bekenntnisse geben davon klares Zeugnis. Im Jahre 1810 starb die Königin Luise, und ihr Gemahl beschloß, der früh Vollendeten ein Mausoleum zu errichten. Auch Schinkel lieferte Entwürfe,*) die einen reichen gotischen Aufbau zeigen. In der begleitenden Denkschrift weist er die Antike zurück als „kalt und bedeutungslos“ für eine solche Aufgabe, und nur die Gotik, in der „Idee und Wirklichkeit ineinander verschmolzen“ seien,

*) S. diese und die folgenden Skizzen im Schinkelmuseum (zur Zeit in der technischen Hochschule zu Charlottenburg), die Denkschriften bei Wolzogen a. a. O.

will er gelten lassen. Bald darauf, als man siegreich aus den Befreiungskriegen zurückkehrte, wird die Idee angeregt, einen mächtigen gotischen Dom als ein Denkmal der großen Zeit zu erbauen. Schinkel erhält vom König den Auftrag, die Entwürfe zu zeichnen und nach kurzer Zeit liefert er sie ein, eine gewaltige Anlage in den Verhältnissen des Kölner Doms. Wieder gibt er in zwei Begleitschriften seiner Freude einen Ausdruck, in diesem Stil bauen zu dürfen, der seiner Natur so nahe liege. Und was der Bau des Kölner Doms geworden, das hoffte er schon aus der Errichtung dieses Gotteshauses zu machen: „einen Zentralpunkt aller höheren Kunstbetriebsamkeit im Lande, eine wohlthätige und praktische Schule, in welcher der Sinn der Künstler und Gewerke wiedergeboren werden sollte." Aber weder diese Plane, noch eine Reihe anderer Entwürfe zu gotischen Kirchenbauten, kamen zur Ausführung und der Ersatz für jenes großartige Denkmal, durch welchen nun wirklich das Andenken an die glorreichen Befreiungskriege von Schinkel verewigt wurde, war recht bescheidener Art: eine gotische Spitzsäule aus Gußeisen, deren Postament vor einigen Jahren erhöht, deren Wirkung aber auch dadurch wenig gehoben wurde.

Zwei aber von Schinkels Entwürfen für gotische Kirchen, wenn wir von der kleinen Kapelle in Petersdorf bei St. Petersburg absehen, sind ausgeführt, ein kleinerer für die Altstädter Kirche zu Königsberg und ein größerer für die Werdersche Kirche zu Berlin. Und sonderlich die letztere läßt die Auffassung Schinkels von der Gotik deutlich erkennen.*) Die 1824—30 erbaute Kirche stellt sich dar als ein ansehnlicher, wenn auch nur, nach Maßgabe des Bauplatzes, einschiffiger Backsteinbau mit fünfseitig aus dem Zehneck geschlossenem Chor. Die Hauptstirnseite ist charakerisiert durch die beiden flankierenden viereckigen, oben geradlinig geschlossenen und von wagrechten Gliederungen durchschnittenen Türmen, sowie durch das hohe Spitzbogenfenster unter den beiden Portalen, welches fast bis zum Kranzgesims des mit einer Ballustrade ebenfalls geradlinig abgeschlossenen Zwischenhauses hinaufreicht. Die unverkennbare Absicht, einen ruhigen, gemessenen Eindruck hervorzurufen, wird

*) S. des Verfassers Aufsatz: „Schinkels gotisches Schmerzenskind, die Werdersche Kirche in Berlin", in den „Blättern für Architektur und Kunsthandwerk" Jahrg. 1885, Nr. 12.

noch völliger durch die Seitenstirnseiten erreicht, deren 56 m lange und 25 m hohe Wände nur schwach gegliedert sind. Die lisenenartigen Strebepfeiler werden von Fialen gekrönt, aber die kecken Türmchen auf diesen leblosen Massen wirken höchst eigentümlich, zumal ihnen der Hintergrund des Daches fehlt, das hier ganz flach gehalten ist. Glücklicher ist der Aufbau des Inneren, das durch die stark eingezogenen Strebepfeiler, zwischen welche Emporenarkaden gestellt sind, die Schauflucht einer geräumigen dreischiffigen Anlage gewährt.

Schinkel nennt einmal (in einer der Denkschriften für den Dombau), die Gotik „eine Bauart, deren völlige Vollendung der kommenden Zeit aufgespart sei, nachdem ihre Entwicklung in der Blüte durch einen wunderbaren und wohlthätigen Rückblick auf die Antike für Jahrhunderte unterbrochen worden, wodurch, wie es scheint, die Weltgeschichte lernen sollte, die dieser Kunst zur Vollendung noch fehlenden Elemente in ihr zu verschmelzen.“ Hier, an der Werderschen Kirche sehen wir dieses Programm durchgeführt. Der geradlinige Abschluß der Stirnseite und der Türme, das stark ausladende, aus gleichmäßig aneinander gereihten Akantusblättern gebildete Kranzgesims, über dem sich das Dach den Blicken entzieht, die mächtigen, von dem zurücktretenden Strebewerk kaum gegliederten Wandflächen und die spärliche Ornamentik — sie sind nicht auf englische Vorbilder zurückzuführen, wie man gewollt hat, sie sind Elemente des antiken Architravbaus, die hier mit der Gotik verschmolzen wurden, allerdings ein wunderbarer, aber gewiß kein wohlthätiger Rückblick auf die Antike.

Der Bann über Schinkels Schaffen war mit diesem Bau gebrochen. Nie hat der Künstler wieder begehrt, was sein Genius ihm versagte, und schon stiegen die herrlichen Formen des Museums auf, des schönsten Griechentempels, der auf nordischem Boden steht. Aber merkwürdig, Schinkels romantische Neigungen haben sich doch auf etliche seiner Schüler vererbt, und wenn auch ihnen jene Verquickung ferner lag, so zeigen doch auch ihre gotischen Kirchen nur zu deutlich, daß wahre Gotik mehr ist, als ein nebensächliches Spielwerk, daß sie den ganzen Mann fordert mit all seiner Thatkraft und Begeisterung.

Eines der frühesten dieser Bauwerke ist die Petrikirche, die von

Strack in dem Jahre 1846 begonnnen wurde. Die Umgebung, der verhältnismäßig enge Petriplatz, verlangte eine zusammengedrängte Anlage, die Gemeinde wünschte den Spitzbogenstil. So entstand eine einschiffige Kreuzkirche von bedeutender lichter Weite der kurzen Schenkel. Doch wird die Längsrichtung durch den mehreckig geschlossenen Chor und durch den westlichen Turm ausgedrückt, an den sich zu beiden Seiten Anbauten in Form eines zweiten Querhauses legen. Auch diese Kirche ist in Backstein aufgeführt, und so meisterhaft dessen Technik ist, so wenig kann der ästhetische Eindruck dieser leblosen, nüchternen Massen befriedigen, deren Schwerfälligkeit durch den zierlichen, 112 m hoch aufsteigenden Turm eher erhöht, als gemindert wird. Ansprechender wirkt das einfach und edel gehaltene Innere; doch wird seine Harmonie durch die in den Chor eingebauten Sakristeien nicht wenig gestört, eine Anordnung, die freilich auch durch die Raumbeschränkung des Platzes erfordert war.

Dies Werk wurde vollendet im Jahre 1853; im folgenden Jahre begann nach einem Entwurf von Stüler der Bau der Bartholomäuskirche, eine dreischiffige Hallenkirche, die mit drei parallel laufenden Satteldächern überdeckt ist. In der Mitte der Front steigt der 74 m hohe Turm auf, dessen Stirnseite von einem mächtigen Spitzbogenfenster durchbrochen ist. Neben den Turm sind als Abschluß der Seitenschiffe und in deren Höhe Vorhallen gesetzt, deren Rippengewölbe auf eine gleiche Überdeckung des Inneren schließen lassen. Allein das ist eine Täuschung: die drei Schiffe sind mit Holzdecken abgeschlossen und nur der Chor ist überwölbt, eine Anordnung, der man sich bei gotischen Kirchen nicht ohne Not bedienen sollte, so wenig, wie sich der äußere Abschluß durch drei Satteldächer, sei es in praktischer, sei es in ästhetischer Hinsicht empfiehlt.

Von den Kirchen Stülers nennen wir nur noch die gotische zu Fehrbellin, den letzten Kirchenbau dieses Meisters. Auch hier ist der Stoff Backstein — das Maßwerk aber ist aus Zement geformt!

Von Adler, dem Schüler Stracks, ist die kleine Christuskirche in Berlin, ein einschiffiger gotischer Backsteinbau mit geradelinigem Chorabschluß und einer offenen Vorhalle. Das Innere hat Emporen auf eisernen Säulen und trägt eine Holzdecke. Fenster haben nur die Kurzseiten, da sich an die Längsmauern von beiden Seiten Nachbargebäude schließen.

Auch auf dem Gebiet des Profanbaus, namentlich des Schloßbaus, hat Schinkel und seine Schule gelegentlich den gotischen Stil angewendet. Von dem Meister ist Schloß Babelsberg zu nennen und Stülers Talent haben wir bei dem Wiederaufbau der Burg Hohenzollern kennen gelernt.

Noch nennen wir das Werk eines Meisters, der außerhalb der Schinkelschen Schule steht, die englische Georgskirche im Monbijougarten, 1884—85 von Johannes Raschdorf erbaut, der schon in Köln einzelne Profanbauten in freierer Anwendung des gotischen Stils errichtet hatte. Dieses Bauwerk ist eins der anmutigsten, welche die moderne Gotik geschaffen hat, unübertroffen an malerischer Wirkung des Aufbaues. An das Hauptschiff legt sich ein kleines nördliches Seitenschiff, südlich ein Ausbau für den Stand der damaligen Kronprinzessin, der das Gotteshaus seine Entstehung verdankt, und die Famile der hohen Frau. Nach Osten ist der geradelinig geschlossene Chor unter niedrigerem Dache vorgebaut.*) Außen sind die Wände aus behauenen Granitsteinen in cyklopischem Mauerverbande aufgeführt, so daß auch das ehrwürdige Grau des Alters diesem Bauwerk nicht zu fehlen scheint. Die Fensterwandungen sind aus Sandstein hergestellt, das Dach und der ansehnliche Dachreiter mit Schiefer gedeckt. Das Innere, dessen Wände glatt verputzt sind, reicht nach englischen Vorbildern durch den ganzen Dachstuhl. Die Holzarchitektur, die auch an den Portalüberdachungen ihre angemessene Verwendung fand, hat ihre Naturfarbe behalten. —

Schon dieses Bauwerk, das seiner ganzen Formengebung nach den Typus der kleinen englischen Gotteshäuser trägt, ist hier nur aus örtlichen Rücksichten angeschossen, ein Grund, der zuweilen auch oben maßgebend war. Andere Bauwerke aber lassen sich auch unter diesem Gesichtspunkt nicht zu bestimmten Gruppen zusammenschließen. Es bleibt uns übrig, sie jetzt zu überblicken.

Die Übrigen.

Nur ein Überblick soll auch hier bei der Menge des Stoffes gegeben werden, der die bedeutendsten unter ihnen, oder die, welche

*) Diese Kirche ist übrigens die einzige unter den neueren Berlins, welche die Ostung inne hält. Die Kreuzkirche weicht schon etwas ab.

ihrer Entstehung oder Ausführung nach sonst ein Interesse bieten, berührt.

Der großartigste und zugleich einer der ältesten dieser Bauten ist die Nikolaikirche zu Hamburg. Obgleich der Meister dieses Werkes ein Engländer ist, hat er die Vorbilder für dasselbe in Deutschland gesucht. Daß aber unter den einheimischen Künstlern im Jahre 1842 keiner im stande war, ein solches Werk zu schaffen, ist eine ebenso unbestrittene wie erklärliche Thatsache. In England war nie, auch während der entartetsten Zopfzeit nicht, gotische Kunst ganz erloschen.*)

Und einer der bedeutendsten englischen Gotiker war George Gilbert Scott, der in England und in den britischen Kolonien zahlreiche Kathedralen und Kirchen errichtet hat. Der Sieg in dem Mitbewerb für die Nikolaikirche war kein leichter gewesen. Galt es doch, selbst den meisterhaften Entwurf eines Gottfried Semper und andere wohlgelungene**) aus dem Felde zu schlagen, und nicht ohne Zwirners Einwirkung hatte man sich entschieden. Die 1846 begonnene und 1874 vollendete Kirche, die auf dem Platz der bei dem großen Brande zerstörten alten Nikolaikirche erbaut wurde, stellt sich als eine dreischiffige Kreuzanlage mit $^{5}/_{10}$ geschlossenem Chor dar. Die ebenfalls mehreckig geschlossenen Seitenschiffe sind im Verhältnis zum Hauptschiff äußerst niedrig oder besser, dieses ist für eine dreischiffige Kirche wohl zu weit überhöht, wenn auch im Äußeren die mächtigen Strebepfeiler den Eindruck eines Mißverhältnisses weniger aufkommen lassen. Der imposante Turm steigt über die Mitte der Front 156 m hoch empor, vor dem Ausbau der Kölner Türme der höchste der Erde. Viereck, Achteck und Helm sind ein wahres Meisterstück gotischer Baukunst, in der einzelnen Ausführung sowohl, wie in der Gesamtwirkung. Der Helm ist in Sandstein aufgeführt und reich durchbrochen. Ein zweiter kleiner Turm erhebt sich als Dachreiter über der Vierung. Der Stoff ist für die konstruktiven Teile und für die Ornamentik Sandstein,

---

*) S. über die neuere Gotik in England Charles Eastleake, history of the Gothic Revival, London 1872; auch F. G. Jackson, Modern Gothic Architecture, London 1873.

**) Die preisgekrönten Entwürfe nach Grund- und Aufriß in Försters „Allgemeiner Bauzeitung", Jahrgang 1848.

für die Flächen Backstein. Auch die Skulptur hat an der Ausschmückung dieses Bauwerks reichen Anteil.

In der Nähe dieses größten deutschen Gotteshauses, das Protestanten je erbaut haben, in der Hauptstadt Mecklenburgs, erhebt sich ein anderes Denkmal der neueren Gotik, das trotz seiner viel kleineren Verhältnisse an Gediegenheit der Anlage jenem in keiner Weise nachsteht: die Paulskirche zu Schwerin, vollendet 1869. Auch hier eine Kreuzanlage mit $^5/_{10}$ geschlossenem Chor. Die drei hallenförmigen Schiffe des Langhauses setzen sich über das Transsept hinaus fort und stoßen außen an die zierlichen kleinen Chortürme. Die Hauptstirnseite wird durch den viereckigen Westturm beherrscht, den bis zum Übergang ins Achteck kräftige Strebepfeiler begleiten. Das Material sind Ziegel, zu deren Belebung Glasuren dienen; die dekorativen Teile, so auch die reichen Portalwimperge und das Fenstermaßwerk sind aus Thon gebrannt. Der Meister dieses Werkes ist der Baurat Krüger, dem Schwerin auch die reizende gotische Friedhofkapelle verdankt.

Auf das Vorbild der frühgotischen Kathedralen Nordfrankreichs geht ein Bau der jüngsten Zeit zurück, die Petrikirche in Leipzig, die in den Jahren 1881—85 von den Baumeistern Lipsius und Härtel errichtet wurde. Einem dreischiffigen Längsbau mit mehreckig geschlossenem Chor und Kapellenkranz legt sich westlich ein weit heraustretender Portalbau vor, der in zwei Seiten des Sechsecks abschließt, welche je einem Doppelportal Raum gewähren. Der Vorbau wird von zwei kleineren Fronttürmen flankiert. Da, wo an jenen französischen Bauten oft eine Galerie mit den Gestalten französischer Könige sich hinzieht, zeigt sich hier über den Portalen eine ähnliche Anordnung; den Figurenschmuck bilden Gestalten der biblischen Geschichte. Die bedeutende Gewölbespannung des 17 m breiten Mittelschiffes, das hierin selbst die Münster zu Straßburg und Ulm übertrifft, erforderte außen neben den stärkeren noch geringere Strebepfeiler, wodurch die Seitenstirnseiten reiche Gliederung empfingen. Aber auch ohne dies zeigt der Grundriß große Mannigfaltigkeit, indem sich an den westlichen Enden der Seitenfront kleine Vorräume, an das östliche der südlichen Stirnseite ein Anbau für Vorstands- und Pfarrstuben, an das der nördlichen der Turmbau legt, der in schlanken Formen sich 90 m hoch erhebt. In den nur

als Gänge dienenden Seitenschiffen sind Emporen angeordnet und der Raum unter den letzteren wird beleuchtet durch besondere kleine Fenster in der Form von gleichschenkeligen Spitzbogen.

Ein anderer sächsischer Meister, Ludwig Möckel, ist noch unbedingter ein Anhänger der Ideen eines Viollet-le-Duc. Wir nennen von seinen Kirchenbauten nur die Johanniskirche zu Dresden und die Kirche zu Planitz, beide im Jahre 1878 vollendet.

Ein anderes Bauwerk, die evangelische Stadtkirche zu Wiesbaden, zeigt aufs neue eine Vermischung der Gotik mit klassischen Elementen. Die Kirche wurde vom damaligen nassauischen Oberbaurat Boos in den Jahren 1852—62 errichtet. Ein Blick auf das Äußere weckt in uns sofort die Empfindung, daß wir es hier kaum mit einem gotischen Gebäude zu thun haben. Es bildet im Grundriß einen dreischiffigen Längsbau mit mehreckig geschlossenem Chor und Umgang. Das flache Satteldach wie die Pultdächer der Seitenschiffe entziehen sich dem Blick. Die Westfront ist durch Gesimse mit begleitenden Bogenfriesen stark wagrecht gegliedert, und schließt oben mit einer hohen Galerie. Denselben Charakter zeigt der Westturm sowie die vier kleineren Ecktürme. Die Verteilung der Massen dieses Baues ist vorzüglich. Nur schade, daß der ruhige Eindruck dieser Stirnseiten durch das Strebewerk gestört wird; nur schade, daß die Fensterreihen in Spitzbogen schließen. In der Darlegung der Grundsätze, von denen sich der Baumeister bei diesem Werke leiten zu lassen gedachte,*) setzt er sich vor, auch die lichtvollere, ernst heitere Formenbildung der klassischen Stile auf sich einwirken lassen." Wohin das führte, hat uns Schinkel gezeigt.

Wir werfen noch einen Blick in das Thal der Mosel, das ja an interessanten Bauwerken aus alter und neuer Zeit so reich ist. Hier steht auch einer der frühesten Bauten der neueren Gotik, die von Claudius von Lassaulx 1824—26 errichtete Kirche zu Treins. Lassaulx war ein Meister in der freieren Anwendung der romanischen Baukunst, der er ihre Schwere und Gedrungenheit zu nehmen suchte. Und dies Bestreben verleitete ihn, es auch einmal mit dem Spitzbogen in einer ihrem ganzen Charakter nach romanischen Anlage zu versuchen. So entstand hier eine dreischiffige Hallen-

*) S. im Christlichen Kunstblatt, Jahrgang 1864, Nr. 3.

kirche, über die sich im Westen ein Turm mit schlankaufsteigender Spitze erhebt, während der Chor mit einem mächtigen achtseitigen Klostergewölbe überdeckt ist. Dieser Chor ist ohne Fenster, nur aus dem Grunde, damit die Kuppel ihren Zweck erhält, denn durch sie wird dieser Teil der Kirche erleuchtet.

Wir haben endlich noch zwei bedeutendere, und vor allem zwei stilgerechter gebildete Bauwerke ins Auge zu fassen: Die Johanniskirche in Stuttgart und die Elisabethkirche in Basel.

Der Erbauer der ersteren ist Christian Leins. Auch ihre Bauzeit fällt in unruhige Jahre, 1866—71. Der Baumeister war in seinen Entwürfen an ein ziemlich ausführliches Programm gebunden, welches der Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs auf Ansuchen des Bauherrn, der Gemeinde, aufgestellt hatte. Leins hat es aber verstanden, sich ganz in die gestellten Aufgaben hineinzufinden und ein Werk von schöner Einheit zu schaffen. Die Kirche bildet eine Kreuzanlage, in der sowohl Quer- als Langhaus dreischiffig, und die Mittelschiffe überhöht sind. Der Chor ist $^5/_{10}$ geschlossen und von Kapellen umgeben. Eigentümlich ist hier die Breite des nur wenig vortretenden Transsepts, welche die des Langhauses übertrifft und durch welche die Aufgabe, die Gemeinde möglichst eng um die Kanzel zu gruppieren, trefflich gelöst worden ist. Über der Hauptstirnseite steigt der 60 m hohe Turm auf, der, aus dem Viereck leicht und gefällig ins Achteck übergeführt, in einer schön gegliederten Pyramide endigt. Maß- und Stabwerk zeigen hier, wie an den übrigen Teilen des Baues die reichen Formen des entwickelteren Stils, hie und da auch spätgotische Motive, jedoch ohne auszuarten. Der im Grundriß auf knappe Verhältnisse beschränkte Chor wird durch hochaufragende Strebebögen gestützt, zwischen denen die niedrigen Kapellen freilich, wie bei der Christuskirche in Hannover, allzu gering erscheinen.

Kleinere gotische Kirchenbauten von Leins, die in ganz Württemberg zerstreut liegen, übergehen wir als weniger eigentümlich, nennen in Stuttgart auch nur die katholische Marienkirche von Egle, ein ziemlich streng behandeltes aber in seinen edlen Verhältnissen doch ansprechendes Bauwerk, um uns schließlich wieder an den Rhein zu wenden.

Die Elisabethkirche zu Basel war eine Stiftung des frommen

Christof Merian. Im Jahre 1856 wurde die Mitbewerbung ausgeschrieben, aus welcher der Züricher Ferdinand Stadler, ein eifriger Anhänger der gotischen Kunst, als Sieger hervorging. Die Kirche wurde nach seinem Plan von Christof Riggenbach in den Jahren 1858—62 ausgeführt: eine dreischiffige Hallenkirche ohne Querhaus, im übrigen der eben betrachteten Johanniskirche nicht unähnlich. Das dekorative Element tritt jedoch hier, abgesehen von Hauptfront und Turm, merklich zurück. So wirken bei diesem Bau mehr die Massen, wobei das über die drei Schiffe gespannte Dach das Seine thut. Das Innere dieser etwa 53 m langen und 22 m breiten Halle kommt über das so leicht den Eindruck Störende der auch hier erforderten Emporen schon dadurch verhältnismäßig glücklich hinweg, daß diese mit ihrer Vorderkante nur bis zur halben Stärke der Pfeiler reichen, sodaß die Dienste in ihrem Aufstreben nicht unterbrochen erscheinen.

So beenden wir denn diese Übersicht zwar, in politischer Hinsicht, nicht auf deutschem Boden, aber doch an einer Stätte, die — und das war für die Grenzen unserer Auswahl maßgebend — mit zu dem weiten Gebiete gehört, auf welchem einst gotische Baukunst sich zu einem bestimmten Gepräge, der deutschen Gotik, herausgebildet und vollendet hatte und auf welchem diese Kunst auch heut noch einen einheitlichen Charakter trägt; und das reicht, soweit die deutsche Zunge klingt.

Schluß.

Nicht nach dem Recht der Gotik innerhalb unserer Tage wollen wir fragen, wenn wir jetzt auf die romantische Bewegung zurückblicken. Denn diese Frage wird jedesmal anders entschieden werden, je nach den Bedingungen, unter denen man gewillt ist, das Recht einer bestimmten Kunstübung anzuerkennen. Läßt man nur die Kunstgattung, oder genauer ausgedrückt den Baustil gelten, der das innerste Leben und Bewußtsein der Zeit verkörpert, so dürfte kein Spitzbogen mehr gewölbt, kein Zirkel mehr angesezt werden, daß sich nach des Chores Maß und Gerechtigkeit ein Gotteshaus kühn in die Lüfte recke. Denn von dem Geist des Mittelalters sind wir soweit entfernt, wie der Abend vom Morgen. Ist man aber bereit, die Anwendung des Stils schon zu billigen, dessen Formen am

ehesten als ein Sinnbild bestimmter Ideen gelten können, so wüßte ich freilich nicht, welches Gotteshaus sprechender, denn das gotische, sich als die Stätte der Religion verriete, deren Schibboleth es ist: Unser Wandel ist im Himmel! Und das hat für evangelische, wie für katholische Kirchen dieselbe Bedeutung. Auf diesem Gebiet gibt's nichts zu protestieren, sagt Otte mit Recht.

Nicht nach dem Recht der Gotik wollen wir fragen, wohl aber nach ihrer Pflicht in unserer Zeit, d. h. nach den Wandlungen und Abänderungen, welche sich dieser Stil gefallen lassen muß, um unserem Leben nicht als ein Fremdes gegenüber zu stehen. Man hat der Gotik den Vorwurf gemacht, daß sie nicht entwicklungsfähig sei. Und dieser Vorwurf enthält, in gewissem Sinne, ein Körnlein Wahrheit. Jedenfalls führt er uns auf einen tiefgreifenden Unterschied zwischen dem gotischen Kult- und dem gotischen Profangebäude.

Im Dienste der Religion ist die gotische Kunst das geworden, was sie ist, ein besonderer Stil. Hier wurzelt sie daher ihrem innersten Wesen nach, und nirgends hat sie sich in ihrer ganzen, überwältigenden Macht so herrlich entfaltet, wie an Gotteshäusern. Aber nirgends auch ist sie so abhängig von der Idee, die in ihr zum Ausdruck kommt, wie hier; nirgends fordert sie so unbedingt nicht nur kundige, sondern ebensosehr schonende Hände. Die kirchliche Gotik setzt mehr, wie jede andere Kunst, ihre eigene Individualität gegen die des Meisters. Diese Formen sprechen bis zum einzelnen, unscheinbarsten Ornament, immer wieder so lebendig den einen großen Gedanken des Ganzen aus, daß jedwedes fremde Element sogleich als ein Mißton in diesem Einklange empfunden wird.

Und wenn dieser Kunst, dieser heiligen Gotik, jetzt, nach so vielen Jahrhunderten, ein neues Leben entsteht, so fragen wir: Ist es nicht ein und dieselbe Idee, der sie dient? Sind es nicht, so mannigfach auch die Formen des Lebens vom Weiten zum Engen, vom Verkehr der Gesellschaft bis zum Denken und Empfinden des Einzelnen, sich verändert finden, dieselben ewigen Mächte, die über diesem wechselvollen Leben walten? Warum verlangt man also, daß der gotische Dom sich anpassen soll den Formen und Bedingungen des modernen Lebens, da sie, die kirchliche Gotik, doch nicht ein Ausdruck dieser dem Wechsel unterliegenden Formen sein soll? Und

darum dürfte diese Gotik einer Entwickelung, die solchen Ursachen entspringt, oder besser, die solchen Zwecken dient, allerdings kaum fähig sein. Darum fort auf diesem Gebiet mit allen „glücklichen Verwendungen moderner Motive"! Hier darf weder der Antike ein unmittelbarer Einfluß auf die Formengebung gestattet werden, noch ihrer Renaissance, die doch — und gewiß nicht mit Unrecht — für einen Ausdruck des modernen Zeitgeistes gilt. Hier kann auch der romanische Stil keinen Zulaß finden, mag er immer dem christlichen Bewußtsein näher stehen. Auch der Zentralbau mit beherrschender Kuppel vermag es nicht, jene Idee rein zum Ausdruck zu bringen, ganz abgesehen davon, daß er weder durch die Stellung des Altars, noch die der Kanzel gerechtfertigt erscheint.

Aber nicht jeder Entwicklungsfähigkeit ist die kirchliche Gotik bar. Ein immer reinerer und vollkommener Ausdruck nicht ja des Unbedingten selber, sondern unseres Verhältnisses zu diesem ist ihr Ziel. Daß sie diesem Ziel in ihrer mittleren Epoche und zwar in den Werken, die durch den Kölner Dom dargestellt werden, am nächsten gekommen, wollen wir nicht erst beweisen. Das Zurückgreifen auf die Frühgotik scheint also unzweckmäßig, und, wo es in der Absicht geschieht, dem Stil so eine Entwickelung zu ermöglichen, unnötig: Auch ein Werk, wie der Kölner Dom ist noch kein Ideal der Vollkommenheit. Aber bei allen Mängeln, die sich hier finden, von dem unvorteilhaften Umrisse des Turmbaus bis zu der etwas überladenen Chorpartie, zeigt doch der Charakter der Gotik, wie er hier zum Ausdruck kam, den Weg, auf welchem die katholische, wie die evangelische Kirchenbaukunst fortzuschreiten hat, die letzte natürlich mit manchen Abänderungen in den Größenverhältnissen, der Kapellenanlage und anderem, die eben der veränderte Ritus erfordert, die aber den Stil als solchen nicht betreffen. Dabei wird es nicht die bedeutungsloseste Aufgabe sein, die Fortschritte der modernen Technik mit diesem Stil in einen wahren Einklang zu bringen.

Eine völlig andere Stellung nimmt der gotische Profanbau ein. Wenn die gotische Kunst ihr eigentliches Reich, das zum Himmel aufstrebende Gotteshaus, verließ, um mitten in den Strom des alltäglichen Lebens und in den Dienst der Menschen zu treten, mußte sie es sich gefallen lassen, wenn man ihre Formen in diesem Sinne um-

prägte und diese Tochter einer höheren Welt so an die Erde fesselte. Hier, auf diesem Gebiet, wurde mit Recht von ihr verlangt, daß sie den veränderten Lebensanschauungen und -verhältnissen, dem Geist der neuen Zeit Rechnung trüge; und hier ihre Lebensfähigkeit zu erweisen, galt es vor allem einen nicht leichten Kampf, der noch immer nicht beendet ist. Das, was ein Heideloff, oder die Münchener und andere zu anfang leisteten, ging freilich über das Umkleiden eines nach beliebigen Gesetzen errichteten Baues mit gotischen Ornamenten wesentlich nicht hinaus, und erfreute sich als „Theatergotik" eines freilich wohlfeilen Spottes. Erst die Erneuerungsbauten und Fortführungen bildeten Meister heran, die, mit den Konstruktionsgrundsätzen vertraut, mit guten Waffen in den Kampf für die Gotik eintraten; und ein Sieg auf dem Gebiet des Profanbaus war, wie wir sahen, vor allem Friedrich Schmidts Rathaus zu Wien. Hier hatte sich die gotische Kunst dem modernen Geist rückhaltslos hingegeben und zugleich allen Anforderungen Rechnung getragen, die ein Zentralpunkt modernen Verkehrslebens in weitgehender Weise stellte. Und niemand wird es dem Meister verdenken, daß er zur Erreichung seines Zweckes einen ziemlich innigen Bund mit der Renaissance schloß. Was hier für ein öffentliches Bauwerk, das zugleich eines monumentalen Charakters nicht entbehren durfte, erreicht worden war, das schufen für den Privatbau vor anderen Hase und seine Schüler. Sie haben für die Lösung ihrer Aufgabe sonderlich die Beihilfe des romanischen Stils herangezogen, und daß auch ihr gotisches Gewissen nicht gerade eng war, weiß jeder, der diese Bauten auch nur flüchtig gesehen hat. Aber gerade diese freie Verwendung des Stils, dieses Herbeiziehen beliebiger fremder Motive, je nachdem die Konstruktion oder auch die Phantasie ihrer bedarf, ohne daß doch der einheitliche Charakter des Werkes dabei eingebüßt wird, darf, wenn auch nicht als eine Fortentwickelung in strengem Sinn, so doch als eine berechtigte Handhabung des profangotischen Stils gelten.

Aber merkwürdig gewiß: auch hier auf dem Gebiet der Profanbaukunst, wo, wie wir sehen, die Gotik außerhalb des eigentlichen Reiches ihrer idealen Aufgaben steht, wo sie nicht mehr im Dienste jener großen Idee die volle Macht ihrer Formen entwickeln kann, auch hier wirkt sie, wenn auch durch bescheidenere Mittel, veredelnd.

Denn nicht nur die Lösung schwieriger konstruktioneller Aufgaben giebt sie dem für die realen Bedürfnisse unserer Zeit schaffenden Baumeister an die Hand — sie gewinnt ihre Bedeutung vor allem durch das in ihrem eigentümlichen Wesen begründete strenge Verwerfen jeder ornamentalen Gliederung, die nicht zugleich sich aus dem Grundgedanken mit Notwendigkeit ergiebt, jeden Ausdruckes eines besseren Stoffes, als des wirklich verwendeten. Und so steht die Gotik auch hier, wie immer, im Dienst der Wahrheit.

Quellenangabe.

I. 1.

Haym, Die romantische Schule, Berlin 1871.
Hettner, Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhang mit Goethe und Schiller, Braunschweig 1850.
Julian Schmidt, Geschichte der Romantik, Leipzig 1848.
Die Werke der behandelten Romantiker.
Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, Berlin 1884.
August Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitt. IV, V, Leipzig 1872/73.

I. 2.

„Sulpiz Boisserée“, Stuttgart 1862.
Das Kölner Domblatt.
Rudolf Springer, Essays 1885: Sulpiz Boisserée, Goethe und der Kölner Dom.
Hermann Hüffer, Sulpiz Boisserée und der Kölner Dom, Kölnische Zeitung 1884, Nr. 358.
Die Werke Sulpiz Boisserés.
Martin von Reider, die Bemühungen der Deutschen in Erforschung der Denkmäler altdeutscher Baukunst 2c., Bamberg 1841; 1847.
Die Seite 19 besprochenen Werke.

II. 1. und 2.

Das Christliche Kunstblatt, Stuttgart.
Das Organ für christliche Kunst, Köln.
Das Archiv für kirchliche Baukunst, Berlin.
Försters Allgemeine Bauzeitung, Wien.
Zeitschrift des Architekten- und Ingenieurvereins zu Hannover.
Deutsche Bauzeitung, Berlin.
Jahrbuch über die Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiet der praktischen Baugewerbe 1871 und 72 unter Baugeschichte.
Ennen, Der Dom zu Köln, Köln 1878.
Friedrich Pecht, deutsche Künstler des 19. Jahrh. III., Nördlingen 1881.
Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 1881, Wien.
Reichensperger, „Georg Gottlob Ungewitter“, Leipzig 1866.
Reichensperger, Die christl. german. Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart, Trier 1860.
von Wolzogen, „Aus Schinkels Nachlaß“, Berlin 1862—64.
Berlins Baudenkmale, herausg. vom Architektenverein.
Lübke, Deutsche Architektur in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. in Westermanns Monatsheften 1857 und 1862.
Lübke, Geschichte der Architektur Bd. II, Leipzig 1886.
Grenzboten v. 1865, Vierteljahrsband 1 u. 2.
Das Kölner Domblatt.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XV. Heft 6.

Die Pietät

und ihre Pflege in Volk und Haus.

Von

Franz Blanckmeister,
Pastor in Dresden.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1890.

Wenn Christus zu den Pharisäern und Sadducäern spricht (Matth. 16, 3): „Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnet ihr beurteilen, könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurteilen?" — so hat er damit ausgesprochen, daß es Pflicht des Christen ist, sich gegen die Zeichen der Zeit nicht gleichgiltig zu verhalten, sondern dieselben an dem Prüfstein des göttlichen Wortes einer fortwährenden Kritik zu unterwerfen. Niemand dürfte ja auch ohnehin zur Beurteilung der Zeit geeigneter sein als gerade der Christ. Je höher der Standpunkt, desto weiter der Gesichtskreis. Der Weltmensch steckt meist selbst im Parteigetriebe der Zeit so tief drinnen, daß sein Blick von dem Qualm und Staub der Erde nicht unwesentlich getrübt wird und sein Gesichtskreis dem Horizonte jenes halb mit Blindheit geschlagenen Vierfüßlers bedenklich ähnelt, der in der Erde seine Gänge gräbt und sich nur hie und da drei Zoll hoch über die Erde zu erheben vermag. Der Christ „steht auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei". In Kraft des göttlichen Wortes, in welchem er lebt und webt und ist, in Kraft seiner ganzen auf dem festen Grunde dieses göttlichen Wortes auferbauten Weltanschauung nimmt der christliche Beobachter den denkbar höchsten Standpunkt ein. Was jener Philosoph des Altertums als kühne Forderung ausgesprochen hatte: „Gieb mir einen Punkt außerhalb der Welt, und ich hebe die Welt aus den Angeln!" — das hat im Christentum seine Erfüllung gefunden. Der Punkt außerhalb der Welt, in welchem der Christ einsetzt, das ist das göttliche Wort; und wenn der Christ von diesem Punkte aus die Welt auch nicht buchstäblich aus den Angeln hebt, so vermag er sie doch von da aus mit unvergleichlich klarerem und schärferem Blicke zu überschauen und zu beurteilen als der natürliche Mensch, der diese ideale Höhe nicht erklommen hat und noch in den Thälern der Erde wandelt nach Leib und Seele. Der Christ hebt die Welt sozusagen kritisch und geistig aus den Angeln.

Wollen wir nun von der Hochwart der christlichen Weltanschauung aus die „Zeichen der Zeit" und daraus die Zeit selbst beurteilen, so gilt es nicht sowohl auf die Welt der Erscheinungen die Blicke zu lenken als vielmehr auf die Welt der Gesinnungen. Was in der Welt sichtbar und greifbar sich abspiegelt, das ist ja noch lange nicht die Welt selbst, das ist nur der Wiederschein von allerhand Triebkräften, die im Verborgenen arbeiten. Diese geheimen Triebkräfte müssen vor allen Dingen ergründet werden.

Wer die Natur des Meeres kennen lernen will, der darf nicht bloß das leichte Gekräusel der Wellen beobachten, er muß in die Tiefe der Wasser selbst hinabtauchen und hinabsteigen bis auf den Grund. Wer Blicke thun will in die Natur des Menschen, der muß vor allen Dingen die Natur des menschlichen Herzens zum Gegenstande seines Studiums machen. Und wer seine Zeit verstehen will, der muß ihr möglichst auf den Grund zu gehen und ins Herz zu schauen suchen und darf nicht an der Oberfläche haften bleiben. Seine Aufgabe muß sein, aus den mannigfaltigen Erscheinungen der Zeit deren ethischen Grundcharakter zu finden, dergestalt, daß dann die Zeiterscheinungen wieder richtig darauf zurückgeführt werden können.

Aus mannigfaltigen Zügen nun setzt sich wiederum das Bild dieses sittlichen Gesamtcharakters der Zeit zusammen; die einen springen mehr in das Auge, die andern weniger. Es liegt ganz in der Natur der Sache, daß man die letzteren in ihrer Bedeutung oft genug unterschätzt, ja nicht selten völlig übersieht. Der oberflächliche Beobachter hält es kaum der Mühe wert, ihren Spuren nachzugehen und erachtet sie als zu klein, um sie überhaupt mit in Betracht zu ziehen. Indessen soll ein richtiges Bild der Zeit zu Tage gefördert werden, so müssen neben den mehr in die Erscheinung fallenden Zügen auch solche beobachtet werden, die wegen ihrer Feinheit dem Auge leicht entgehen. Daß so manche Tagesschriftsteller und Kulturhistoriker oft völlig schiefe und unvollständige Zeitbilder liefern, das hat nicht zum Geringsten seinen Grund darin, daß sie auf sorgfältige Beobachtung solcher kleiner Dinge, die allerdings nicht am Wege liegen, glauben Verzicht leisten zu dürfen.

Zu solchen wenig beobachteten Kleinigkeiten, welche bei einer Charakteristik des Geistes der Zeit nicht dürfen unberücksichtigt

gelassen werden, gehört auch das, was man Pietät nennt. Und gerade weil es solch eine Kleinigkeit ist, die von den meisten über die Achsel angesehen wird, möchten wir uns ihrer annehmen und nachweisen, welch großer Wert in dieser Kleinigkeit liegt, die ebendarum für uns keine Kleinigkeit ist.

Wie wenig man auf die Pietät geachtet hat, dürfte schon daraus hervorgehen, daß unseres Wissens bis jetzt sich noch niemand über diesen Gegenstand im Zusammenhange geäußert hat. Was Pietät ist, davon haben wir ja alle ein unmittelbares Gefühl. Daß die Pietät als etwas Löbliches gefördert und gepflegt werden muß, das ist allen Gutgesinnten und allen Christen ohne weiteres klar. Und doch ist noch niemand näher auf diesen Gegenstand eingegangen. Die neuere Ethik, die alle sittlichen Grundbegriffe so genau behandelt hat, hat doch gleichwohl die Pietät noch nicht des weiteren untersucht; sie kennt natürlich die Sache und braucht das Wort, im ganzen aber streift sie doch nur den Gegenstand, um den es sich hier handelt. Und doch ist es ein ebenso interessantes als lohnendes Unternehmen, sich in das Geheimnis der Pietät zu versenken und einmal die Zeit in ihrem Lichte zu betrachten.

Wir wenden uns jetzt dieser Aufgabe zu dergestalt, daß wir versuchen, zuerst Wesen und Wert der Pietät herauszustellen, dann die Erscheinung der Pietät in den verschiedenen Zeiten und Lebenskreisen zu schildern und endlich einige Winke und Ratschläge zu geben behufs der Pflege der Pietät in Volk und Haus.

Was ist Pietät? Mit der unklaren Vorstellung, welche wir in uns tragen, dürfen wir uns nicht begnügen. Wir müssen sie zum Begriffe zu erheben suchen.

Es ist schwer, eine unanfechtbare Begriffsbestimmung zu finden. Die Pietät, für die wir überdies leider kein gutes deutsches Wort besitzen, gehört mit zu jenen unerklärbaren Begriffen, deren innerstes Wesen man schließlich durch keine auch noch so spitze Bestimmung zu erfassen vermag, und von denen gilt, was Goethe gesagt hat: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!" Und so könnten wir denn kurz und gut sagen: Pietät ist eben Pietät, wie Minna von Barnhelm sagte: Ehre ist — Ehre, als Tellheim ihr den Begriff der Ehre enträtseln wollte, oder wie jener Pfarrer ver-

fuhr, der auf die Frage, was „Christum lieb haben" bedeute, die Antwort gab: Christum lieb haben — ja davon ahne ich etwas! Trotzdem wagen wir uns an die schwierige Aufgabe.

Gilt es einen Begriff wie Pietät zu bestimmen, so liegt es am nächsten, sich bei der Etymologie Rats zu erholen. Schlagen wir das lateinische Wörterbuch auf, so tritt uns bei dem Eigenschaftsworte pius die dürre, farblose Grundbedeutung „pflichtmäßig handelnd" entgegen. Pflichtmäßig handeln kann man nun gegen Gott und gegen Menschen, und so ergiebt sich im ersten Falle die Bedeutung fromm und im letzteren Falle die Bedeutung zärtlich liebend. Das Hauptwort: pietas bedeutet demgemäß im allgemeinen das Pflichtgefühl, im besonderen Frömmigkeit gegen Gott und zärtliche Anhänglichkeit, Liebe und Dankbarkeit gegen Menschen. In letzterem Sinne scheint das Wort am häufigsten und gewöhnlichsten angewandt worden zu sein. Die Darstellung der pietas als Person legt dies nahe. Als im Jahre 603 nach Gründung Roms eine Tochter ihrer im Gefängnis zum Hungertod verurteilten Mutter durch die Milch ihrer Brust das Leben gefristet hatte, da wurde zur Erinnerung an diese That kindlicher Liebe der Göttin Pietas auf dem forum olitorium ein Tempel geweiht und zu Ehren der neuen Göttin Münzen geschlagen, auf denen dieselbe dargestellt ist als Matrone, welche Weihrauch auf den Altar streut und Kinder neben sich hat.

Wir sehen zur Genüge: was den Römern pietas gewesen ist, das ist entschieden mit dem verwandt, was wir unter Pietät verstehen. Aber die feine Begriffsschattierung, die wir heute mit dem Worte Pietät verbinden, fällt doch nicht mit dem antiken Worte pietas zusammen. Pietas läßt sich nicht immer mit dem Ausdruck Pietät übersetzen. Die pietas kannten die Alten wohl, die Pietät kannten sie, recht verstanden, noch nicht und konnten sie nicht kennen.

Die Bestimmung, welche uns die Etymologie an die Hand giebt, ist also unzureichend. Wir müssen uns anderweitig umsehen. Die Werke der Theologen und Philosophen lehren uns, daß von ihrer Seite schlechterdings nicht versucht worden ist, den Begriff der Pietät zu bestimmen. Was Liebe, Sünde, Sitte und dergl. ist, das hat man nach allen Seiten hin beleuchtet. Die Pietät wird wohl berührt, es wird aber kein Versuch gemacht, die Merkmale, die

unsern Begriff ausmachen und ihn von anderen Begriffen unterscheiden, herauszuheben und organisch zusammenzufassen. Uns ist wenigstens weder ein Vertreter der philosophischen noch ein solcher der theologischen Ethik bekannt, der hiervon eine Ausnahme machte. Die trefflichen, geistvollen „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches“, in welchen Charlotte Duncker fast sämtliche ethische Grundbegriffe in mustergiltig lebensvoller Weise zum Gegenstande kleiner Besprechungen gemacht hat, sind über die Pietät mit Stillschweigen hinweggegangen, obwohl eine Untersuchung über diesen Gegenstand gerade dort wohl am Platze gewesen wäre. Selbst Martensen hat sich begnügt, die Pietät nur zu nennen, ohne sich auf eine Bestimmung, geschweige auf eine ausführliche Darstellung einzulassen. Gerade von ihm aber hätten wir ein Wort über Pietät willkommen geheißen.

Von Goethe, dem nichts Göttliches und nichts Menschliches fremd blieb, haben wir, wenn auch nicht gerade eine strenge Begriffsbestimmung, dergleichen ja Goethes Sache nicht war, so doch eine geistvolle Beschreibung des Gegenstandes. Im 46. Bande seiner Werke (Textausgabe von 1833 S. 97, vgl. Justus Mösers Werke 1842 ff. Band 1 S. 1 und 2) begegnen wir folgender bedeutsamen Stelle:

„Pietas, gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr, und gesteht ihr zu, sie sei fundamentum omnium virtutum. Wenn gewisse Erscheinungen der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nötigen, ihr eine Art von radikalem Bösen, eine Erbsünde, zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichsam eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er im Menschen kultiviert zur Thätigkeit ins Leben, zur Öffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät wie die Alten. Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Tiere und somit gegen Grund und Boden, Stadt und Land; sie umfaßt alles; und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel

zu; sie allein hält der Egoisterei das Gleichgewicht; sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt." —

Wir werden sagen müssen, die angeführten Worte sind geistvoll, tief und gesund. Mit seiner staunenswerten Ursprünglichkeit und seinem durchdringenden Scharfblick hat hier der Dichterfürst die wesentlichsten Merkmale der Pietät, welcher er übrigens selbst nach seiner ganzen Art nicht fremd gegenüberstand, herausgefunden und ans Licht gestellt. Es liegt eine tiefe Wahrheit darin, wenn er die Pietät mit den Alten fundamentum omnium virtutum nennt; es ist ein schöner Gedanke, wenn er der „Erbsünde", dem radikalen Bösen, die Pietät als „Erbtugend" an die Seite stellt; es ist richtig, wenn er die Möglichkeit einer Pflege der Pietät —, einer fortgehenden Erziehung des Menschen zur Pietät behauptet; es ist zutreffend, was er über die Bethätigungskreise der Pietät sagt; es trifft völlig die Wahrheit, wenn er die religiöse Seite oder Wurzel der Pietät wenigstens andeutet, sie sanctissimum nomen nennt und ihr nachsagt, sie wende ihr Letztes und Bestes dem Himmel zu. Kurzum wir dürfen sagen, Goethe führt uns auf die richtige Spur, er hat im wesentlichen den Kern der Sache getroffen. Wir werden es nicht umgehen können, im folgenden wiederholt auf ihn zurückzukommen.

Gleichwohl hat doch auch Goethe die Sache nicht endgiltig gelöst, so daß nun etwa an seiner Darstellung schlechterdings nichts auszusetzen wäre. Wir stehen nicht an, Goethes Beschreibung der Pietät doch als etwas zu weit und allgemein, somit als ergänzungsbedürftig zu bezeichnen. Die Gesinnung der Eltern gegenüber den Kindern werden wir doch kaum unter der Pietät im modernen Sinne begreifen dürfen. Man sieht also, wie sich bei Goethe der antike und moderne Begriff der Pietät durchkreuzen. Es ist charakteristisch, daß Goethe einen antiken Ausspruch — das ist er doch wohl — an die Spitze seiner Worte gestellt hat. Seine ganze Weltanschauung wurzelt in der Antike, wenn sie auch keineswegs rein antik ist. Diese antike Wurzel seiner Weltanschauung, die sich bei ihm nie verleugnet, hat ihn verhindert, den Begriff der Pietät noch tiefer und voller zu fassen. Unseres Erachtens ist es unerläßlich, bei Be-

handlung dieses Gegenstandes von christlicher Grundlage auszugehen.

Wenn man in christlichen Litteraturerzeugnissen — die gegnerische Presse nimmt das Wort Pietät, bezeichnend genug, nicht gern in den Mund — dem Ausdrucke Pietät begegnet, so pflegt man ihn nicht selten in Verbindung mit dem andern Ausdrucke Autorität zu finden. „Steht das Familienhaupt den übrigen Gliedern der Familie gegenüber im Verhältnis der Autorität, so stehen diese zu ihm im Verhältnis der Pietät" — so lesen wir beispielsweise in dem schönen Buche „Die Familie von W. H. Riehl". Autorität und Pietät gehören auch thatsächlich zusammen wie ein Geschwisterpaar, sie bilden ein inneres Ganze. Pietät kann nie allein dastehen, sondern immer nur da, wo Autorität ist, der die Pietät sich hingeben kann. Und die Autorität muß ihrem Wesen nach Anspruch darauf machen, Beachtung, Empfänglichkeit, Pietät zu finden, sonst steht sie in der Luft und fällt in sich zusammen. Die Autorität ist eine sittliche Macht, die nicht etwa eine physische sondern eine sittliche Wirkung hervorbringen will. Daraus folgt, daß solch eine Macht, wenn sie keine sittliche Wirkung mehr hervorzubringen vermag, also aufhört autoritativ zu wirken, ebendamit aufhört, das zu sein, was sie ist und sein sollte. Der Herr bleibt nur so lange Herr, als er einen Knecht, einen Diener unter sich hat. Fehlt der Diener, so verliert er auch den Charakter des Herrn.

Demgemäß könnten wir Pietät ganz im allgemeinen nennen Hingabe unter die Autorität, Heilighaltung der Autorität, Unterordnung unter die Autorität. Hierbei muß aber sowohl der Träger als auch der Gegenstand der Pietät genauer bestimmt werden. Was die Unterordnung betrifft, so muß sie eine freie, ohne Widerstreben aus dem Gemüt herausquellende sein, um unter den Begriff der Pietät zu fallen. Was die Autorität angeht, so fragt es sich, was alles darunter zu begreifen ist. Die höchste Autorität, von der wir abhängen, die hinter allen Autoritäten steht und ihnen ohne Ausnahme erst ihre autoritative Würde und Herrlichkeit verleiht, ist Gott. Die Unterordnung unter diese Autorität aller Autoritäten pflegen wir gewöhnlich nicht Pietät zu nennen, sondern Glaube, Religion. Der allgemeine Sprachgebrauch und unser eigenes Sprachgefühl sagt uns sofort, daß die Pietät im

engeren Sinne es vielmehr mit den abgeleiteten Autoritäten zu thun hat, das heißt nicht mit Gott, dem wir ja im letzten Grunde alles zu verdanken haben, sondern den *gottgeordneten Mächten*, aus denen der Höchste unmittelbar unser geistleibliches Dasein herauswachsen ließ, wie der Baum aus dem Erdreich und der Apfel aus dem Baum herauswächst. Solche Mächte aber sind Natur, Vaterland, Heimat, Staat, Stand, Familie, Kirche, Reich Gottes u. s. w.

Demgemäß werden wir die *Pietät* im engeren, modernen, gangbaren Sinne bezeichnen dürfen als *diejenige Gemütsbeschaffenheit eines Menschen, nach welcher er den Grund und Boden heilig hält, der ihn hervorgebracht hat. Pietätvoll ist also derjenige, der die Gesamtheit der sittlichen Mächte heilig hält, aus denen seine ganze Person herausgewachsen ist.*

In dieser Erklärung von Pietät liegen folgende *fünf* Momente, welche noch einer genaueren Erörterung unterzogen werden müssen.

1) Die Pietät ist *Achtung* vor etwas *Gegebenem*, welches sie voraussetzt, sie ist etwas *Positives*, eine bejahende Gesinnung, sie ist *Gebundenheit* im Gegensatz zur *Willkür*, sie ist *Anerkennung* gegenüber der *Kritik*. Alle Kritik ist ja im Grunde etwas Verneinendes; sie geht zunächst immer aus von der Anzweifelung des Gegebenen, sie macht, theologisch zu reden, das nil admirari der Stoiker zu ihrem Materialprinzip und die Vernunft, das denkende, grübelnde, kritisch gerichtete Ich zu ihrem Formalprinzip. In ihrer weiteren Entfaltung und vollends in ihrem Extrem, wo sie zum Zerrbilde wird, geht sie über zum offenen Angriff, zur revolutionären Auflehnung gegen alles Heilige und geschichtlich Gewordene und endet mit Umsturz und völliger Verneinung alles Gegebenen. — Die Pietät ist das vollendete Widerspiel der oben beschriebenen Kritik. Sie geht aus von der Achtung des Gegebenen, sie ist etwas Konservatives, sie macht wenn auch nicht gerade das admirari so doch das venerari, die dankvolle Verehrung, zu ihrem Materialprinzip und nicht die Vernunft oder den Verstand, das heißt eine vereinzelte Seite des Ich, sondern den Mittelpunkt des gesamten Seelenlebens, das Herz und Gemüt, zu ihrem Formalprinzip. In ihrer weiteren Bethätigung schreitet sie fort zur Bejahung, zur Er-

haltung, Bewahrung und Förderung des Gegebenen. Liberalismus und Kritik, Konservatismus und Pietät sind Wechselbegriffe. Das ist ein Satz, dessen Wahrheit im Leben tausendfache Bestätigung findet.

2) Mit dem Gesagten haben wir schon entschieden genug abgelehnt, daß die Pietät nun etwa vor jedwedem Gegebenen in blinder Unterthänigkeit Halt zu machen hätte. Sie darf vielmehr ihre Achtung und Hingebung nur dem sittlich Guten und Großen entgegenbringen, nur dem, was in Wahrheit Autorität genannt zu werden verdient, im letzten Grunde nur dem, was dem Willen Gottes gemäß ist, von welchem alle anderen Autoritäten abhängen. So wenig die Kritik an sich zu verwerfen ist, die Kritik, sofern sie Front macht gegen alles Falsche, gegen Lüge, Tand, Trug und Schein, gegen Widergöttliches und Ungöttliches, so sehr ist andererseits die Pietät als Überspannung und verwerfliches Zerrbild zu brandmarken und abzuweisen, falls sie darauf ausgehen wollte, dieses Widergöttliche und Ungöttliche, kurzum diese Übelstände zu achten und zu fördern nur darum, weil sie hergebracht und alt sind. Die Pietät hängt wohl an dem Alten fest, aber alten Schlendrian zu pflegen das kann und darf ihre Sache nicht sein.

Luther ist ein kühner Kritiker gewesen gegenüber all den traurigen Zuständen der Kirche seiner Zeit, er hat Front gemacht gegen das Herkommen, in einer Weise, wie es die Welt nicht oft gesehen. Diese Kritik aber war keineswegs Pietätlosigkeit. Aus dem göttlichen Worte war die Person des Reformators herausgewachsen, ihm verdankte er sich selbst, auf ihm ruhte unmittelbar das Heil seiner Seele und sein ganzes Dasein. Was ihm die Kirche vorenthalten hatte, das bot ihm Gottes Wort. Was wunder, wenn er sich nun auch dieser Autorität rückhaltslos hingab? Pietät gegen diese höchste und letzte Instanz verstand sich von selbst. Da er nun in Pietät gegen das göttliche Wort aufging, so mußte er Front machen gegen die falsche Autorität der verkommenen Kirche, durch welche die Autorität des Gotteswortes völlig in den Hintergrund gedrängt, ja fast gänzlich aus der Welt geschafft war.

Dazu ein Beispiel aus der sozialpolitischen Welt. Wir Konservativen sind entschiedene Gegner der Sozialdemokratie und müssen es sein. Warum? Aus Pietät gegen den Grund und

Boden, der unsere gemeinsame Heimat ist. Unsere Bekämpfung dieser verderblichen Zeitmacht, die sich immer kühner als Autorität aufzuspielen und festzusetzen sucht, ist die Frucht, ja im Grunde nur die Kehrseite unserer Pietät gegen die wahren Autoritäten Staat, Kirche, bürgerliche Gesellschaft u. s. w., mit denen der Sozialismus in radikaler Weise gebrochen hat oder doch zu brechen sucht. Die Zähigkeit, mit der das Volk an der sozialistischen Lehre und deren Verkündern hängt, ist wiederum keine Pietät, sondern Sünde, weil es Hingabe ist unter eine offenbar widergöttliche Macht, welche durchweg gegen alles, was wir als Autorität verehren und verehren müssen, Sturm läuft.

Hieraus ergiebt sich also, daß rechte Kritik und rechte Pietät, trotzdem daß sie zwei so entgegengesetzte Begriffe sind, sich recht wohl selbst in einem und demselben Individuum mit einander vertragen. So gut jene verwerfliche revolutionäre Kritik, welche alles und selbst das Heiligste antastet und in den Staub zieht, mit jener Zähigkeit sich verträgt, welche unter allen Umständen an dem als Sünde Erkannten festhält, so gut kann, ja muß die wahre Pietät, welche vor allem Heiligen und Gottgeordneten in dankbarer Verehrung still steht, Hand in Hand gehen mit der wahren Kritik, welcher die Aufgabe zufällt, falsche und wahre Autoritäten zu unterscheiden und diejenigen zu normieren, denen gegenüber Pietät am Platze ist.

3) Die Autoritäten, auf welche die Pietät sich erstreckt, sind diejenigen sittlichen Mächte, denen der Mensch sein geistleibliches Dasein verdankt. Es brauchen dies keineswegs immer bloß Personen zu sein, mehr noch sind es gewisse Gemeinschaften und dergleichen; ja selbst leblose, unpersönliche Dinge können Gegenstände der Pietät werden, sofern sie mit den Grund und Boden bilden, aus dem der Mensch herausgewachsen ist. Es kommen also als Gegenstände der Pietät in Betracht: nicht bloß Vater und Mutter, Fürst und Herr, sondern mehr noch die Gesamtmächte der Familie, des Volkes, der bürgerlichen Gesellschaft, der Kirche und Schule, der Natur und des Reiches Gottes. Sie alle zusammengenommen bilden die Grundlage, welche notwendigerweise dagewesen sein mußte, bevor ich dasein konnte, und ohne deren Vorhandensein auch mein Dasein im weitesten Umfange des Ausdrucks nicht hätte vorhanden sein können; ja so mächtig ist der Einfluß dieser Grund-

lage meines gesamten Lebens, daß ich immerfort von ihr abhängig bin und in jedem Augenblick diese Abhängigkeit deutlich genug fühle.

Wir sehen also, ein starkes Naturband ist es, welches mich mit dem Grund und Boden verknüpft, dem ich entstamme. Wer dieses Naturband lockert oder zerschneidet, der macht sich eben dadurch mehr oder minder der Pietätlosigkeit schuldig; wer es anerkennt und den Naturzwang, mit dem er sich an den Mutterboden seines Daseins geknüpft fühlt, zu freiem, sittlichen Verhalten erhebt und veredelt, wer seines Mutterbodens nie vergißt und zeitlebens daran gedenkt, wie er demselben doch schließlich alles zu verdanken habe, wer dieses Dankgefühl in seinem Herzen nie unterbrechen, nie erkalten und niemals ersterben läßt, sondern fortwährend warm und wach erhält und es naturgemäß auch in Wort und That bezeugt — den dürfen wir einen pietätvollen Menschen nennen. Denn die Pietät ist eben nicht etwa eine vorübergehende Neigung, eine flüchtige Aufwallung und Laune des Gefühls, eine weichherzig sentimentale Stimmung, die nach bestimmten äußeren Eindrücken kommt und geht, sondern eine bestimmte Richtung und Verfassung des Gemüts, ein geistiger, sittlicher Zustand, der von innen heraus den ganzen Menschen dauernd beherrscht und in seinen Worten und Werken zu keiner Stunde sich verleugnen kann.

4) Damit haben wir schon angedeutet, daß, um auf unsere Bestimmung zurückzukommen, nicht jede Achtung vor dem Grund und Boden, dem wir entstammen, Pietät genannt werden kann, sondern nur die liebevolle Achtung, die gemütvolle Heilighaltung desselben. Pietät ist Gebundenheit, ja, — aber sie ist auch Freiheit, wir möchten sagen, innere Gebundenheit, die sich selbst gefangen giebt und binden läßt, ja die sich aus freiem Willen selber bindet und dadurch den Zwang, der in solcher Gebundenheit sonst für sie liegen würde, sittlich überwindet.

Die Achtung vor der Autorität, um die es sich bei der Pietät handelt, muß frei aus dem Gemüte heraus quellen, um eine wirklich pietätvolle zu sein. Wo die freie, gemütvolle Hingabe fehlt, da kann von Pietät nicht die Rede sein. Wenn Friedrich der Große seinen alten Lehrer Duhan de Jandun oftmals mit seinem Besuch überraschte und ihn wie seinen Vater verehrte, so war das

Pietät. Wenn unsere Schüler gewöhnlichen Schlags den Lehrer, der ihnen auf der Straße begegnet, respektvoll grüßen und im höchsten Grade dienstfertig, aufmerksam, zuvorkommend gegen ihn sind, so scheint das auch Pietät zu sein, ist's aber nicht allemal. Wo hinter dem ehrfurchtsvollen Gruße nur Mode und Herkommen verborgen sind und nur etwa die Furcht vor Strafe den Hintergrund der Ehrfurcht bildet, dann ist von Pietät keine Rede. So kann man auch sonst oft ein gewisses sich Beugen vor der Autorität beobachten, welches von der Pietät eben nur den Schein hat, weil ihm die freie, ungezwungene Herzlichkeit mangelt.

Man kann getrost behaupten, die meisten Menschen stehen auf diesem Standpunkte äußeren hergebrachten oder knechtischen Gehorsams, der von rechter Pietät himmelweit verschieden ist. Der Soldat, der den Ordnungen und Geboten seiner nächsten und höchsten Vorgesetzten auf den Wink folgt, aber sich doch des Aburteilens über seine Oberen nicht zu entschlagen vermag, ja sie vielleicht gar heimlich oder offen vermaledeit; der Staatsbürger, der seine Steuern und Abgaben pünktlich zahlt und den Anordnungen des Herrn Amtmanns und des Herrn Bürgermeisters Folge leistet bis ins Kleinste hinein, aber dabei eine maßlose Selbstsucht besitzt, der nicht einen Funken von Liebe und Aufopferung gegen Heimat und Vaterland, nicht einen Schatten von gemeinnützigem Sinne in sich aufkommen läßt; der Philister, der auf dem Marktplatz mitschreit und jubelt, wenn es gilt, dem Landesfürsten ein Hoch zu bringen, und doch hinter seinem Bierglas das Nörgeln über Fürst und Staat und das politische Kannegießern nicht lassen kann — sie sind allzumal Knechte, welche von jener Furcht vor der Autorität beherrscht sind, die mit Kritik der Autorität, ja mit demokratischem Revolutionsgeist recht gut sich verschwistern kann, aber sie sind nicht „Kinder des Hauses", sie werden nicht von der Liebe, von der gemütvollen Heilighaltung der Autorität beherrscht, welche mit der Anzweiflung der Autorität eben schlechterdings unvereinbar ist.

Jedweden Zwang also, jedweden Beigeschmack instinktiven oder knechtischen Gehorsams müssen wir von der Pietät fernhalten. Sowie eine menschliche Handlung aus diesen Beweggründen hervorgeht, drückt sie sich selbst unter den Strich des wahrhaft Sittlichen herab. Die Pietät als ein sittliches Moment hat im Gemüt ihren

Quellpunkt und hört auf das zu sein, wenn sie nicht mehr frei und selbstlos aus dem Gemüte hervorquillt.

5) Da nun aber wiederum alle gemütvolle, alle liebevolle Gesinnung im Glauben wurzelt und aus dem Glauben erst herauswächst, dem Glauben, der überdies auch allein im stande ist, in dem Gegebenen Autoritäten zu erkennen, sittliche Mächte, die von Gott, der allerhöchsten Autorität, gewollt und geordnet sind, um sittliche Wirkungen auf uns auszuüben: so erhellt, daß die Pietät in der Religiosität ihre Wurzel haben muß. In der That ist sie nach ihrem vollen, ganzen Gehalte betrachtet etwas Religiöses, ein Stück Religion, und nicht bloß das, sondern im letzten Grunde sogar etwas sonderlich Christliches. Pietät ist ein ethisch-religiöser Begriff, ihre eigentliche Heimat ist das Christentum. Wenn auch im natürlichen Menschen ein gewisser Ansatz zur Pietät möglich ist, die wahre, volle Pietät kommt doch nur bei dem zu stande, der in Christo eine neue Kreatur geworden ist, welche sich von dem neuen Gebot der Liebe bestimmen läßt. Jener auf bloßer Naturgrundlage erwachsene, rein instinktive Zug zum Gegebenen, der den Menschen, wie er ist, halb unbewußt beherrscht und ihn an Heimat und Familie kettet mit derselben Naturnotwendigkeit, durch welche die Schwalbe getrieben wird, alljährlich wieder zu ihrem Neste zurückzukehren, hat zunächst so viel oder so wenig sittlichen Wert, wie alle angeborenen Eigenschaften, Gaben und Talente. Er ist gleich den Temperamenten, Verstandeskräften u. s. w. zunächst sittlich gleichgiltig und erhält erst dann rechten sittlichen Wert, wenn er von einer sittlichen Persönlichkeit in ihren Dienst genommen wird. An sich ist er ein Wildling, ein Baum gewachsen draußen auf der Flur, der erst dann ein edler Baum wird, wenn er in gutes Land versetzt und ihm ein Edelreis aufgepfropft worden ist. Um sittlich wertvoll zu sein, muß also jener Naturzug erst von einer sittlich wertvollen Person durchdrungen und geheiligt worden sein; aus dem unbewußten Drang und Trieb muß ein bewußtes Wollen gemacht und die allgemein menschliche Naturanlage umgebildet und herausgestaltet werden zu einer wirklich christlichen Tugend, denn eine solche ist die Pietät.

Daß wir uns hiermit der Zeitmeinung gegenüber in einen immerhin schroffen Gegensatz setzen, das ist gewiß. Tausende werfen

alltäglich mit dem Worte Pietät um sich, die vom Christentume nicht das Geringste wissen wollen. Doch aber beharren wir demgegenüber auf unserer Überzeugung: die Pietät im vollen Sinne des Wortes ist für Christum und sein Reich in Anspruch zu nehmen; sie ist gleich der echten Humanität, einem Namen, mit dem man seitens gewisser Parteien gleichfalls ungemein viel Unfug getrieben hat, eine Blüte an dem Baum des Lebens, der in der Person Jesu Christi in die Welt gepflanzt worden ist; wer außerhalb des Christentums steht und es wagt, die Pietät etwa als reines Naturerzeugnis hinzustellen, gewachsen auf dem Boden des natürlichen Menschenherzens, der begeht einen Raub an dem Reiche Gottes, der schmückt sich mit Federn, die ihm nicht gehören, der langt nach Früchten, die über dem Zaun drüben gewachsen sind.

Daß wir von diesem Standpunkt aus, wie schon angedeutet, die Goethe'sche Umschreibung des Begriffes Pietät bei all ihrem Werte doch nicht als ganz zutreffend und ausreichend erklären müssen, das darf nunmehr nicht wunder nehmen. Goethe steht ja, bei aller Wahlverwandtschaft mit dem Christentum, doch außerhalb des Christentums oder wenigstens nicht im Mittelpunkte desselben, sondern bedenklich auf der Peripherie. So wenig er im stande war, das Wesen des Christentums voll zu würdigen, so wenig war es ihm gegeben, die Pietät, diese Blüte am Baum des Christentums, nach ihrem vollen Gehalt und Wesen zu begreifen und eine ganz befriedigende Bestimmung ihres Begriffes zu liefern. Wo es sich um Beurteilung ethisch-religiöser Dinge handelt, da machen sich mitunter auch beim größten Dichtergenius, der eben nur das ist, gewisse Schranken bemerkbar.

Faßt man die Pietät als eine christliche Tugend, so löst sich auch leicht das Rätsel, warum sie in gewissen Zeiten und bei gewissen Individuen so sehr in Blüte stand, während sie in anderen Zeiten und bei anderen Personen nur ein kümmerliches Dasein fristete. Das Blühen und Welken der Pietät richtet sich stets nach dem jeweiligen Stande der Religiosität. Der christliche Glaube ist die Wurzel der Pietät. Läßt man die Wurzel verdorren, so verdorren natürlich auch die Äste und Zweige. Sobald aber die Wurzel neue Nahrung und neues Leben gewinnt, da beginnen auch diese neuen Lebenssäfte ihren Kreislauf wieder, steigen höher und höher hinauf, dringen hinein auch in die entferntesten Teile des gesamten

Organismus und machen wieder lebendig, was vordem erstorben war. Je weiter vom Glauben entfernt, desto weiter entfernt auch von der Pietät. Der Heide ist im großen Ganzen unzugänglich für das, was man im ethischen Sinne Pietät nennt. Wo keine Religiosität ist oder wo sie doch wenigstens nicht die Grundlage des gesamten sozialen und individuellen Lebens bildet, da kann auch von Pietät nicht mehr die Rede sein.

Man halte dem nicht entgegen, daß man doch hin und wieder auch da auf pietätvolle Gesinnung stößt, wo von einem ausgesprochenen Glaubensleben nicht die Rede ist. Es beweist das schlechterdings nichts gegen unsere Ansicht. Daß man auch ohne Christus zu einer gewissen äußerlichen Gerechtigkeit und bürgerlichen, geselligen Tugend, zu einem gewissen Grad von Takt, Wohlanständigkeit und Wohlwollen gelangen kann, das stellen wir keineswegs in Abrede; daß die genannten Vorzüge in ihrer Erscheinungsform der Pietät manchmal ziemlich nahe kommen, das gestehen wir gleichfalls zu; dagegen aber müssen wir uns ernstlich verwahren, daß man solche Dinge schlechterdings mit dem zusammenwirft, was im vollen Sinne des Wortes den Namen Pietät verdient.

Wenn manche Leute doch in gewissem Grade pietätvoll sind, ohne gerade ausgesprochene Christen zu sein, so braucht deshalb die Pietät noch lange nicht ein Gewächs des natürlichen Menschen zu sein. Man braucht ja kein ausgesprochener Christ zu sein, man kann sich dem Worte Gottes fast völlig entzogen haben und kann doch unbewußter Maßen von dem sittlich-religiösen Einfluß des Christentums, welcher von der Erziehung her noch im Herzen und Leben fortwirkt, in so starker Weise beherrscht werden, daß die ganze Lebensstellung ein wesentlich christliches Gepräge trägt, in welchem auch die Züge der Pietät deutlich zu erkennen sind. Das Christentum liegt ja überdies bei uns in der Luft. Innerhalb der christlichen Kulturwelt kann sich dem Geist des Christentums selbst der nicht entziehen, der es geflissentlich darauf anfängt. Die Luft müssen wir alle einatmen, wir mögen wollen oder nicht. Und so atmen wir auch beständig Pietät mit ein, ohne es zu wissen und zu wollen. — Das Christentum, der Quell und Hort alles sittlich-religiösen Lebens, ist, da es ja von oben stammt und nicht von unten, ein so kräftiges Lebensmoment, daß es auch in abgeblaßter Gestalt noch

eine Großmacht ist und auch so noch sittliche Wirkungen hervorzubringen vermag. Es ist der Sonne gleich, der Quelle und Erhalterin alles erschaffenen Lebens, welche auch noch lange leuchtet, nachdem sie längst hinter den Bergen untergegangen und selbst des Nachts allüberall Wärme verbreitet, wenn sie auch dem Auge völlig unsichtbar ist. —

Besteht nun das Wesen der Pietät darin, daß sie den gesamten Grund und Boden heilig hält, der unsere gemeinsame Heimat ist, so läßt sich hieraus ihr Wert unschwer bestimmen.

Dieser Wert der Pietät nun ist ein sehr schwerwiegender und allumfassender. Wenn Goethe mit dem antiken Schriftsteller die Pietät: fundamentum omnium virtutum — die Grundlage aller Tugenden, nennt, so hat er, wie wir schon andeuteten, das Richtige getroffen. In der That ist die Pietät, sofern sie nämlich die pietas erga Deum, die Frömmigkeit, den Glauben zur Voraussetzung hat, die Quelle aller anderen Tugenden, die Grund- und Haupttugend, welche alle anderen erst möglich macht oder ihnen doch erst den rechten Gehalt und die rechte Weihe verleiht.

Ist die Pietät liebevolle Verehrung und Hingabe an Autoritäten, so bildet sie den vollendeten Gegensatz zur Selbstsucht. Pietät und Selbstsucht sind zwei Dinge, die sich schlechterdings fliehen und ausschließen wie Tag und Nacht oder Feuer und Wasser. Die letztere aber ist die Mutter aller Sünde, ist die Ur- und Grundsünde der Menschheit selbst. Alle Sünde ist auf sie zurückzuführen, ja selbst der Sündenfall erklärt sich aus der Selbstsucht. Die ersten Menschen im Paradiese wußten sehr wohl, daß ihnen verboten war, vom Baum der Erkenntnis zu essen. Ihre pietätvolle Gesinnung ließ sie dies Verbot achten. Da weckte die Schlange mit ihrer Verführung ihre Selbstsucht.

Ist aber die Selbstsucht die Ursünde, so erhellt, daß eben die Pietät die Urtugend ist, nach deren Wegschaffung der Selbstsucht und anderen Sünden Thür und Thor geöffnet wird. Ein echt evangelischer Gedanke! Nicht äußerlich mechanischer Gehorsam, nicht stumme Unterwerfung ist es, was das Gesetz Gottes von uns verlangt, sondern pietätvolle Gesinnung gegen die Autorität. Wenn Luther in seinem kleinen Katechismus die Erklärung zu jedem Gebote unübertrefflich fein mit den Worten beginnt: „Wir sollen Gott

fürchten und lieben", so hat er diesem Gedanken einen köstlichen volkstümlichen Ausdruck verliehen. In modernem Deutsch ausgedrückt wollen Luthers Worte nichts anderes sagen als dies, was eben den Nerv unserer ganzen Ausführung bildet: Erst pietas gegen Gott, dann Pietät gegen die gottgeordneten Mächte wie Familie, Vaterland u. s. w., aus denen wir herauswuchsen, und so dann schließlich rechte evangelische Gesetzeserfüllung! Kein sittliches Leben ohne Pietät, keine Pietät ohne pietas.

Wir haben die Pietät als etwas Bejahendes bezeichnet, als schlechthinigen Gegensatz zu falscher Kritik, Subjektivismus, schlechter Freiheit, Willkür und Ungebundenheit. Damit ist ihr Wert als einer welterhaltenden Macht genugsam dargethan.

Ohne diese bewahrende Macht der Pietät ist zunächst das Gedeihen des Hauses, des Familienlebens nicht denkbar. Es gehört ja wesentlich zur Idee der Familie, daß sie ein Ganzes ist, welches die einzelnen Glieder des Hauses zu einer Einheit zusammenschließt. Durch bloße äußerliche Mittel ist das nicht zu erreichen. Weder das Naturband, welches die Kinder mit den Eltern verbindet, noch auch harte Zucht und strenges Gesetz sind im stande, die einzelnen zur Familie gehörigen Personen zu einem Herzen und einer Seele zu vereinigen. Erst wenn sie alle von dem Geiste der Pietät beherrscht werden, dem Geiste liebevoller Unterordnung des Einzelnen unter die sittliche Macht des Ganzen, von dem sie alle nur Glieder sind, erst dann kommt rechtes Familienleben zu stande. Die Familie hört also auf zu sein, was sie soll und sein will, sie muß sich selber aufgeben, wenn sie nicht mehr von dem Geist der Pietät, auf welche sie angewiesen ist, getragen und gestützt wird. Die Pietät ist der Nerv, die Seele des Familienlebens, das starke Fundament rechten Familiengeistes und Familiensinnes.

Auch der Staat kann ohne die Pietät schlechterdings nicht auskommen, auch für ihn ist sie von höchstem Wert. Das Verhältnis des Unterthanen zur Obrigkeit wie das gesamte Staatsleben ist zunächst allerdings nicht auf der sittlichen Macht der Pietät aufgebaut, sondern auf dem Recht. Der Staat ist Rechtsorganismus. Wenn aber eine Regierung nicht mehr auf pietätvolles Entgegenkommen ihrer Staatsbürger rechnen kann, wenn sie durch lauter negative Mächte ihre eigene Autorität untergraben sieht, dann steht

es schlimm mit ihr. Die kalte Anzweifelung und Verneinung seiner Autorität ist der Tod des Staates. Ein Staatswesen kann nur dann bestehen, wenn nicht alles und jedes auf die unlebendige und unpersönliche Macht des Gesetzes gestellt ist, sondern die Regierung auch als Autorität hoch gehalten wird. Dies aber thut die Pietät. Sie ist der stärkste Damm gegen alle staatsbedrohlichen und staatsvernichtenden Mächte und bildet darum die Seele der Vaterlandsliebe und des echten Konservatismus. Nicht die Parlamente und die gesamte politische Maschinerie, nicht die Heere mit ihren Bajonetten und Kanonen sind es, welche den Staat zusammenhalten, sondern die Pietät des Volkes gegen Fürst und Vaterland. Hier liegen die starken Wurzeln der Kraft eines jeden Volkes, und wehe dem Volke, welches nicht auf dem Felsengrund der Pietät gegründet ist.

Wenn aber schon der Staat ohne Pietät nicht bestehen kann, wieviel weniger die Kirche. Die Kirche hat es mit dem Zartesten zu thun, mit der Welt des sittlich-religiösen Lebens. Wie die Kirche berufen ist, Pietät zu pflegen, so ist sie auch auf Pietät angewiesen und kann nur bestehen wo und wann ihr Pietät entgegengebracht wird. —

Die Pietät ist — um nun auf ihre Erscheinung in den verschiedenen Zeiten und Lebenskreisen zu kommen — eine Frucht des Christentums. Der Mittelpunkt des Christentums ist die Person Jesu Christi. In ihm ist nicht bloß die Gnade Gottes, auch nicht bloß seine Leutseligkeit und Freundlichkeit sondern auch die Pietät Person geworden. Er ist die Pietät selbst. Seiner Mutter und seinem Pflegevater, dem jüdischen Volkstum mit seinem Gesetze und der heidnischen Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, seinem himmlischen Vater und jeder Gottesordnung in Natur und Geschichte, auf dem Gebiete des Staates und der Religion war er unterthan und zwar nicht gezwungenermaßen sondern aus freiem Entschluß, aus freier Liebe zu Gott, der in diesen Ordnungen sich offenbart. Diese freie, liebevolle Unterordnung und Heilighaltung aber ist eben Pietät. Mit der Liebe ist auch sie als ein völlig neuer sittlicher Antrieb durch Jesum in die Welt gebracht worden.

Ist nun Jesus die Person gewordene Pietät, so darf es uns nicht wundernehmen, daß nun auch seine wie seiner Apostel Predigt demjenigen das Wort redet, was wir Pietät nennen. Auf jedem

Blatt der heiligen Schrift neuen Bundes finden sich Belege hierfür. Sie mahnt zur Pietät gegen die Eltern: Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn, denn das ist billig (Eph. 6, 1), zur Pietät gegen die Dienstherrschaften: Ihr Knechte seid gehorsam euren leiblichen Herrn u. s. w. (Eph. 6, 5. 6), zur Pietät gegen die Obrigkeit: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist (Luk. 20, 25), zur Pietät gegen die Kirche: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach (Hebr. 13, 7), vor allem aber mahnt sie zur pietas gegen Gott und sein Wort als der Quelle und Grundlage der Pietät im allerweitesten Umfange. Alles sittliche Verhalten gründet sie auf die Liebe zu Gott und die Menschen als des Gesetzes Erfüllung.

So ist mit der Religion der Liebe auch das Lebensprinzip der Pietät zu den Völkern getragen worden und hat die christliche Welt mit gründen helfen. Das ganze Mittelalter hindurch fand die Pietät bei den abendländischen Völkern eine sichere Stätte. Das Mittelalter ist die klassische Zeit der Pietät gewesen. Man kann am Mittelalter manches aussetzen, eins aber darf man nicht verkennen: nie nahm die Kirche im Leben des Staates, der bürgerlichen Gesellschaft, der Familie, des Einzelnen eine so königliche Stellung ein, nie bildete das religiöse Leben so sehr den Nerv alles Lebens überhaupt als im Mittelalter. In allen menschlichen Ordnungen hat es Gottes Ordnung gesehen und sich denselben mit liebevollem Sinne untergeordnet. Daher ist es von jeher für alle positiven Gemüter immer eine wahre Erfrischung gewesen, sich aus der kühlen, nüchternen Gegenwart in das traute Mittelalter zu flüchten, sich hineinzuversenken in den Geist jener kindlich-gläubigen Zeit, in den alten Dichtungen, Chroniken, Zunftordnungen, Rechtsbüchern u. s. w. zu lesen und aus all den Denkmalen vergangener Tage von jenem wunderlieblichen Hauch der Pietät und Frömmigkeit sich anwehen zu lassen, der unserem Gemüte so wohl thut.*)

*) Anmerk. d. Leit.: Es wird dabei nicht außer Acht zu lassen sein, was die Behauptung des Herrn Verfassers einigermaßen einschränkt, daß im Mittelalter bisweilen die Pietät furchtbare Stöße bekommen hat durch den Kampf der bestehenden Autoritäten unter sich, der Kirche mit dem Staat und umgekehrt, kurz gesagt: zwischen Kaiser und Papst. Wie oft kam dieses arme Christenvolk in die

Allein auf das Zeitalter der Pietät folgt das Zeitalter der **Kritik**, einer Kritik, die darauf ausging, nicht sowohl zu bauen als vielmehr zu zerstören, einer Kritik, die nicht sowohl Untergeordnetes als vielmehr Grundlegendes ja geradezu alles in Frage stellte.

Auf dem Boden dieser Kritik entsprossen **drei** Erscheinungen, welche sich vereinigten, um die Pietät in weitem Umfang aus den Herzen auszutilgen. Auf dem Gebiete der **Wissenschaft** war es die philosophische und künstlerische **Aufklärung**, auf dem Gebiete der **Religion** und **Kirche** der sogenannte **Rationalismus**, auf dem Gebiete des **politisch-sozialen** Lebens die französische **Revolution**.

Daß die **philosophische** und **künstlerische Aufklärung** gegen die Pietät verstieß, darf allerdings nicht wundernehmen. Die Zeit der Aufklärung auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft als eine schlechthin bedauerliche anzusehen, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Jene Periode war wie jede andere weder bloß erfreulich noch auch ausschließlich unerfreulich. Wissenschaft und Kunst bedürfen ja zu ihrer Entwickelung der Kritik, und da kann es vorkommen, daß auch manches beseitigt wird, was des Erhaltens oder oder doch wenigstens schonender Behandlung würdig wäre. So hat der Chorführer dieser Aufklärung, **Lessing**, mit seiner Kritik manches unbarmherzig angegriffen, was wir mit Pietät zu behandeln gewohnt sind, ohne daß wir ihn einen pietätlosen Mann und sein Verfahren als ein verwerfliches bezeichnen dürfen. Man soll nicht vergessen, daß er bei all seiner scheinbaren Impietät gegen das Hergebrachte doch pietätvoll war gegen eine Lebensmacht, die ihm zumal als höchste Autorität galt, nämlich die Wahrheit.

Eine ganz andere Art von Impietät kennzeichnet den sogenannten **Rationalismus**.

Es bleibt der alte Vorwurf gegen den Rationialismus bestehen: Er hat sich vergriffen an dem Wesen und Bestand des Heiligen selbst. Er hat durch Verwässerung ja teilweise offene Verwerfung

Lage, entweder einem gebannten Kaiser oder einem gerichteten Papst den Gehorsam versagen zu müssen, oft nicht wissend, wem von beiden es gehorchen müsse. Und nun gar die Zeit der Spaltung in der Kirche selbst, der Gegenpäpste, die sich selbst unter entsetzlichen Verwünschungen und Flüchen samt ihrem Anhang in den Bann thaten!

des Wortes Gottes die Altäre und die Gotteshäuser überhaupt entheiligt. Mit List und oft auch mit Gewalt hat er dem Volke den alten Glauben aus dem Herzen gerissen und ihm einen neuen Glauben dafür gegeben, bei welchem nicht viel mehr zu glauben war. Mit Schlangenklugheit hat er das Gift des Halbglaubens und des Unglaubens in die Gesangbücher und Katechismen eingeschmuggelt und von der Kanzel herunter anstatt des köstlichen Lebensbrotes magere Wassersuppen geboten, von denen das arme Volk weder satt noch froh wurde. Und da Beispiele allerwege mehr ziehen als Worte, so haben die geschäftigen Rationalisten ausgiebigst dafür gesorgt, durch eigenes Beispiel die Leute zur Pietätlosigkeit gegen alles Überlieferte und Heilige zu erziehen. Wir denken dabei an jenen Pfarrer, der in den Konfirmandenunterricht einen Apfel mitnahm, ihn zum Gelächter seiner Zöglinge in die Höhe warf, so daß er polternd zu Boden fiel und durch dieses Experiment „den glänzenden Beweis lieferte", daß Jesus schon nach dem Gesetze der Schwere nicht zum Himmel gefahren sein könne. Wir denken an jene Prediger, die bei Festpredigten die Festthatsachen geflissentlich umgingen und dafür ihre „andächtigen Zuhörer" mit „Kanzelvorträgen" über „Stallfütterung" oder über den „Nutzen des Frühaufstehens" abspeisten. Wir denken an Erscheinungen wie den sonst ehrenwerten Pädagogen Dinter, der als Pastor in Kitzscher dem Taufformular eine ungewöhnliche Länge gab, um seine altgläubigen Bauern dadurch zu ermüden, sie gegen die Taufe einzunehmen und ihnen dieselbe womöglich gänzlich zu verleiden.

Es bedarf keines weiteren Beweises, daß der Rationalismus vom Geiste auflösender Kritik, vom Geiste der Pietätlosigkeit getragen und durchweht ist. Noch heute leiden wir mit der Pietätlosigkeit, der wir überall begegnen, unter den üblen Folgen des Rationalismus, und es wird noch lange dauern, ehe wir sie völlig überwunden haben.

Den wesentlichsten Anteil jedoch an den zerfahrenen Zuständen der Gegenwart trägt die dritte Erscheinung des Geistes der Kritik, die französische Revolution. Das ganze soziale Leben ward hier mit einem Schlage umgestürzt. Aus dem Geiste der Gottentfremdung geboren mußte jene Revolution im Geiste der schlechthinigen Pietätlosigkeit fortschreiten und schließlich allen nur erdenklichen Gräueln Thür und Thor öffnen, wie es die

Welt kaum jemals gesehen. Damals sind alle auf Glauben und Vertrauen, auf Pietät und Sitte gegründeten Einrichtungen gefallen. König und Königin wurden hingerichtet, die bürgerlichen Stände und jedwede soziale Gliederung wurden aufgelöst, die Kirchen wurden geschlossen, die Priester ermordet, Gesetz und Herkommen über Bord geworfen, altehrwürdige Einrichtungen wie die christliche Zeitrechnung, die siebentägige Woche u. s. w. wurden abgeschafft und der lebendige Gott selbst von seinem Throne gestoßen.

Zwar ist nun dies Volk, an dem sich je und je seine Pietätlosigkeit furchtbar gerächt hat, nach und nach wieder zu geordneten Verhältnissen zurückgekehrt, denn ohne Anerkennung von Autoritäten kann nun einmal kein Mensch bestehen, geschweige denn ein Volk. Allein der Geist der Impietät, der damals in Frankreich so üppig aufschoß, wuchert und wirkt noch mächtig fort nicht bloß auf seinem heimischen Boden, sondern im Leben der Menschheit überhaupt. Wir stehen nicht an, für diese allgemeine Pietätlosigkeit vor allem Frankreich verantwortlich zu machen und dies Übel als eine Seuche zu bezeichnen, welche erst seit der Zeit unter den Völkern wirklich verwüstend aufgetreten ist, seitdem sie jenseits des Wasgenwaldes in großem Stil zu Tage trat. So ist Frankreich die hohe Schule der Impietät für die Völker geworden. Wie einst am Ausgang des Mittelalters die „welsche Krankheit" Europa durchzog, so ist am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts die eiskalte, frivole Impietät als eine zweite „welsche Krankheit" in die Kulturwelt gedrungen, und es fragt sich sehr, ob die erste so gefährlich war wie die zweite. Seit 1789 ist Frankreich der Herd der Revolution geblieben bis auf den heutigen Tag. Auf die große Revolution folgten noch mehrere kleinere Revolutionen, und mit jedem neuen Fortschritt, den der Revolutionsgeist in Frankreich machte, hat sich die Seuche weiter über die Nationen verbreitet. Gegenwärtig sind wir auf einem Punkte angelangt, wo sie sich zur einer Weltkrankheit entwickelt hat.

Dermalen giebt es zwar noch immer ein Häuflein, welches noch von Pietät gegen das gute Alte, gegen Kaiser und Reich, gegen Fürst und Vaterland, gegen Glaube und Sitte zusammengehalten wird; aber das Häuflein ist klein, die überwiegende Mehrzahl der Parteien und Individuen steht unter dem Banne der

Pietätlosigkeit und kennt keine andere Autorität als sich selbst. Auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens werden ja Anstrengungen gemacht, die Pietät wieder im Volke zu pflegen, man errichtet großen Männern Denkmäler, man feiert patriotische Feste, man gründet Altertums- und Naturschutzvereine u. s. f., im allgemeinen aber herrscht eine erschreckliche Autoritäts- und Pietätslosigkeit im Volke, eine leidige Emanzipation des Individuums von dem Grund und Boden, auf dem es erwachsen ist; diejenige Einrichtung, die man als eine neue Großmacht bezeichnet hat, die Presse, vermag sich ja fast nur dadurch zu halten, daß sie an allen Autoritäten rüttelt und die Pflege der Pietätlosigkeit zu ihrem Gewerbe macht. — Auf dem Gebiete der Kirche, erfreulicherweise auch des Kirchenregiments, werden gleichfalls alle Hebel in Bewegung gesetzt, die Pietät zu fördern, und es giebt Gegenden im deutschen Vaterlande, wo die Kirche in diesem Sinne einen höchst segensreichen Einfluß ausübt, auch ist nicht zu leugnen, daß die Kirche in ihren Bestrebungen hie und da die Mithilfe der Schule findet, ohne die sie ja nicht viel ausrichten kann; aber was Kirche und Schule bisher gethan haben, ist nicht entfernt ausreichend und kann es nicht sein, solange es in ihrer eigenen Mitte Richtungen giebt, welche der Pietätlosigkeit Vorschub leisten. — Auf dem Gebiete des Familienlebens gedeiht zwar noch ab und zu die edle Blüte der Pietät. Im großen Ganzen ist's aber auch hier sehr schlimm bestellt. Zu keiner Zeit ist das Ei um soviel klüger gewesen denn die Henne als gerade heute, und nur zu oft muß die Henne vor dem Ei sich in die Ecke drücken. Der Sohn ist über dem Vater und die Mutter unter der Tochter — darauf dürfte die Charakteristik unzähliger Familien von heute hinauslaufen. Es ist tief traurig, daß gerade in den Familien so oft versäumt wird, pietätvollen Sinn zu pflegen. Denn eben die Pietätlosigkeit, welche der moderne Mensch mit der Luft seiner Heimat eingeatmet und mitgebracht hat aus dem Vaterhause, ist die beklagenswerte Ursache der allgemeinen Zerfahrenheit, an welcher gerade unsere Zeit so sehr leidet. —

Die Pietät fordert als unumgängliche Voraussetzung die Frömmigkeit, die Religiosität; je religiöser eine Person, desto mehr Sinn und Verständnis wird sie haben für das was man Pietät nennt.

Die Genossen jener Litteratenschule, die man das junge

Deutschland nennt, haben mit pietätloser Hand alles in den Staub gezogen, was ihnen selbst vordem heilig und teuer gewesen war und die „Emanzipation des Fleisches" als ein neues Evangelium verkündet. Weshalb? Sie hatten mit der Religion gebrochen. Nicht bloß das Christentum, sondern die Religion überhaupt war ihnen ein überwundener Standpunkt. In einem Manne wie Ludwig Harms dagegen konnte die Pietät, von der er wie selten einer erfüllt war, nur darum eine so köstliche Gestalt gewinnen, weil Christus in ihm eine Gestalt gewonnen hatte.

Als am 6. Juli 1807 Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin Luise zur Verhandlung des Friedens zu Tilsit bei Napoleon zu Gaste war, da suchte dieser den König über den Verlust angestammter Provinzen zu trösten und sagte, das gehe im Kriege nicht anders. Friedrich Wilhelm hielt ihm entgegen, Napoleon könne sich freilich leicht darüber hinwegsetzen, er wisse ja nicht, wie es thue, angestammte Länder hergeben zu müssen, in denen die teuersten Jugenderinnerungen wurzelten, und die man so wenig vergessen könne als seine Wiege. „Was Wiege!" rief Napoleon in spöttischem Ton, „Männer haben keine Zeit mehr, an ihre Wiege zu denken." „Doch, doch," entgegnete der edle König. „Seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich immer dankbar der Wiege erinnern, in der er als Kind lag." — Hier haben wir ein köstliches Beispiel von Pietät neben der frivolsten Pietätlosigkeit. Sollte es zufällig sein, daß Friedrich Wilhelm Träger der Pietät war, während Napoleon die Impietät in sich darstellte? Könnten die Rollen nicht auch vertauscht sein? Gewiß nicht. Der König von Preußen war eben ein „Mann von Herz", ein frommer Mann, und darum hing er pietätvoll an dem Lande seiner Ahnen, der welsche Eroberer dagegen ein Mann „ohne Herz", ohne Organ für gemütvolle Regungen, ohne Religiosität und eben darum auch ohne Anlage zur Pietät.

Wie nun die Einzelpersonen höchst verschieden zur Pietät stehen können, je nachdem sie mehr oder minder religiös oder irreligiös sind, so auch die Volkspersönlichkeiten.

Es ist eine reizvolle noch immer nicht befriedigend gelöste Aufgabe aus dem Gebiete der Völkerpsychologie, die einzelnen Nationen

auf ihr Verhältnis zu Religion, Christentum, Pietät und dergleichen anzusehen und die Ergebnisse wiederum im Lichte des Charakters jedes Volkes zu betrachten. Hier ist nicht der Ort, dabei länger zu verweilen. Wir beschränken uns nur darauf, romanisches und germanisches Volkstum nach ihrer Neigung zur Pietät zu vergleichen.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der Franzose weit mehr Neigung zur Impietät hat als zur Pietät. Ohne dem Romanentum jeglichen Sinn für Pietät absprechen zu wollen, darf man doch behaupten, daß ihm das Germanentum hierin überlegen ist. Der Deutsche ist weitmehr zur Pietät geneigt als zur Impietät. Pietät ist trotz des fremden Namens eine deutsche Pflanze. Während die romanischen Völkerschaften mehr von dem Verstande und der Phantasie beherrscht sind, liegt im germanischen, näher im deutschen Volkscharakter ein gemütvoller Zug, d. h. eine Anlage zur Pietät. So haben freilich die romanischen Völker auf vielen Gebieten des Lebens Fortschritte gemacht, dergestalt, daß das deutsche Volk ihnen nicht zu folgen vermochte. Aber der deutsche Volkscharakter ist innerlicher als der welsche, und wenn uns unsere Nachbarn um unseres unbeholfenen Wesens willen verspotten, so haben wir in unserm deutschen Gemüt mit seinem Zug zur pietätvollen Hingabe an alles Gute und Heilige einen köstlichen Schatz, um den uns jedermann beneiden könnte.

Aber Anlage zur Pietät ist noch nicht Pietät selbst. Daß unser deutsches Volk anderen Völkern gegenüber im großen Ganzen ein immerhin pietätvolles Volk ist, das beruht nicht bloß auf einer Naturgrundlage sondern zum guten Teil auf seiner Religiosität. Im deutschen Volk ist die Pietät von jeher darum verhältnismäßig gut gediehen, weil es noch in ganz anderem Maße ein religiöses Volk ist als etwa das französische. Wenn wir das sagen, so gründen wir darauf keineswegs einen besonderen Ruhm. Wir wissen ja, von wem alle gute und alle vollkommene Gabe herabkommt, und von wem unserm Volke sein herrliches Geistesgepräge aufgedrückt und so manches köstliche Angebinde verliehen worden ist. Vielmehr möchten wir aus dem Gesagten für das deutsche Volk eher einen Vorwurf ableiten nach dem Bibelworte: Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Wir beklagen, daß gegenwärtig der

Deutsche nicht so pietätvoll ist, wie er nach den ihm verliehenen Gaben sein sollte, daß das deutsche Volk, bei dem alle Vorbedingungen zur Pietätsbethätigung in reichem Maße vorhanden sind, nicht das ist und leistet, was man von ihm erwarten könnte, daß es mit dem ihm anvertrauten Pfunde nicht ehrlich gewuchert hat, daß es sich selber nicht treu geblieben ist und von dem ihm gar nicht wahlverwandten Geiste der Pietätlosigkeit sich doch hat anfressen lassen.

Diese Klage und Anklage trifft das ganze deutsche Volk der Gegenwart, doch nicht alle Stämme und Gaue in gleichem Maße. In Mitteldeutschland, wo nord- und süddeutsches Leben zusammenstößt, ja zusammenfließt, da haben die Fluten dieser Doppelströmung so manches von Autorität und Pietät hinweggespült. Je weiter man von Mitteldeutschland nach Norden und nach Süden kommt, desto festere Lebensformen treten uns da entgegen, desto gesicherter behaupten Autorität und Pietät ihre Stellung im Leben des Volks. So ist auch in industriellen Gegenden, wo die Maschine ihre gleichmachende Herrschaft ausübt, für Pietät weniger Neigung und Boden als etwa in Landstrichen mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung.

Hiermit werden wir von selbst auf die Stände geführt.

Das Volk ist ja keine verworrene Masse von Einzelwesen, sondern ein wohlgegliederter Organismus. Der moderne Rechtsstaat sieht zwar in den einzelnen Gliedern des Volks nichts als Staatsbürger, von denen ihm einer so viel wert ist wie der andere, weil sie doch eben alle vor dem Gesetze gleich sind. Aber das ist eine Abstraktion, welche mit dem wirklichen Leben nicht viel zu schaffen hat. Thatsächlich gliedert sich die Gesamtheit aller Staatsbürger in gewisse Gruppen von Individuen, welche durch gemeinsame Arbeit und Sitte zusammengehalten werden. Diese Gruppen nennt man die bürgerlichen Stände.

Wenn nun auch der allgemeine Gleichmachungstrieb, welcher im Vereine mit Pietätlosigkeit unsere Zeit kennzeichnet, den Versuch macht, diese natürliche Gliederung der Stände zu verwischen, ja sie schlechterdings aus unserm öffentlichen Leben auszutilgen, so wird dies auch mit Aufwendung von Gewaltmitteln doch nun und nimmer gelingen. Nie wird es möglich sein, Adel und Bauernstand mit dem Bürgertum in eins zu vermengen. Denn Adel und Bauern-

stand sind überwiegend konservativ, sind Mächte des Beharrens, während das Bürgertum, von dem Proletariat gar nicht zu reden, eine liberale, fortschreitende Macht, eine Macht der Bewegung ist. Damit haben wir schon angedeutet, welche Stellung diese Stände im einzelnen zur Pietät einnehmen.

Adel und Bauernstand, beide konservativ gerichtet, haben sich mit Notwendigkeit stets zu Religion und Kirche hingezogen gefühlt. Die Kirche ist ja auch eine entschieden erhaltende Macht, welche sich alles in allem in ihren Bestrebungen mit jenen beiden Ständen begegnet. Die Pietät nun bedarf, wie wir gefunden haben, zu ihrem Gedeihen den guten Boden christlich-konservativer Weltanschauung. Und so ist es denn nicht bloß erklärlich sondern sogar selbstverständlich, wenn innerhalb des Adels und des Bauernstandes die Pietät verhältnismäßig gedieh und noch gedeiht.

Adel und Bauernstand sind pietätvolle Stände. Dem echten, rechten Adel ist ein ausgeprägter Pietätssinn wesentlich. Je höher und edler das Adelsgeschlecht, desto durchgreifender wird es auch von dem Geiste der Pietät beherrscht sein; je herabgekommener die Adelsfamilie, desto hervorstechender ihre Pietätlosigkeit, ihre Gleichgiltigkeit gegen ihre eigene Geschichte und alles, was damit zusammenhängt. Der echte deutsche Edelmann hängt treu und fest an seiner Familie. Auf demselben Schlosse zu sitzen, zu dem einst sein Ahn den ersten Stein gelegt und das ununterbrochen die Jahrhunderte hindurch vom Vater auf den Sohn und vom Sohne auf den Enkel vererbt ward — das ist sein Stolz. Dies Ahnenschloß beherbergt das Familienarchiv, die Famlienbibliothek, die Ahnengalerie und stellt den jungen Adeligen von Kindesbeinen an ganz von selbst unter die erziehende Autorität des Familiengeistes und der altehrwürdigen Familiensitte, einer Autorität, der er sich nun auch nicht mit Widerwillen sondern mit innerer Neigung unterordnet. Der Edelmann wird also in die Familienpietät hineingeboren, sie wird dadurch zu einem Stück seines Wesens und bleibt es durch sein ganzes Leben.

Eben so treu wie an seiner Familie hängt der rechte Edelmann an Fürst und Volk. Wir verkennen die mannigfachen Standessünden des Adels nicht; aber denen, welche in der alten Adelstreue gegen Fürst und Volk und Land lediglich Adelsegoismus und Junkertum sehen, möchten wir die Frage vorlegen: „Wo wäre das deutsche

Volk ohne den Adel?" Edelleute wie Stein und Bismarck haben in den Tagen der Gefahr das Vaterland gerettet und es groß gemacht. Und sie sind nur die Spitzen jener großen Schar von Edelleuten, welche eine tausendjährige Volksgeschichte mit großen Buchstaben auf ihre Tafeln geschrieben hat. Wie der Adel auf eine reiche Familiengeschichte zurückblickt, welche mehr oder minder bedeutsam in die Geschichte des ganzen Volkes eingreift, so wohnt ihm ein tiefer geschichtlicher Zug inne, eine tiefe Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen. Und das ist Pietät.

Gleich dem Edelmann ist auch der Bauer eine seßhafte, konservative, dem Religiösen zugewandte Natur und darum ebenfalls zur Pietät geneigt. Auch für ihn wird das Alte, das Hergebrachte, das Ererbte, das Überkommene zur Autorität, der er sich oft bis ins Kleinste hinein beugt. Nirgends herrscht eine so treue Anhänglichkeit an die Scholle, an die Gemeinde, an den Landstrich wie gerade hier. In keinem Stande wird der Beruf des Vaters so treu und fein pünktlich vom Vater auf den Sohn vererbt wie beim Bauern. Da der Sohn des Bauern bei keinem andern in die Lehre geht als bei seinem Vater, der seinerseits wiederum beim Großvater in der Lehre war, so lernt er als nächste und einzige Autorität die väterliche kennen und verehren und wächst so von selbst mit seinem Geiste in die festen Formen des Familiengeistes hinein. Dieser Familiengeist ist die Wurzel vieler meist löblicher Eigenschaften des Bauernstandes. Der deutsche Bauer kann sich nur schwer entschließen etwa aus Bequemlichkeitsrücksichten sein altes Haus einzureißen und an dessen Stelle ein neues zu bauen, „welches den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht." Wenn es der Brand nicht zerstört, so steht es Jahrhunderte. War es für den Großvater gut genug, so wird es wohl für den Enkel auch noch gut sein. Alte Bäume, vom Ahnen gepflanzt, läßt der Bauer stehen, wenn sie auch in Hof und Flur noch so unbequem wären, alte Einrichtungen in Haus und Stall läßt er unangetastet, wenn sie auch aller Vernunft zuwiderliefen. In der Kirche wählt er Sonntag für Sonntag seinen bestimmten Platz, auf dem schon vor fünfzig Jahren sein Vater saß, und den bereits seit der Schwedenzeit seine Voreltern inne hatten. Ja selbst im Wirtshaus hat er seinen eigenen Sitz, den er alltäglich einnimmt bis an seinen Tod. Und das alles aus

Pietätssinn gegen die Mächte des Herkommens und der Gewohnheit, unter deren bestimmenden Einfluß sein Leben dahinfließt.

Dieser Pietätssinn des Bauern, das müssen wir einräumen, ist allerdings oft ein beschränkter, natürlicher und zumeist rein unbewußter und daher von geringerem sittlichen Wert. In vielen Stücken, die etwa über seinen Horizont hinaus liegen, kann der Bauer sogar pietätlos werden. Gegen Fürst und Vaterland ist der Bauer oft ziemlich gleichgiltig. Auch die Vorzeit mit ihren geschichtlich wichtigen Denkmalen kümmert ihn nicht viel, wenn diese Denkmale gerade seine Person und Familie nichts angehen. Aus den Ruinen des alten Schlosses oder einer alten Kirche sich Steine zu holen, um damit einen Stall oder Backofen zu bauen, daraus würde sich ein Bauer kein Gewissen machen.

Ein anderes Bild zeigt uns das Bürgertum.

Im Bürgertum lebt der Geist des Fortschritts, der Geist der Bewegung. Die meisten großen Entdeckungen am Ausgange des Mittelalters wie auch in unserer Zeit, fast alle bedeutsamen Erfindungen und Fortschritte auf dem Gebiete des technischen Lebens, der hohe Aufschwung auf dem Felde der Wissenschaften, der Philosophie sowohl als auch der Erfahrungswissenschaften, die Blüte unser deutschen Nationallitteratur an der Wende des 18. und des 19. Jahrhunderts, ja selbst schon die bedeutende Wendung auf dem Gebiet des religiösen Lebens im 16. Jahrhundert, welche wir mit dem Namen Reformation bezeichnen — alle diese weltbewegenden Erscheinungen gehen weder auf den Adel noch auf den Bauernstand zurück, sie sind bürgerlichen Ursprungs und bürgerlichen Geistes. Das Wort, welches Lessing hingeworfen hat: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich — fiele ihm mit Demut in seine Linke“ — dies Wort ist ein bürgerliches Wort und kennzeichnet das Wesen des Bürgertums besser als langatmige, abstrakte Begriffsbestimmungen. Der Geist des Adels und des Bauern ist das Sein, das Bleiben, der Geist des Bürgertums aber das Werden.

Nach dem, was wir eben vom Bürgerstand gegenüber dem Adel und Bauernstand gesagt haben, ist klar, daß der bürgerliche Geist

der Pflege und dem Gedeihen der Pietät minder günstig ist. Wir leugnen nicht, daß auch in bürgerlichen Kreisen pietätvoller Sinn in schöner, charaktervoller Ausprägung angetroffen wird. Es giebt Bürgerfamilien, die ihre Familienarchive und Familienbesitztümer, ihren eigenen Familiengeist und ihr sondertümliches Familienbewußtsein haben wie nur irgend ein Adelshaus — aber sie sind dünne gesät, es sind das doch nur höchst vereinzelte Patrizierfamilien, die ihrem ganzen Charakter nach mit dem Adel sich berühren, ja schon mehr zu ihm gerechnet werden können als zum Bürgertum. Im großen Ganzen muß man sagen, mit der Pietät des Bürgertums, der „Bourgeois", der Handel und Gewerbe treibenden Klassen, der sogenannten gebildeten Gesellschaft ist es schlimm bestellt.

Wie der gebildete Bürger unserer Tage politisch meist liberal ist, so huldigt er auch einem ethischen Liberalismus, der sich über die Schranken, die ihm die Pietät zieht oder ziehen sollte, leichter Hand hinwegsetzt. Der Bauer, geschweige der Adelige, hält alle Hände über dem Hause seiner Ahnen. Der Bürger weiß gar nicht mehr recht, was es ist, ein eigenes Haus zu haben, er wohnt meist zur Miete mit monatlicher Kündigung; und wenn er doch ein Haus hat, so ist's ihm kein Gegenstand der Pietät sondern ein Gegenstand der Spekulation, mit welchem er wechselt, so oft ein „Geschäft" dabei zu machen ist. Sein eigenes Geburtshaus niederzureißen, das ist ihm ein Leichtes. Ohne Zaudern legt er Hand an, „das alte Gerümpel" vom Erdboden zu vertilgen und ein neues „dem Komfort der Neuzeit entsprechendes" Wohngebäude an seine Stelle zu setzen. Und dieses neue Haus baut er wiederum nicht sowohl für seine Familie als vielmehr für sich, in der stillen Voraussetzung, daß der Sohn gleichfalls wieder für sich ein Haus bauen werde; darum baut er auch nicht mehr so fest, wie man früher baute. — Der Bauer und Edelmann haftet an seinem Geburts- und Heimatsland. Einem rechten märkischen Edelmann ist es schon nicht möglich, sich in Sachsen oder Bayern völlig heimisch zu fühlen; und „was ein richtiger Bauer ist", der empfindet schon ein gelindes Heimweh, wenn er einmal eine Stunde von seinem heimatlichen Dorfe irgendwoanders übernachten muß. Dem Bürger ist es gleich, in welchem Land, ja in welchem Erdteil er lebt, ob heute in Nürnberg und morgen in Bremen, ob dies Jahr in Europa und

nächstes Jahr in Amerika oder in Südwestafrika. Ubi bene, ibi patria, dies Wort, welches die flachste Pietätlosigkeit erfunden hat, und das man leider gerade heutzutage so oft hören muß, das ist so recht ein Losungswort der gebildeten Gesellschaft geworden. — Bauernstand und Adel sind vom Familiengeist beherrscht. Beim Bürger ist's eine Schande,*) irgendwelche Stücke auf die Familie zu halten, es gilt für philisterhaft, die Überliefungen aus der guten alten Zeit zu hüten und sich zu beugen unter die Autorität der Familie. Was bei dem Bauern und Edelmanne als eine Entartung gilt, das pietätlose Vergessen des Grund und Bodens, aus dem man herausgewachsen ist, das eigenwillige, kecke Heraustreten aus der geistigen Luft, in welche man hineingeboren war, das wird im Bürgerstande für eine Tugend gehalten.

Der Grund dieser Erscheinung ist vielfach die Sucht nach Erwerb und Gewinn. „Niemand kann nun zween Herren dienen; entweder er wird einen hassen und den andern lieben, oder er wird einem anhangen und den andern verachten" (Matth. 6, 24).

Hiernach ist leicht zu ermessen, daß der vierte Stand, das Proletariat, die Entartung des Bürgerstandes, erst recht keine Pietät besitzt. Dieser „vierte Stand" empört sich ja gegen alle bejahenden Lebensmächte, vor allen Dingen aber gegen die Religion. Weil er keine Religion hat, darum hat er auch keine Pietät für Haus und Familie, für Fürst und Vaterland, für Kirche und Reich Gottes. Wo finden wir die meisten und leichtsinnigsten Ehescheidungen, wo das Vagabundentum, das jedes Land als sein Vaterland und doch kein Land als seine Heimat betrachtet, weil es sich darin gefällt, die Fahne schlechthiniger Heimatlosigkeit hochzuhalten? Welcher Stand ist der Herd der Revolution gegen die bestehende Ordnung, und welcher Stand hat die Losung ausgegeben: Massenaustritt aus der Kirche? — Das ist das Proletariat!

Mit den bürgerlichen Ständen verwandt sind die Berufsstände, wenn sie auch keineswegs mit den ersteren zusammengeworfen werden dürfen.

Nicht jeder Beruf bietet für die Bethätigung der Pietät eine gleich günstige Grundlage. Je materieller ein Beruf, desto weniger

*) Dem können wir doch nicht beistimmen. D. L.



wird er für Pietät Raum gewähren, je idealer er ist, desto mehr wird er der Pietät Vorschub leisten. Wer dem Handel und Gewerbe sich widmet, dessen Gemüt wird den idealen Mächten leicht entfremdet, dem Worte Gottes und somit auch der Pietät, wer dem Gewinn als seinem Ideale nachjagt, also die Selbstsucht auf den Schild erhebt, dem ist die Pflege der Pietät ein schweres Ding.

Andere Berufsarten sind demgegenüber in glücklicherer Lage. Wie schön, mit Ausnahmen allerdings, gedeiht die Pietät im Heere und namentlich beim deutschen Offizier! Das deutsche Heer ist eine treffliche Pflanzschule der Pietät und dadurch ein Segen und eine Wohlthat fürs ganze Volk. — Ähnlich bei dem geistlichen Stande. Hier wirkt alles zusammen, die rechte, echte, christliche Pietät zu erzeugen, die Faktoren des Wortes Gottes, der Überlieferung, des geschichtlichen Sinnes, der Bildung des Geistes und Herzens. Der deutsche Pfarrer zumal ist der Typus eines nach jeder Richtung hin pietätvollen Mannes.

Das Feld, wo die Pietät sich besonders bethätigt, ist aber das Haus, die Familie. Haus und Familie wurzeln in der Ehe. In der Ehe soll die Sinnesart der Frau nicht untergehen in der Sinnesart des Mannes, noch weniger umgekehrt, sondern das männliche und das weibliche Gemüt sollen sich gegenseitig durchdringen und verklären. Thatsächlich sind sich ja die Charaktere der Geschlechter entgegengesetzt auch im Hinblick auf ihre Neigung zur Pietät. Der männliche Charakter neigt mehr zur Freiheit, zur Lossagung vom Bestehenden, wenn man will zur Impietät und zeigt hierin Verwandtschaft mit dem Charakter der Jugend. In dem Charakter der Frau hingegen, der wiederum mit dem Charakter des Alters nahe verwandt ist, liegt Gebundenheit, Bejahung, Hinneigung zum Gegebenen, Heilighaltung des Herkommens. Da nun im Familienleben stets ohne Frage der weibliche Einfluß überwiegt, da der Geist der Frau weit mehr als der Geist des Mannes den Hausgeist bestimmt, so ist ebendamit die Pietät als starkes und notwendiges Gegengewicht gegen die Ungebundenheit und Freiheit, wie sie vom Manne vertreten wird, gegeben. Ohne Pietät kann die Familie nicht bestehen. Es giebt freilich Familien genug, die der Pietät in ihrer Mitte keinen Raum verstatten. Es sieht in solchen Familien

aber auch darnach aus; die Idee der Familie kommt da nicht zur Geltung, die Wirklichkeit ist ein Hohn auf das Ideal. — —

Wir haben gesehen, daß heute die Pietät zwar nicht völlig ausgestorben aber doch mehr als je der Hebung und Pflege bedürftig ist.

Unsere Zeit ist ja in mancher Hinsicht eine große Zeit. Das Streben nach Fortschritt, Bildung, Humanität ist noch nie so allgemein und von so reichem Erfolge begleitet gewesen als jetzt. Wir freuen uns dieser Zeitbestrebungen und sehnen uns keineswegs zurück in die Tage der Vergangenheit. „Glück zu, mein Volk, auf allen Bahnen entrolle kühn der Zukunft Fahnen!" so rufen auch wir mit dem Dichter.

Es ist indessen nicht alles Gold, was glänzt, und der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Alle die schönen Errungenschaften der Gegenwart machen den Menschen wohl voll aber nicht satt und froh, sie sind mehr fürs Auge und Hirn als fürs Herz, sie schmücken das äußere Leben aber nicht das innere. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? — spricht der Herr. Was hülfe es denn dem Menschen, wenn er durch seine Erfindungen und Entdeckungen allmählich die ganze Welt bezwänge und durch seine Studien und Bildungserrungenschaften schließlich die Weisen aller Jahrhunderte in den Schatten stellte, und er ließe doch dabei seine Seele leer ausgehen und gefährdete seinen inwendigen Menschen? Der Geist schreitet von einer Erfindung zur andern, das sittliche Leben aber bleibt auf derselben Stufe stehen, ja es geht rückwärts mit ihm; der Geist wird gespeist mit allerhand Bildungsstoffen bis zur Überfüllung und Überfütterung, die Seele aber muß darben und des Hungertodes sterben; intellektuell schreitet die Menschheit vorwärts, so daß sie die Vergangenheit weit, weit überragt, moralisch geht sie dermaßen zurück, daß sie den Vergleich mit der Vergangenheit nicht entfernt aushält. Selbst freisinnige Männer und optimistische Beurteiler klagen über diesen ethischen Rückschritt bei allem materiellen Fortschritt, über die immer mehr überhand nehmende Roheit bei aller Geistesbildung, über die noch nie dagewesene Gottlosigkeit bei allem Humanitätsschwindel, kurzum über den drohenden Zusammenbruch der gesamten sittlichen Grundlagen der Gesellschaft.

Darum gilt es zu retten, was noch zu retten ist; es gilt mit Wort und That den Verfall aufzuhalten, die Breschen, welche der moderne Vandalismus in die Ringmauern der Festung geschlagen hat, wieder zu bauen und jedes losgebröckelte Steinchen wieder zu ersetzen; es gilt, die Pietät in Obacht zu nehmen und die schützenden Hände darüber zu breiten.

Soll es nun aber mit der Pietät besser werden in unserem Volk, so müssen sich alle sittlichen Mächte die Hände reichen. Alle Autoritäten sind ja überhaupt solidarisch unter einander verbunden und bilden zusammen die Autorität schlechthin. Keine darf zumal im Kampf gegen die Pietätlosigkeit die Fühlung mit den andern verlieren. Wollte in diesem Kampfe eine Autorität der andern ihre Kraft und Hilfe verweigern, so würde sie den Ast absägen, auf dem sie selber sitzt, gegen ihr eigenes Fleisch wüten und ihr selbsteigener Totengräber sein.

Diejenige Macht, welche heutzutage über den äußerlich größten Einfluß verfügt, das ist der Staat. Er legt aber leider viel zu wenig Interesse an den Tag, wo es sich um Erhaltung und Pflege der Pietät handelt. Man muß den modernen Staat sogar dafür verantwortlich machen, daß es mit der Pietät im Volke bergab geht. Der Staat hat sich zwar nicht amtlich so doch thatsächlich für religionslos erklärt und dadurch seine Gleichgiltigkeit gegen die oberste Autorität, die Religion, zu erkennen gegeben. Der Staat hat durch seine zentralisierende Gesetzgebung viele berechtigte Eigentümlichkeiten verletzt und dadurch seine Pietätlosigkeit gegen die Macht der guten Sitte und des guten Herkommens ja gegen die Geschichte offen zur Schau getragen. Der Staat hat durch Gesetze, die hier nicht näher bezeichnet zu werden brauchen, dem Menschen sein Teuerstes genommen, ihn losgerissen von seiner Heimat und dadurch die Impietät in einer Weise befördert, wie sie wahrhaftig nicht schlimmer gedacht werden kann. Ist nun der Staat selbst, um mild zu reden, so gleichgiltig gegen die Lebensmächte der Heimat, des Herkommens, der Sitte, ja der Religion, dann darf es ihn nicht wundernehmen, wenn er seine eigene Autorität in Frage gestellt sieht, wenn man ihm nicht mit Pietät begegnet, sondern mit eiskalter, frivoler Kritik oder mit knechtischem Gehorsam, von denen eins soviel wert ist wie das andere. Der Staat hat

viel versäumt, er ist zu sehr nur Rechts- und Polizeistaat und hat sich gegen den warmen Lebenshauch des Patriarchalischen und des Christlichen zu sehr abgesperrt. Die Pietät hat an dem modernen Staate keinen Pfleger und keinen Gönner mehr.

Wer die Pietätlosigkeit aber vor allem nährt, das ist die Presse. Daß in der Presse auch Stimmen laut werden, aus denen die Pietät spricht, das muß zugestanden werden. Soweit die Presse auf konservativ-christlichem Boden steht, soweit ist sie stets im Geiste der Pietät thätig gewesen und mußte es sein. Da aber leider die Presse vom Liberalismus beherrscht ist, so ist sie überwiegend pietätlos. Für den liberalen Journalisten giebt es keine Autorität mehr, der er Pietät schuldig zu sein glaubte. Was sollte denn auch für ihn noch Autorität sein? Der Staat? O nein, der Staat ist ja nur dazu da, um dem Liberalismus ein Operationsfeld für seine negative Kritik zu bieten und hat vielmehr umgekehrt im Abgeordneten und im Redakteur, welche die öffentliche Meinung künstlich zurechtschneiden, seine Autoritäten zu erblicken! — Der Monarch? Der erst recht nicht! Er hat ja nur noch als Arabeske, als Ornament des konstitutionellen Staatswesens Bedeutung, er besitzt nur noch ästhetischen aber schon längst keinen politischen und sittlichen Wert mehr. — Die Kirche? Auch die nicht! Über Christentum und Kirche ist der liberale Mann kraft seiner Bildung, die ihn „frei" gemacht hat, längst hinaus; Religion, Gottesfurcht hat ja nur noch Raum in den Köpfen denkfauler Gesellen und alter Weiber. — Die Sitte? Die am allerletzten! Das ist ja die löbliche Aufgabe des Liberalismus, mit aller Sitte, allem Herkommen, allem Gegebenen so gründlich wie möglich aufzuräumen. Und so bleibt denn schließlich für den Liberalen vom reinen Wasser keine Autorität mehr übrig, sein Standpunkt ist der der grundsätzlichen Pietätlosigkeit.

Unter so bewandten Umständen darf man es also dem Staate nicht allzu hoch anrechnen, wenn er bei seiner Gesetzgebung und seiner ganzen Lebensbethätigung kaum mehr im Geiste der Pietät wirkt sondern mehr in liberalem Geiste sich bewegt. Es sind ihm die Hände gebunden durch die vom Geiste der Impietät beherrschten Mächte der Presse und des Parlaments, von denen er in weit höherem Maße abhängt als von dem Willen des Monarchen.

Daß nun Presse und Parlamente sich ändern, daß der Liberalismus aus beiden verschwinden, daß also unsere Gesetzgebung und unser gesamtes Staatsleben in gesund konservative und christliche Bahnen geleitet werde, dazu ist in absehbarer Zeit keine Aussicht. Aber verzweifeln soll und darf man nicht. Wenn alle die, welche über das Schwinden der Pietät klagen, es nicht bloß beim Jammern bewenden lassen, sondern zur That schreiten, wenn sie bei den Wahlen ihre Schuldigkeit thun und nicht Leuten ins Parlament verhelfen, welche die heilige Scheu vor göttlicher und menschlicher Autorität über Bord geworfen haben, sondern Männern, die es für keine Schande achten, ihr Leben lang Gott vor Augen und im Herzen zu haben und zu thun nach seinen Geboten, wenn sie die gute Presse begünstigen und von der schlechten entschieden sich abwenden, wenn sie selbst in Wort und That ihre Pietät gegen Kaiser und Reich, gegen Fürst und Vaterland und gegen alle wahren Lebensmächte leuchten lassen — sollte es da nicht gelingen, allmählich die Pietät im ganzen Volke wieder zu heben?

Mehr als der Staat vermag jedoch eine andere Macht beizutragen zur Erhaltung und Pflege der Pietät, das ist die Kirche. Die Sphäre des Staates ist Recht und Gerechtigkeit, die Sphäre der Kirche ist Glaube und Liebe. Die Kirche bethätigt die Pietät ebensowohl als sie sie predigt. Ein Auflehnen gegen die Autorität ist der Kirche fremd. Allerdings haben sich Katholizismus und Rationalismus gleichermaßen aufgelehnt gegen die Grundlage, welcher die Kirche ihr Dasein verdankt, und welche daher von ihr mit heiliger Scheu verehrt werden muß, gegen das Wort Gottes, indem der Katholizismus den unfehlbaren Papst, der Rationalismus aber die unfehlbare Vernunft als höchste Autorität erklärt hat; aber diese beiden Erscheinungen sind Ausnahmen, sie entsprechen der Idee der Kirche nicht, sie sind Entartungen der Kirche. An sich soll und muß die Kirche sich gründen auf die eine Autorität des Wortes Gottes.

Wie nun die Kirche lebt und webt in der Pietät gegen das göttliche Wort als ihre höchste Autorität, so steht sie ebensomit auch in der Pietät gegen alle anderen Lebensmächte, wie Staat, Stand, Familie u. s. w. Sie hat ein lebendiges Interesse daran, all diese Lebensordnungen zu erhalten, da sie ja eben alle Gottesordnungen

sind, zu deren Verteidigung die Kirche da ist. Und wenn die Kirche in ihrer Verkündigung die Pietät gegen jene sittlichen Mächte stets zurückführt auf den Glauben, auf die Ehrfurcht vor Gott und seinem Wort, so ist klar, daß sie der Pietät, die sie predigt, einen Hintergrund und einen Nachdruck giebt, wie es dem Staate nicht möglich wäre. Weil die Kirche ihre Mahnungen zur Heilighaltung der edlen Güter des Vaterlandes, der Familie, der Sitte, unmittelbar begründen kann auf die höchste und letzte Autorität, das göttliche Wort, darum wird ihre Bemühung, Pietät zu pflegen und zu erhalten, stets viel wirksamer ausfallen als die Bestrebungen anderer Mächte, welche zunächst keinen Anlaß haben, gleich auf die letzte und höchste Instanz zurückzugreifen. Die Kirche ist also die berufenste Pflegerin, sie ist die hohe Schule wie aller Tugenden so vor allem der Pietät. Daß die Pietät nicht völlig geschwunden ist aus unserm Volk, daß ein Rest davon doch noch ein wenn auch kümmerliches Dasein zu fristen vermag, das ist zum guten Teile das Verdienst der Kirche, deren Wirksamkeit sich zwar meistens dem Auge des Beobachters verbirgt, aber im hellsten Lichte erscheinen würde, wenn die Kirche einmal auf einen gewissen Zeitraum ihre Arbeit einstellte. Sollte sich letzteres einmal ereignen, die Wirkung würde dieselbe sein, als wenn die Sonne am Himmel ihre Dienste versagte, alle Geschöpfe würden den Erstarrungstod sterben, am ersten aber würde die zarte Pflanze der Pietät verwelken, die ja ohne die Lebenswärme nicht bestehen kann, welche von der Kirche ausgestrahlt wird über die Welt.

Ganz folgerichtig hat darum der Liberalismus, um die Pietät im Volke zu untergraben, damit angefangen, die Kirche zu verachten und zu unterdrücken, dem Volke die Religion zu verleiden; wenn einmal die Pflanze ausgerottet werden sollte, so war es am zweckmäßigsten, gleich die Wurzel zu zerstören. Ist die Wurzel ausgerottet, dann sinkt die Blüte von selbst dahin.

Umgekehrt aber folgt daraus: Wer ein Interesse daran hat, die Pietät im Volke zu erhalten, der muß mit allen Kräften die Kirche unterstützen, zumal die evangelische Kirche, die Kirche des lautern Evangeliums, die es nicht bei einer äußerlichen Tünche bewenden läßt, sondern auf Wiedergeburt und Erneuerung des ganzen Menschen dringt, was ja die Voraussetzung der Pietät im vollen

Sinne ist. Wo die Kirche das Wort Gottes lauter und rein verkündet, wo sie die ganze Fülle ihrer Liebesthätigkeit entfaltet und dazu im Vordergrunde oder wenigstens nicht im Hintergrunde des allgemeinen Interesses steht, da wird allezeit pietätvoller Sinn in Blüte stehen.

Freilich kann und darf die Kirche bei dieser ihrer Arbeit auf eine Mithelferin nicht verzichten, das ist die Schule. Wenn die Schule in Hinsicht auf Pflege der Pietät der Kirche nicht in die Hände arbeitet, so werden die Bemühungen der letzteren wenig Erfolg haben; arbeitet aber vollends die Schule der Kirche entgegen, so wird der Schaden unabsehbar. Beide sind auf einander angewiesen. Was aber muß die Schule thun, um Pietät zu pflegen? Zunächst muß sie fern von aller Rührseligkeit den Kindern gegenüber ihre Autorität durchsetzen. Die Kinder müssen von dem Tage an, wo sie zum erstenmale auf der Schulbank sitzen, daran gewöhnt werden, im Lehrer eine Person zu sehen, der das Schulscepter nicht umsonst in die Hand gegeben ist. Denn wer als Kind nicht lernt, ehrfurchtsvoll unter die Autorität sich zu beugen, der wird auch als Mann es nicht vermögen. Damit haben wir angedeutet, daß die Schule sich nicht bloß als Unterrichtsanstalt sondern als Erziehungsanstalt ansehen muß. Der Unterricht muß ein erziehlicher sein, ein solcher, der es nicht allein auf Bildung der Verstandeskräfte des Zöglings sondern mehr noch auf Bildung des Willens, des Herzens und Gemütes abgesehen hat. Damit ist aber weiter gefordert, daß die herrschende Stellung im Schulplan der Religionsunterricht behaupten muß, nicht rücksichtlich der Stundenzahl, wohl aber rücksichtlich der geistigen Würde und Bedeutung. Religiöser Unterricht darf nicht bloß in den dazu angesetzten Stunden, in denen das Wort Gottes recht treu und warm gelehrt werden muß, betrieben werden als ein Fach neben andern Fächern, nein, auch im Geschichts- und naturwissenschaftlichen Unterrichte muß ein religiös-sittlicher Geist walten. Und so wird und darf die Religion im gesamten Unterricht ihre alles überragende Stellung nicht verleugnen. Dazu freilich gehören geeignete Männer, Lehrer, welche selbst in Pietät gegen Gott und sein Wort, gegen Fürst und Vaterland u. s. f. eingetaucht sind. Gerade auf dem Gebiete der Schule wirkt, wie schließlich allenthalben, Person und

Beispiel mehr als Wort und System. Wenn die rechten Persönlichkeiten auf den Kathedern unserer Schulen stehen, der hohen Schulen sowohl als auch der Volksschulen, Lehrer, die das Herz auf dem rechten Flecke haben, und in den Herzen den rechten Gehalt, Männer, die in dem Kinderfreunde Jesus Christus ihr erzieherisches Ideal erblicken — dann darf es uns um die Pflege der Pietät in der Schule nicht bange sein.

Die Schule aber vermag wiederum nichts ohne das Haus. Das Haus ist die Voraussetzung von Kirche und Staat, von Volk und Schule. „In dem Haus und mit dem Haus," sagt Mallet, „wird alles gebaut, und in dem Haus und mit dem Haus fällt alles darnieder." Ist die Kirche und die Religion die Heimat und Brunnenstube der Pietät, so soll das Haus die Werkstätte der Pietät sein.

Soll es darum besser werden mit der Pietät in unserem Volke, so muß der Anfang vom Hause und von der Familie aus gemacht werden, das heißt von Innen heraus. Im Hause erhält ja der Mensch die frühesten und die bleibendsten Eindrücke, welche ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergehen und dann auch darin haften bleiben fürs ganze Leben. Was man als Kind im Hause gelernt und sich angeeignet hat, alle die guten Grundgewohnheiten und Grundüberzeugungen, die man mitgebracht von dem häuslichen Herde, sie halten im Leben nach, während das, was man später noch hinzulernt, eben fast nie den Charakter des Hinzugelernten abzustreifen vermag.

Und so gilt es denn, am Hause die Hand anzulegen bei des christlichen Standes Besserung. Es giebt kein schöneres und geeigneteres Feld dafür als das Haus. Im Hause dürfen wir thun, was wir wollen. Kein Mensch hat uns etwas hineinzureden, wie wir unser Nest einrichten sollen. Vor der Schwelle unseres Hauses hört das Reich des Polizeidieners auf. In unseren Stuben hat er nichts zu suchen. Das öffentliche Leben, welches zum teil, wie wir sahen, in falschen Bahnen sich bewegt, legt uns ja tausenderlei in den Weg, was die Pflege der Pietät mehr oder weniger hindert, ja oft unmöglich macht. Das Haus aber kann uns niemand nehmen. Im Hause sind wir Herr, hier ist auch der niederste Tagelöhner ein Freiherr, hier kann der Hausvater den Ton an-

schlagen, der seinen Überzeugungen entspricht, hier kann ich unbeirrt von dem Geiste der pietätlosen Zeit der Pietät eine traute Heimstätte bereiten, von wo aus ihr wohlthuender Einfluß langsam aber sicher über das öffentliche Leben sich verbreitet.

Mannigfach sind die Wege, die hier betreten werden können. Ja fast überreich könnte man die Mittel nennen, die sich dem Hausvater wie von selbst darbieten zur Hebung der Pietät in seinem Kreise, das heißt also zur Hebung der Familienpietät, in deren Wesen es liegen muß, sich zu beugen unter den Familiengeist und den Zusammenhang mit der Vergangenheit zu bewahren und für die Zukunft festzuhalten.

Will ein Familienvater diese Familienpietät befördern, so gilt es zunächst, den Boden gründlich kennen zu lernen, aus welchem die Familie herausgewachsen ist, die Geschichte der Ahnen zu erforschen. Denn was man nicht kennt, das kann man auch nicht lieben. Wer Patriot sein will, der muß die Geschichte seines Vaterlandes kennen; geradeso leitet auch die Familienpietät von selbst zur Erforschung der Familiengeschichte an. Je pietätvoller das Haus, desto gründlichere Kenntnis der Familiengeschichte.

Möchte doch solch gründliches Studium der eigenen Vergangenheit in unseren Familien allgemeinen Eingang finden, wie man es in der guten alten Zeit allgemein betrieben hat und es in Adelskreisen heute noch übt. Wer aber legt heutzutage Wert darauf, die Geschichte seiner Ahnen zu kennen? Wir sind viel zu oberflächlich und gemütlos geworden, als daß wir darnach Verlangen trügen, wir leben viel zu sehr in der Gegenwart und in der Zukunft, als daß wir Sinn und Geschmack dafür hätten, uns hineinzuvertiefen in die Vergangenheit. In manchen Schichten der Gesellschaft gilt es sogar für eine Schande, etwas von des Vaters vielleicht kümmerlicher Jugend zu wissen; und wenn der Name des Großvaters genannt wird, der vielleicht ein ehrsamer Schuster oder Schneider war, dann geschieht dies nur unter mitleidigem Lächeln und Achselzucken. Ja in gewissen Kreisen würde es als eine unverzeihliche Taktlosigkeit angesehen werden, wenn man auf eine derartige Vergangenheit der Familie auch nur anspielen wollte. —

Man höre doch auf, darin eine Schande zu erblicken, man setze vielmehr eine Ehre darein, die Geschichte seiner Ahnen, und

wenn sie auch Schuster und Schneider waren, genau zu erforschen und gründlich zu kennen, um so ihre ehrwürdigen Gestalten recht lebendig vor Augen zu haben und vielleicht sich zu erbauen an den Wunderwegen, die Gott dereinst mit ihnen gegangen ist. Man scheue weder Zeit noch Mühe, aus alten Akten, Kirchenbüchern und Chroniken die auf die Geschichte der Familie bezüglichen Nachrichten zusammenzulesen, die vorhandenen vergilbten Papiere der Vorfahren, ihre Briefe, Stammbücher, Testamente, Tagebücher und Selbstbekenntnisse aller Art sorgfältig zu sammeln bis herab aufs kleinste Blatt, man schütze die von ihnen gebrauchten und geliebten Gegenstände, wie Bücher und Hausgeräte vor dem Untergang, lasse sie in möglichst unversehrtem und unverändertem Zustande und hebe sie auf in einer alten Truhe, die vielleicht noch übrig ist aus den Tagen, „da der Großvater die Großmutter nahm", und die in ihrer altertümlichen Form mit den alten Seltenheiten trefflich zusammenstimmt. Man suche sich aus den Nachlässen alter Tanten und Oheime alte Ahnenbilder zu verschaffen, man scheue den Thaler nicht, diese vom Zahn der Zeit angefressenen und in der Fülle der Jahre gedunkelten Gemälde wieder ein wenig flicken und auffrischen zu lassen und gebe ihnen dann in der Wohnstube, wo man sie täglich vor Augen hat, den Ehrenplatz gerade dort über dem Sofa, wo bis dahin elende Öldruckbilder hingen, an denen der Rahmen das wertvollste war.

Das nun, was man so über die Vorfahren entdeckt hat, das erzähle und überliefere man den Kindern und Kindeskindern als ein heiliges Vermächtnis, um die Geschichte der Familie für alle Zeiten wach zu erhalten und eine Art von Familienüberlieferung herzustellen, die sich forterbt frisch und treu von Geschlecht zu Geschlecht. Und damit von all dem Gefundenen nichts wieder verloren gehe, versäume man nicht, eine Familienchronik anzulegen, die Geschichte der Familie wahr und klar und sorgfältig hineinzuschreiben, auch die Geschichte der Gegenwart in ihren wichtigsten Ereignissen nachzutragen und den Kindern im Testamente noch schwarz auf weiß die Fortführung dieses Werkes als heiligste Pietätspflicht aus Herz zu legen.

Damit ist aber noch keineswegs alles gethan, das Genannte ist nur eine Seite dessen, was zu thun ist. Das ganze Familienleben

muß schlechterdings so angelegt werden, daß es immer und überall dem Geiste der Pietät Vorschub leistet.

Wo freilich eine Familie zigeunerhaft alle halbe Jahre in eine andere Mietskaserne und alle drei Jahre in einen andern Ort zieht, so daß die Kinder gar nicht recht kennen lernen, was eigentlich ein Vaterhaus und eine Heimat ist, wo kein Familiengedenktag gefeiert wird, kein Geburtstag, kein Trauungstag, kein Sterbetag, vielleicht nicht einmal ein Sonntag mehr, wo das Leben Tag für Tag und Jahr für Jahr in der ermüdendsten Eintönigkeit dahinfließt, wo weder mit den Anverwandten noch auch mit den auswärtigen Kindern des Hauses ein Briefwechsel gepflegt wird und die Familie weder um Freud noch um Leid ja um gar nichts sich bekümmert, was im Kreise ihrer nächsten Verwandtschaft vorgeht, sondern völlig vereinzelt dasteht wie ein einsamer, kahler Baum in der Wüste, wo die Gräber der Verstorbenen nicht besucht und nicht gepflegt werden, wo die Idee des gesamten Hauses nicht mehr zur Verwirklichung kommt und kommen kann, weil der Mann seine freie Zeit nicht daheim sondern im Wirtshause zubringt, während die Hausfrau meint, was dem einen recht ist, ist dem andern billig, und ihrem Namen ins Gesicht schlagend zur „Ausfrau" wird, wo keine gemeinsame Hauslektüre und Hausmusik und vor allem auch keine Hausandacht mehr geübt wird, wo das Haus sich in lauter Atome auflöst und darum auch nicht einmal ein kleiner Ansatz zur Familiensitte sich bilden kann, wo zuletzt noch die leisesten Keime der Pietät durch Bücher und Zeitschriften zerstört werden, aus denen der Gifthauch der Pietätlosigkeit und Frivolität herausweht — wo es so steht (ach und es steht leider nur in zu vielen Häusern so), da kann natürlich die Pietät nicht gedeihen, da wird das gerade Gegenteil davon großgezogen zum Unsegen des Familienlebens selbst wie auch zum Unsegen des gesamten Volkslebens, zum Verderben jedes guten und geordneten Zustandes.

Es gilt, das tief gesunkene Familienleben wieder zu Ehren zu bringen. Wer ein Haus hat, mag sich auch als Hausvater verhalten und die edelste Würde, die er besitzt, nicht mit Füßen treten. Er bleibe zu Hause und niste sich nicht im Wirtshaus ein. „Die vornehmste Predigt, die unserer Zeit gehalten werden muß," sagt

Jean Paul irgendwo, „ist die, zu Hause zu bleiben." Das mag sich das Wirtshausgeschlecht unserer Tage gesagt sein lassen. — Der Hausvater bleibe aber auch im Orte und im Vaterlande und nähre sich redlich, denn von der Heimat sich loszulösen und mit seinen Beinen und seinen Gedanken ins Weite zu schweifen, das taugt nichts; er betrachte zunächst sein Haus und seine Familie als seinen Kreis und lasse sich etwas weniger in das öffentliche Leben hinein oder vielmehr hinausziehen, denn dies böse öffentliche Leben mit seinen zahllosen Vereinen und großen und kleinen Angelegenheiten tritt heutzutage in geradezu bedrohlicher Weise in den Vordergrund und ist schuld an dem furchtbaren Rückgang echten Familienlebens. — Dazu pflege er Familiensitte und Familiengeist, bilde Familienfeste und Familientage aus, schließe die Glieder der Familie durch Hausmusik und Hausandacht in möglichst dichtem Kreise um sich zusammen und löse niemals das Band, das ihn mit Vettern und Basen, kurzum mit Verwandten aller Art verknüpft. — Eine besonders liebevolle Pflege widme er dem Lesen im Familienkreise. Man unterschätzt viel zu sehr den Giftstoff, der durch die Kanäle der Unterhaltungsschriften und der Zeitungen ins Haus geschwemmt wird. Kein Buch, kein Zeitungsblatt, welches den Geist der Pietätlosigkeit zu nähren geeignet ist, sollte im Hause geduldet werden. Alles aber, was im Geiste der Pietät geschrieben ist und darum auch diesen Geist zu fördern vermag, das finde in der Familienbücherei und in der Zeitungsmappe des Hauses seinen Platz. Um nur einige zu nennen, so dürfen in der Hausbücherei nicht fehlen die Schriften eines Justus Möser, Claudius, Ernst Moritz Arndt, Schenkendorf, Jeremias Gotthelf und von den neueren die Werke eines Riehl, Reuter, Emil Frommel, Rückert, Geibel, Gerok, sowie die der Frauen Ottilie Wildermuth, Margarete Spörlin, Johanna Spyri u. s. w. Daß die auf dem Tische des Hauses aufliegende Tagespresse ähnliches Gepräge tragen muß, versteht sich von selbst. Das „Daheim" mit seinem trauten Namen, seinem anheimelnden Titelbild und seinem köstlichen Inhalt sollte in keinem echten deutschen Hause vergebens gesucht werden.

Wenn durch alle diese Maßregeln, denen sich unschwer noch eine ganze Reihe anderer hinzufügen ließe, der Geist der Pietät im Hause

und von da aus im Volke nicht bedeutend gehoben und befördert würde, dann müßte es ein Wunder sein. Fange jeder bei seinem Hause an, gehe jeder mit gutem Beispiel vorauf — und unser öffentliches Leben wird von Innen heraus in der wohlthätigsten Weise umgestaltet werden. Auf zur That und weg mit dem alten Schlendrian!

Sage doch niemand, was sollen diese Kleinigkeiten nützen zu unseres Volkes Wiedergeburt? Es sind allerdings „Kleinigkeiten", ja — aber aus Kleinigkeiten setzt sich das Große zusammen, aus Steinen und Steinchen werden die Dome gebaut, und aus Tropfen besteht das weite Meer. Und so vermögen denn auch von diesen kleinen Dingen große Wirkungen auszugehen, wenn sie nicht vereinzelt sondern in ihrer Gesamtheit angewandt und von einer Macht getragen und durchwaltet werden, die wir nun am Schlusse noch einmal mit Nachdruck hervorheben wollen, nämlich von der Religiosität. Alle Pietät hat, im vollen Sinne des Wortes gefaßt, in der Religion ihren Quell und kann nur gedeihen, wenn sie fortwährend aus diesem Quell sich neue Nahrung holt. Wo ein Haus gegründet ist auf dem Felsengrund der Religiosität und nicht auf dem Sand der sogenannten modernen Weltanschauung, wo die tägliche Hausandacht und die rechte evangelische Sonntagsheiligung eine Stelle gefunden haben, wo Vater und Mutter den Kindern und Dienstboten Gesetz und Evangelium nicht bloß vorpredigen, sondern auch vorleben, wo der Geist des Glaubens, der Liebe, des Friedens, kurzum der heilige Geist das Scepter führt, da macht sich die Pietät, die ja, wie wir sahen, ein Ausfluß der pietas ist, ganz von selbst, da kommen jene kleinen Züge pietätvollen Familienlebens, die wir oben empfohlen, von selbst ans Licht, nicht als tote, wertlose Äußerlichkeiten sondern als selbstverständliche Früchte, als geist- und gehalterfüllte Erscheinungen jener mächtigen Urtriebkraft, die wir mit dem Namen Pietät bezeichnen. Die Gottseligkeit ist eben zu allen Dingen nütze nicht bloß fürs zukünftige Leben sondern auch fürs Leben in dieser Welt und so auch zur Erhaltung der Pietät in Volk und Haus.

Sollen wir also dem deutschen Volke und jedem einzelnen empfehlen, Pietät zu hegen und zu pflegen und dadurch dem drohen-

den Verfall von Zucht und Gesittung entgegenzuwirken, und sollen wir unsere hierauf bezüglichen Ratschläge in einem einzigen kurzen und alles besagenden Worte zusammenfassen, so glauben wir kein besseres wählen zu können als das, welches Matth. 6, 33 geschrieben steht: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen!" —

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XV. Heft 7.

Das katholische Passionsspiel in Oberammergau und das protestantische Christusdrama.

Von

Ludwig Kelber.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1890.

Über das Passionsspiel in Oberammergau*) ist schon so viel geschrieben worden, daß, wer diesen Gegenstand abermals zu besprechen unternimmt, falls er nicht oft Gesagtes mit andern Worten wiederholen will, wohl thun wird, denselben unter eine gewisse grundsätzliche Beleuchtung zu bringen. Wenn ich nun meine Beurteilung im Lichte des Protestantismus und der Ästhetik, also, wie es scheint, von einem doppelten Gesichtspunkt aus zu geben gedenke, so ist es im Grunde doch nur ein und derselbe Gedanke, welcher meine Feder leitet. Denn dies gerade ist auch echt protestantisch, einen dem Gebiete der Kunst angehörigen Gegenstand eben als solchen d. h. mit ästhetischem Auge zu betrachten, und nicht mit der andächtigen Miene, mit welcher man, von innen heraus getrieben, einer gottesdienstlichen Feier beizuwohnen pflegt.

Es ist bereits zur Phrase geworden, die einer dem andern nachredet, das Passionsspiel in Oberammergau sei eine gottesdienstliche Feier, und darin allein, daß es eine solche sein wolle und wirklich sei, liege die Berechtigung seines Daseins. Allein das ist katholische Anschauungsweise und nicht protestantische,**) welche überdies, genau

*) Die Leitung ist sich bewußt, daß die folgende Darstellung manchem Widerspruche begegnen wird. Da dieselbe aber aus einer unzweifelhaft sachverständigen Feder stammt, soll sie dem Leserkreise nicht vorenthalten bleiben.

**) Das Spielprogramm von 1780 sagt: Das Stück bestehe weniger in entwicklungsvollen Handlungen, als aus simpeln Vorstellungen, welche nichts anderes, als Erbauung, Andacht gegen den sterbenden Heiland und Rührung des Herzens zum Endzweck haben. — Das spätere Spielbüchlein, „das große Versöhnungsopfer auf Golgatha oder Leidens- und Todesgeschichte Jesu, nach den 4 Evangelisten mit bildlichen Vorstellungen aus dem alten Bund zur Betrachtung und Erbauung" u. s. w. (Landshut 1840) spricht die erbauliche, also in einem gewissen Sinn gottesdienstliche Tendenz dieses Spiels schon auf dem Titel aus. Im Vorbericht heißt es schließlich: „Möge die sinnliche Vorstellung seiner (Christi) erhabenen Tugend uns zu dem heiligen Entschluß entflammen, in Demut, Geduld, Sanftmut und Liebe ihm nachzufolgen." Zu dieser praktisch tendenziösen, ob auch rationalistisch verblaßten Anschauung bemerkt Görres in seiner Abhandlung: „Das Theater im Mittelalter und das Passionsspiel in Oberammergau" (historisch politische Blätter 1840, II. Band), dies sei der rechte und wahre Geist,

genommen, dem Thatbestande keineswegs entspricht. Ich kann nicht finden, daß das Passionsspiel mehr, als den Schein, daß es wirklich die Art eines Gottesdienstes an sich habe, und bin der Meinung, daß die Berechtigung seines Daseins keineswegs darin liege, daß es den Anspruch erhebt oder auch das Ansinnen sich gefallen läßt, ein solcher zu sein.

Wahr ist, daß jeder Spieltag in Oberammergau gottesdienstlich begonnen wird. Nach einer Reihe von Messen, welche schon vor Tagesgrauen anfangen und ebenso in Unterammergau und wohl auch in anderen Nachbarorten abgehalten werden, um den zahlreich herbeiströmenden katholischen Priestern Gelegenheit zu bieten, der ihnen in dieser Beziehung gegebenen Vorschrift nachzukommen, wird in der neu erbauten, schönen Kirche ein Amt gefeiert. Aus dieser gottesdienstlichen Vorfeier mag mancher Mitspieler und Zuschauer eine weihevolle Stimmung mitbringen, wie sie der Aufführung und Betrachtung eines Spiels von religiösem Inhalt auch nur förderlich sein kann. Aber das Passionsspiel selbst ist eben und bleibt doch in Wirklichkeit eine theatralische Vorstellung und wird

in dem geistliche Vorstellungen würdig und ohne Ärgernis aufgeführt werden könnten. Außerdem sei freilich die schauspielerische Darstellung der heiligen Geheimnisse unserer Religion bedenklich, wie das selbstverständlich ist auf einem Standpunkt, dem jene Darstellung als „lügnerisches Gaukelspiel“ und das moderne Theater als eine „Kirche des Teufels“ erscheint. — Direkter nimmt die Bedeutung eines Gottesdienstes für das fragliche Spiel Franz Schöberl in Anspruch („Das Oberammergauer Passionsspiel“ — Eichstätt und Stuttgart 1870). Hier heißt es S. 8 im Anschluß an das Vorspiel, das Urteil des Publikums sei bereits mit sich im Reinen, daß man hier nicht ein Schauspiel gewöhnlicher Art zu erwarten (warum aber nicht ein ungewöhnliches, ein religiöses statt eines profanen?), sondern daß hier eigentlicher Gottesdienst gefeiert werde. Aber ist ein katholischer Gottesdienst ohne geweihte Stätte und wirkliche Priester auch nur denkbar? Es ist eben nur — und auch dies nur an einzelnen Stellen des Spiels — eine symbolische Darstellung eines solchen. — Dagegen, wenn der Protestant E. Devrient („Das Oberammergauer Passionsspiel“ — Leipzig 1880, 3. A., S. 14) beim gleichen Anlaß den empfangenen Eindruck so ausdrückt: „Das war unleugbar Gottesdienst. Der priesterliche Chor hatte uns in diesem symbolischen Vorspiele den ganzen Umfang des Erlösungswerkes dargestellt“, so fährt er gleich darauf fort: „Das eigentliche Drama beginnt“ (nämlich mit dem Einzug Jesu). Also das im Vorspiele symbolisierte Erlösungswerk mache auf Devrient eine Art gottesdienstlichen Eindruck, während hierauf das Drama und damit das Theater beginnt.

auch dadurch nicht zu einer gottesdienstlichen Feier, daß jene naiven Katholiken, wenn sie es wirklich noch sind, eine solche zu begehen meinen. Der heilige Gegenstand für sich allein, der hier in Betracht kommt, erzeugt doch nicht einen wirklichen Gottesdienst dadurch, daß er in anderer, als gottesdienstlicher, daß er in theatralischer Weise behandelt wird. Und wenn das Passionsspiel in Oberammergau auch in Erfüllung eines über 200 Jahre alten Gelübdes aufgeführt wird, so mag damit zwar einer religiös sittlichen Pflicht genug gethan werden, aber was nicht die Eigenart eines Gottesdienstes an sich trägt, wird auch hiedurch nicht zu einem solchen. Es ist eben in der That eine theatralische Aufführung der Passion Christi, und nicht eine gottesdienstliche Feier derselben, welche letztere auch die katholische Kirche, freilich auf ihre Weise, in der Messe und feierlicher im Hochamte begeht.*) Hiedurch ist indes keineswegs ausgeschlossen, daß diesem Spiel eine Art gottesdienstlichen Anstrichs angehängt sein könnte, wie es denn wirklich auch der Fall ist.**)

*) Daß, wie Görres a. a. O. nachweist und auch sonst bekannt ist (vgl. z. B. Dr. E. Wilkens Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland S. 1—119), die mittelalterlichen geistlichen Spiele vom Gottesdienste ausgingen und an ihn sich anlehnten, soll nicht verneint, sondern nur gesagt werden, das dermalige Oberammergauer Passionsspiel habe nicht mehr die Weise einer gottesdienstlichen Handlung, sondern die einer theatralischen Aufführung. Andererseits sagt Görres (a. a. O.) auch wieder, wie das dramatische Moment heute noch im katholischen Gottesdienste, selbst im Offizium der Messe seine Geltung habe. Die letztere nämlich nennt er eine dramatische (sic!) Gedächtnisfeier und unblutige Wiederholung des Leidens und Opfers Christi, worin alle einzelnen Teile den Fortgang dieser großen Opferhandlung darstellten, die sich gleichsam in 5 Akten vor den Augen der Mitopfernden entwickeln: 1) im Introitus und Credo Vorbereitung und Heiligung des Opfernden, der den heiligen Berg besteige, 2) bis zum Canon die Oblation, 3) in der Wandlung bis zum Pater Noster die unblutige Opferfeier selbst, 4) die Grablegung in der Kommunion, 5) Danksagung und Segnen. Die handelnden Personen seien Priester mit assistierenden Leviten und das Volk im Wechselverkehr. Aber wenn man nur diese dramatische (symbolische) Darstellung des Versöhnungsopfers in der römischen Kirche nicht zu einem realen, wirkungsvollen Sühnopfer gemacht hätte! Man wagt hier höchst schwierige, ja unmögliche Übergänge allzu leicht, indem man aus geistlichem Spiel eine gottesdienstliche Handlung und aus dieser ein dramatisches Spiel macht, welchem man dann wieder den höchsten religiösen Inhalt realiter beilegt.

**) E. Devrient a. a. O. S. 35 schreibt mit Beziehung auf das Oberammergauer Passionsspiel: „Hier sehen wir eines der Mittelglieder, welches der künstlerische Volksgeist des Altertums sowohl als unseres Mittelalters zwischen die

Verliert nun aber ein Passionsspiel überhaupt dadurch die Berechtigung, wenn es thatsächlich eine gottesdienstliche Feier nicht ist? Keineswegs. Denn die hohe Person und ihre heilige Geschichte, welche Gegenstand religiöser Verehrung der Christenheit ist, kann auch Gegenstand sowohl künstlerischer, als wissenschaftlicher Behandlung sein. Das ist dann freilich Aufgabe und Forderung der christlichen Kultur, und nicht des Kultus. Es giebt eine sehr würdige Feier des Heiligen durch das System der Künste, und nicht berechtigt ist es, von dieser Feier ein Glied jenes organischen Ganzen, zumal das fähigste und berufenste, die dramatisch mimische Kunst auszuschließen.*) Aber freilich muß sich die letztere zu ihrem Ideal erheben, wenn sie dem höchsten Kunstgegenstand nahe treten will. Es dürfte an der Zeit sein, daß endlich aus den katholischen Mysterien des Mittelalters eine protestantische heilige Tragödie

---

Kirche und das Leben gestellt hatte, diese Übergangsform vom freien Schalten des Kunstbetriebes zu gottesdienstlicher Feier."

*) Derselbe dramaturgische Schriftsteller äußert sich a. a. O. S. 14 dahin: „In einer seltsamen Spannung prüfte ich mich selbst, welchen Einfluß die lebendige Gestalt des Gottmenschen auf mich hervorbringen werde? Es war der allerreinste und befriedigendste." Und S. 35: „Ich habe keinen Augenblick vergessen, daß ich den Holzschnitzer und Zeichnenlehrer Pfunger vor mir sähe, und dennoch war er mir der leibhaftige Gottmensch, dessen Leiden und Glorie mir noch nie in solch intensiver Gewalt und Lebendigkeit erschienen ist." S. 35 aber ist davon die Rede, das Ammergauer Spiel beweise, daß die Schauspielkunst auch in unseren Tagen noch fähig und berechtigt sei, wie jede andere Kunst das Heilige darzustellen. — Vgl. hiezu die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung 1880, Nr. 41 („Rückblick auf das Oberammergauer Passionsspiel"). Der Referent sagt hier zunächst von der Frage, ob ein sündiger Mensch unsern Herrn und Heiland lebend, redend, handelnd darstellen dürfe, daß sie sich jedem Christen nahelegen müsse. Begreiflich sei, daß dieselbe verneine, wer nicht in Oberammergau war, und nicht unverständlich, wenn es auch solche thun, die dort waren. Dagegen katholischen Christen, selbst Geistlichen seien solche Bedenken ferner liegend, als evangelischen. Dann aber weiter unten, wo die Frage besprochen werden will, ob nicht der Dargestellte (Christus) über das Maß der Darstellungsmöglichkeit hinausgehe, kommt der Referent, statt uns diese zweite Frage zu beantworten, auf jene erste zurück und sagt, unsere Vorväter hätten daran keinen Anstoß genommen. „Sie lassen unbedenklich Christum handelnd auftreten und sprechen" (S. 962). — Nun ängstlichen Gemütern will auch ich nicht zu nahe treten, aber solche individuelle Ängstlichkeit hat nicht das Recht, sich zu einem maßgebenden allgemeinen Gesetze aufzuwerfen, zumal wenn die Geschichte schon das entgegengesetzte Urteil fällte.

erstehe, welche, ohne den Anspruch einer gottesdienstlichen Feier zu erheben, auch das Leiden Christi samt den Voraussetzungen und Folgen derselben mit den Mitteln der Kunst würdig feierte.

Das Oberammergauer Passionsspiel, sagte ich, sei weder gottesdienstlicher Art, noch auch läge dessen Berechtigung darin, wenn es so wäre. Aber auch der Kunstwert desselben ist nur von untergeordneter Bedeutung. Zwar Franz Schöberl schreibt a. a. O. S. 5 von dessen Unternehmern: „Nicht zufrieden, ihr Spiel in der alten, bäuerlichen Manier wiederzugeben, waren sie vielmehr beflissen, wie in ihren Schnitzarbeiten, so auch in ihrem Spiel von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich auszubilden und in der Kunst fortzuschreiten, wodurch es ihnen gelang, ihr Spiel zur Höhe einer künstlerischen Darstellung zu bringen und so den gerechtesten Ansprüchen aller Kunstkenner Genüge zu leisten." Und sogar die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" a. a. O. kann schreiben: „Vom künstlerischen Standpunkt aus scheint uns das Spiel fast unbedingtes Lob zu verdienen." Dagegen behaupte ich und werde dies beweisen, daß in Oberammergau wenigstens die dramatische Kunst noch ziemlich in den Windeln liege. Darum behängt sie sich auch mit den gleißenden Flittern einer gottesdienstlichen Feier. Die echte Kunst kann der letzteren entbehren und ist doch in der Lage, den heiligen Gegenstand, welchen sie künstlerisch darstellt, nicht zu entweihen, sandern mit der ihm gebührenden Weihe zu umgeben gerade durch Offenbarung und Entfaltung seines eigenen tiefsten Wesensgehaltes in den durchsichtig edeln Formen klassischen Stils. Das Oberammergauer Passionsspiel aber ist sowenig eine echte Kunstdarstellung, als eine echte gottesdienstliche Feier, sondern eine sich gegenseitig störende und niederhaltende Verquickung beider.

Indem ich mit der protestantischen Lösung vom gottesdienstlichen Scheine zugleich eine höhere Kunstentfaltung für den heiligen Gegenstand des Oberammergauer Spieles in Anspruch nehme, liegt darin schon, daß ich zu den Leistungen des letzteren eine mehr kritische Stellung einnehme, als sonst herkömmlich ist. Indes will ich keineswegs leugnen, daß auch ich bei der Aufführung im Jahre 1880 einen nicht unbedeutenden Eindruck empfangen habe. Es wird immerhin viel geleistet, und nicht ohne Grund ist es, daß sich jenes Gebirgsdorf einen mehr als europäischen Ruf erworben hat, wenn

schon es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr die Anziehungskraft einer einmal blühenden Modesache zu sein scheint, was jene vielen Tausende eines in jeder und auch in konfessioneller Beziehung sehr gemischten Zuschauerpublikums anlockt. Von der Vortrefflichkeit der für ein großes Volksspiel sehr geeigneten Bühneneinrichtung werde ich weiter unten mehr zu sagen haben. Auch die Besprechung der dramatischen Handlung selbst wie die Erörterungen über die Stellung des Chors und über die Berechtigung der lebenden Bilder aus der alttestamentlichen Geschichte behalte ich mir hier noch vor. Indem ich jetzt nur von der theatralischen Aufführung rede, habe ich zunächst hervorzuheben, daß der von mir gesehene Christusdarsteller schon durch seine Gestalt und Gesichtsbildung, zugleich durch seine sympathische Stimme für seine Rolle, wenn dieser profane Ausdruck hier gestattet ist, im hohen Grade beanlagt erschien und daß er es verstand, seiner Aufgabe durch edle Haltung und vorzügliches Mienenspiel gerecht zu werden. Auch die Gestalt und das von blonden Locken eingerahmte jugendliche Antlitz des Johannes war seiner Rolle ganz entsprechend, aber seine Stimme zu holperig; man hätte ihm die weiche Stimme des Spielers der Petrusrolle wünschen mögen, der sie eher entbehren könnte. Judas wäre ein sehr braver Charakterspieler gewesen, wenn er seinem für diese Rolle geeigneten Naturell etwas mehr Maß verliehen hätte. Immerhin die seiner Intriguantenrolle eigentümliche Vereinigung von Verschlossenheit und Entschlossenheit gelangte zu befriedigendem Ausdruck. Und waren die Frauenrollen auch bei dieser, wie bei früheren Aufführungen weniger gut dargestellt, so ging das doch nicht so weit, daß dadurch eine empfindliche Störung veranlaßt worden wäre. Der Chor ferner trat in würdiger Weise auf. Das Zusammensprechen einer größeren Anzahl von Spielern oder ganzer Volksgruppen*) gelang vorzüglich

*) Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas“ sagt im allgemeinen hierüber: „Nicht nur kurze Rufe, auch Reden, welche mehrere Verse umfassen, erhalten durch das Zusammensprechen mehrerer mit eingeübtem Tonfall und Tempo Wucht und Energie, eine gesteigerte Kraft.“ Und E. Devrient (a. a. O. S. 16) kann den Oberammergauern in dieser Beziehung das beste Zeugnis ausstellen. „Die Darstellung dieser massenhaften Volksscenen ist erstaunlich. Wer es weiß, welche Mühe der erfahrenste Regisseur unserer größten Hofbühnen hat, mit den geübtesten Kräften solche Auftritte zu stande zu bringen, die dennoch immer an gleichbeseelter Energie und Präzision noch hinter diesem Dorfschauspiel

und gab Zeugnis von vorausgegangener fleißiger Einübung, wiewohl ich weiter unten auch hierüber eine berichtigende Anmerkung nachzutragen haben werde. Endlich jene lebenden Bilder, welche vorbildliche Scenen aus dem Alten Testament darstellen, sind im hohen Grade bewundernswert; wie von einem plastischen Künstler aus Marmor gebildet stehen oder liegen sie auch da, die Einzelbilder wie die großen Volksgruppen, in herrlichen Stellungen und Lagen verharrend, ohne die geringste Bewegung.*) Aber was ich im allgemeinen auszustellen habe, ist zunächst, daß zu viel geboten wird. Das macht nicht den Eindruck, wie wenn man sich in einem einfach edeln Dom befindet, sondern wie eine überladene Renaissancekirche tritt uns diese allzu verschiedenartige Vielheit zerstreuend statt sammelnd entgegen. Und dann ist alles mehr auf das sinnliche Anschauen berechnet, als auf eine durch das Ohr hindurchgehende, tiefere Gemütsbewegung und Aneignung eines bedeutenden Gedankengehaltes. Dem Auge werden unendlich viele bunte Bilder dargeboten, aber das tiefere Bedürfnis des Geistes und Gemütes empfängt nicht genug wohlthuende, harmonische Nahrung.**)

Und soll ich den alles beherrschenden Grundgedanken gleich nennen, welchen als einen falschen zu bekämpfen ich mich berufen fühle, so liegt dieses, wie schon aus den bisherigen Andeutungen her-

zurückbleiben, muß vor dem künstlerischen Sinn, dem unermüdlichen Fleiße und dieser geschlossenen Einmütigkeit der Landleute beschämt stehen."

*) Die „Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung" a. a. O. S. 961 stimmt diesem Urteil bei, indem sie von den lebenden Bildern sagt: „Die Gruppierung und Haltung dieser Massen bis zu den kleinsten Kindern herab ist unübertrefflich." Dagegen E. Devrient, der sie schon 1850 sah, findet die Anordnung namentlich der personenreichen Bilder ganz mittelalterlich unbeholfen, die Gestalten auf einander geschichtet, ohne übersichtliche Gruppensonderung und tadelt, daß sie im lichtlosesten Teil der Bühne gestellt werden (a. a. O. S. 17).

**) Gleichsam auch als eine Entschuldigung für das Dasein dieses Spiels oder doch des Besuchs desselben von Seiten der Protestanten meint es die „Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung", wenn sie (a. a. O. S. 963) sagt: „Die Handlungen des oberammergauer Passionsspieles sind im Grunde nichts als in Handlung übersetzte Bilder." Aber dies ist gerade ihr Fehler. Lebende Bilder im Stillstand und bewegliche Bilder statt dramatischer Handlung, nichts als — Bilder im Drama? Weil man auch im besten Falle sich noch nicht klar ist darüber, daß die dramatisch-mimische Kunst für Darstellung des Heiligen so befähigt und berechtigt ist, als Malerei und Bildhauerkunst, soll jene in Gestalt dieser auftreten.

vorgeht, gerade in dem, was man als Hauptentschuldigung für die Aufführung der geistlichen Spiele und damit jenes Passionspieles geltend macht, darin nämlich, daß hier eine — wie man gerne annimmt naive — gottesdienstliche Feier vorliege. Nicht durch die Kunst verklärt erscheint uns die heilige Geschichte der Passion, — es ist die rohe, krasse, drastische Empirie. Nur eine unkultivierte Frömmigkeit mag sich an diesen schleppenden und quälerischen Wirklichkeiten erbauen und meinen, einen religiösen, gar gottesdienstlichen Akt zu begehen, wenn sie zu diesem lebendigen Kruzifixus in seiner nackten Blöße hinaufblickt; ein gebildeter Geist kann hiedurch unmöglich sympathisch berührt werden. Wer diese furchtbare Katastrophe einst in Wirklichkeit mit erlebte, hat gewiß das Rührendste erlebt, was je ein menschliches Herz bewegte. Aber wenn man dies alles geradeso nachmacht, so ist das ein jeder Idealität entbehrender Naturalismus,*) welcher nur eine ungebildete Menge und sie gerade bis zum Übermaße rühren mag. Doch das ist es eben: *Der religiöse Sinn der Unkultur wünscht einen sinnlichen Träger für seine andächtige Erhebung. Dieser aber soll nicht ideal, sondern möglichst real, empirisch, geschichtlich wirklich, naturalistisch sein; denn sonst geht ihm das greifbare Mittel wieder verloren, und der unbeholfene Flug der Andacht sinkt in den Staub herab. Eine solche gottesdienstliche Tendenz jedoch verträgt sich nicht mit dem Grundgedanken aller Kunst, mit der Idealisierung der irdisch beschränkten und unvollkommenen Wirklichkeiten*, zu welchen auch die in den Schranken des Raumes und der Zeit verlaufende, irdisch menschliche Geschichte des Fleisch gewordenen ewigen Gottessohnes gehört.

Im ursprünglichen Oberammergauer Passionsstück war die dramatische Handlung in Knittelversen geschrieben und hatte, wie andere frühere Stücke auch einen Prolog und Zwischenspiele, worin Lucifer mit symbolischen Gestalten der Sünde und des Todes die eigentliche

*) Auch die „Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung“ giebt a. a. O. S. 963 zu, daß diese Bilder nicht selten etwas stark naturalistisch sind, setzt dies aber auf Rechnung des Volksmäßigen und der Verwandtschaft mit den oft unerträglich krassen Passionsdarstellnngen unserer altdeutschen Maler. Wohl, aber soll ein Grundsatz mit solchen Folgerungen der allein berechtigte sein?

Reaktion gegen das Erlösungswerk unternimmt, wie denn von hier aus auch die geschichtlichen Personen des Gegenspiels ihre Eingebung erhielten. Auch lebende Bilder und Chöre waren schon vorhanden. Der spätere Bearbeiter Dr. Ottomar Weiß nahm die beiden letzteren in seine Bearbeitung herüber, strich aber den Teufel mitsamt den symbolischen Gestalten und allegorischen Zwischenspielen und begründete den Verrat mit allen andern Feindseligkeiten gegen die Person des Heilands aus den Schwächen und Leidenschaften seiner menschlichen Volks- und Zeitgenossen. Da er von vorherrschend praktischer, moralischer Tendenz ausging, so wollte er seinem Publikum recht verständlich werden und ließ darum die Personen der dramatischen Handlung in nüchterner Prosa reden. Daß er sich zugleich streng an die Worte der Evangelien halten wollte, versichert uns zwar Görres (a. a. O.), doch ist das keineswegs immer der Fall. Ich habe nun zunächst den Gang der dramatischen Handlung in übersichtlichem Umrisse vorzuführen.

Nachdem der Chorführer den Prolog gesprochen hat, in welchem er zu heiliger Bewunderung des Versöhnungsopfers auffordert und dann auf die Vertreibung der Stammeltern unsres Geschlechtes aus Edens Auen hinweist, rollt sich der Vorhang der Mittelbühne auf und zeigt uns jene Verbannung der ersten Sünder in einem lebenden Bilde. Zugleich erscheint im Hintergunde als Sinnbild der Erlösung ein hohes Kreuz; vor ihm anbetende Gestalten, denen sich der Chor knieend anschließt. Diesem Vorspiele entspricht dann als Nachspiel ein großes lebendes Bild, hoch in der Mitte den siegreichen Erlöser in voller Herrlichkeit darstellend, umgeben von Scharen der Heiligen, triumphierend über seine Feinde. Hiemit ist die heilige Passion, welche gefeiert werden soll, in den gottesreichsgeschichtlichen Zusammenhang eingeordnet.

Die erste Hauptabteilung beginnt, da das einleitende Vorbild des ganzen Passionsspieles zugleich für die erste dramatische Handlung desselben gilt, gleich mit dem Einzug Jesu in Jerusalem, während sonst jeder Handlung des Trauerspiels, deren im ganzen 17 sind, ein alttestamentliches Vorbild oder auch mehrere solche vorausgehen, eingeleitet und begleitet von einem Chorgesang, welcher sowohl das Vorbild als den bezüglichen dramatischen Auftritt ausdeutet. An den Einzug Jesu, welcher, wie alle großen Volksscenen

auf dem offenen und unbedeckten Proscenium, auf welchem auch der Chor aufzutreten pflegt, sich bewegt, schließt sich sofort in der bedeckten und für Scenenwechsel eingerichteten Mittelbühne, in welcher nicht nur sämtliche Vorbilder aufgestellt, sondern auch diejenigen Teile der dramatischen Handlung, die nicht mit größeren Volksgruppen zu thun haben und die der Ortsverwandlung bedürfen, aufgeführt werden, in einer Vorhalle des Tempels, dessen bekannte Reinigung an. Priester und Schriftgelehrte verbergen schlecht ihre gereizte Stimmung über jenen Triumphzug Jesu. Nun tritt dieser mit göttlicher Vollmacht hinein in die Halle, stürzt die Tische der Wechsler und Krämer um und treibt sie mit Stricken hinaus, indem er spricht: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht." Da kann Franz Schöberl (a. a. O. S. 10) nicht umhin auszurufen: „Die beleidigte Hoffarth der Pharisäer verbindet sich mit der Geldgier und Habsucht der Krämer, welche sich benachteiligt glauben, und aus diesen zwei Leidenschaften entwickelt sich der nachfolgende Kampf des Unheiligen gegen den Allerheiligsten. So sind in dieser ersten Vorstellung*) die geheimen Triebfedern, welche das ganze Drama bewegen, angezeigt — der Kampf kann losgehen." Und der Kampf geht los, aber er verläuft auch in der oberflächlichen und trivialen Weise, wie er eben begründet wurde. — Die zweite Handlung führt uns in eine Versammlung des Synedriums unter dem Vorsitze des Hannas und Kaiphas. „Alle Welt läuft ihm nach", heißt es da. Aber der gereizte Hochmut hüllt sich in den Mantel des Schutzes der gefährdeten Religion und Nation: „Es werden die Römer kommen und unsere Tempel und Orte wegnehmen." Auf das ausgegebene Stichwort: „Es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe" folgt allgemeines Einverständnis: „Auch wir stimmen für den Tod." Ein gesetzlicher Grund des Justizmordes wird sich später schon finden; vorläufig handelt sich's darum, sich der Person des verhaßten Volksaufwieglers zu bemächtigen. Dazu können die eben von demselben beschädigten Tempelkrämer gute Dienste leisten, zumal da einer von ihnen den Judas kennt. Die Bestechung jener wird

*) Gemeinsame Bezeichnung für je eine dramatische Handlung mit Vorbild und Chorgesang.

bereits beschäftigt und der Verrat dieses in Aussicht genommen. — Die dritte Handlung spielt im Hause Simons in Bethanien, wo Maria und Martha Jesum mit den Jüngern empfangen. Während des Mahles Salbung Jesu durch Magdalena.*) Judas, bei seinem Geiz über diese Verschwendung empört, faßt bereits den Entschluß, seinen bisherigen Meister zu verlassen und in anderem Kreise eine bessere Lage zu gewinnen. Daran schließt sich „Mariä Urlaub". Dieselbe war mit ihren Begleiterinnen im Hause Simons erschienen, um ihrem Sohn die Wiederkehr nach Jerusalem in dieser gefährlichen Zeit abzuraten,**) und verabschiedet sich von ihm, nachdem ihr dieses mißglückt war. — Jesus geht — das ist der Inhalt der vierten Handlung — mit seinen Jüngern wirklich in die Stadt, weint über sie und weissagt ihren Untergang. Judas hat sich bereits auf dem Wege dahin von ihm zurückgezogen; am Scheideweg stehend, der ihn entweder zu seinem Meister zurückführen oder für immer von ihm trennen soll, wird er von dem ihm bekannten Tempelhändler samt einigen Genossen überrascht. Sie geben vor, auch Jünger Jesu werden zu wollen. Aber als er ihnen den leeren Beutel zeigt und über die verschwendeten Denare jammert, versprechen sie ihm Geld und Anerkennung von Seiten der Obersten des Volks, wenn er sich entschließen würde, seinen Meister zu verraten. Seine wachsende Leidenschaft führt zu Versprechungen; doch noch erscheint es ratsam, sich vor Jesu und seinen Mitjüngern zu verstellen. — Die fünfte Handlung bringt im Anschluß an die jüdische Passahfeier die Fußwaschung und nicht nur die Einsetzung, sondern auch die Austeilung des heiligen Abendmahls, jene an allen Jüngern, diese, nachdem Judas bereits weggegangen war, an den übrigen elfen in feierlicher Stille vollzogen. Ich gestehe, daß mir diese vielfache Wiederholung jener beiden Akte doch etwas eintönig***) vor-

*) Die frühere, Luk. 7, 36—50 erzählte Salbung kann durch Magdalena geschehen sein; die in diesem Zusammenhang erfolgte ist durch Maria von Bethanien vollzogen (Ev. Joh. 12, 1—8, Matth. 26, 6—13, Mark. 14, 3—9).

**) Nach Klopstocks Messias (Gesang IV). Aber auch schon im Mittelalter ein beliebter Gegenstand künstlerischer Darstellung.

***) E. Devrient a. a. O. S. 23: „Ein langdauernder, lautloser Vorgang." — Dagegen die „Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung" (a. a. O. S. 963): „Es ist ein Zug von Zartheit, daß, während z. B. die Verhandlungsscenen vor dem

kam. — In der sechsten Handlung erscheint Judas bereits vor dem Hohen Rat, wieder mit dem leeren Beutel. Der Vertrag wird abgeschlossen; die ausbedungenen 30 Silberlinge werden vorgezählt, von Judas genau geprüft, hastig und vorsichtig zugleich eingestrichen. „Heute noch soll er in euren Händen sein" verspricht er dafür. Da erheben Joseph von Arimathia und Nikodemus feierliche Einsprache gegen die ungerechte Gefangennahme Jesu und scheiden, da sie kein Gehör finden, aus dem Synedrium. Die übrigen Ratsmitglieder aber schreien gewaltig: „Er sterbe, er sterbe, der Feind unserer Väter!" „So ist nun, ruft hier Franz Schöberl aus (a. a. O. S. 22), der höllische Plan geschmiedet — der Knoten ist geschürzt — das Leiden beginnt." — Es folgt als siebente Handlung und Schluß der ersten Hauptabteilung noch die Ölbergscene. Nach dem heißen Gebetskampfe Stärkung des in den Willen seines Vaters ergebenen Heilands durch einen Engel. Nun tritt Judas samt der Rotte der Feinde herzu mit dem Verräterkuß. Jesu Hoheit, der Schergen Zurückweichen, Verwundung und Heilung des Malchus, freiwillige Selbstüberlieferung und doch brutale Fesselung des Herrn.

Die zweite Hauptabteilung beginnt mit Jesu Vorführung vor Hannas, welcher auf dem Balkon seines Palastes mit ihm verhandelt, während unten ein dem Gefangenenzug nachgelaufener Pöbel sich auf seine Weise die Zeit vertreibt. Das Wort des erst Schweigenden von der Öffentlichkeit seiner Lehre trägt ihm jenen Backenstreich ein, der wieder das bekannte Wort Jesu herausfordert. Dem Zuge vorausgeeilt war Judas, von Hannas mit der Anerkennung empfangen: „Dein Name soll stehen für ewige Zeiten in unsern Jahrbüchern" (achte Handlung). — Vor Kaiphas und dem Synedrium wird nun in Gegenwart des nun wieder schweigenden Jesus das Zeugenverhör angestellt. „Er hat Gott gelästert — er hat den Tod verdient," so lautet das Urteil der Ankläger und Richter. In die Gerichtshalle abgeführt findet Jesus den Petrus, der ihn hier eben verleugnet hat. Des letzteren Reue wird in kurzem Monolog wirklich rührend schön dargestellt. Anspeiung, Faustschläge, Spott der Kriegsknechte.

Hohen Rat sehr ausgedehnt sind, diese Scene sehr rasch verläuft." Und nun wieder wie entschuldigend: „Es ist mehr wie ein Bild, das vorübergeführt wird." Ja, aber ein in dramatische Handlung übersetztes Bild!

Nun erscheint auch Judas, um den Ausgang zu erfahren (neunte Handlung). — Jesus wird wieder vor den Hohen Rat geführt, und Judas folgt ihm in die Ratsversammlung, um die auch durch ihn herbeigeführte Verurteilung, die er doch nicht erwartet haben will, rückgängig zu machen. Da dies mißlingt, führt ihn Verzweiflung zum Entschluß der Selbstentleibung. Zuvor jedoch hält er noch im Widerspruche mit seiner gewaltigen Aufregung jenen gedehnten Monolog, in welchem sich immer wieder die Ausrufungen wiederholen: „Ich kann die Folter meines Gewissens nicht länger aushalten; er hat mich gewarnt, der Gütigste; mein Verrat hat mich für immer von seinen Jüngern ausgeschlossen; für mich ist keine Hoffnung, keine Verzeihung, keine Rettung.“ Nun knüpft der Verzweifelnde den Gürtel seines Gewandes zu einer Schlinge, und wir sehen diese schon auf einen der obersten Äste eines Baumes geworfen, den er, wie von einem unwiderstehlichen Banne hingezogen, umkreist hatte. Da — glücklicher Weise — fällt der Vorhang, doch nicht, ohne daß man noch den letzten wilden Schrei der Verzweiflung und die von der Schwere des Erhängten krachenden Äste vernimmt (zehnte Handlung). — Nochmals müssen wir den Herrn vor dem Synedrium sehen. Auf die feierliche Frage des Hohenpriesters nach seinem Messiastum und nach seiner Gottessohnschaft giebt er die feierliche Bejahung zurück. Vorwurf der Gotteslästerung. „Er ist des Todes schuldig. Fort mit ihm zu Pilatus!“ So stürmt mit ihm das ganze versammelte Synedrium, durch etwa 30 Mitglieder dargestellt, hin zum Palast des Landpflegers. Auch dieser nimmt den Angeklagten zu sich auf seinen Söller und überzeugt sich, wie er gleich anfangs die ungerechte Leidenschaft seiner Feinde erkennt, immer mehr von seiner Unschuld. Da aber die Kläger unten mit lauten Stimmen auf ihn eindringen, benützt er die hingeworfene Bemerkung, der Beklagte sei ein Galiläer, dazu, diesen an Herodes zu übergeben, worauf die Synedristen mit ihrem Gefangenen ungehalten abziehen (elfte Handlung). — Vor Herodes wieder völliges Schweigen Jesu auf dessen neugierige Fragen, frivole Zumutungen und Witzreden.*) Dafür Verspottung — nach dem Bericht Fr. Schöberls (a. a. O. S. 36) — mit Purpurmantel und Rohr-

*) Nach Klopstocks Messias (Gesang VII).

scepter**) und dann Zurücksendung zu Pilatus (zwölfte Handlung). — Inzwischen ist auch der Pöbel bereits von den Ratsherren aufgestachelt. Des Pilatus Rettungsversuche beantwortet er mit dem wilden Geschrei: „Er muß sterben, er muß sterben!" Unter unsäglichen Mißhandlungen und Verspottungen folgt die Geißelung und Dornenkrönung (dreizehnte Handlung). — Erneuter und gesteigerter Sturm auf den noch Stand haltenden Richter. Jetzt erscheint auch die Mutter Jesu mit Magdalena, Johannes und andern, welche ihre Klagen in den Lärm der Volksmenge mischen. „Wenn du diesen losläßest, bist du kein Freund des Kaisers mehr", das bringt die Entscheidung. Pilatus wankt. Noch macht er den letzten Rettungsversuch, indem er dem Volk die Wahl läßt zwischen der Freigabe Jesu oder des Barrabas. Aber dieses schreit: „Barrabas sei von Banden frei!" Verurteilung Jesu zum Tode, Waschen der Hände des ungerechten Richters als Sinnbild seiner vermeintlichen und sich geltend machen wollenden Unschuld, der Juden Ruf: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" (vierzehnte Handlung).

An der Spitze der dritten Hauptabteilung steht die Abführung nach Golgatha. Der Zug wird von einem Hauptmann zu Pferde geführt. Jesus schleppt mühsam sein großes, schweres Kreuz; die beiden Schächer folgen ihm mit kleineren Kreuzen. Henkersknechte, Soldaten, Priester, Tempelhändler u. a. beschließen den Zug. Da Jesus unter der Last seines Kreuzes zusammenbricht, wird er mit Stricken wieder in die Höhe gerissen und fortgezerrt. Simon von Cyrene muß sich dann das Kreuz auflegen lassen. Begegnung der weinenden Frauen Jerusalems und Jesu Mahnworte an sie. Die Mutter Jesu erscheint wieder und folgt, auf Johannes und Magdalena gestützt, in Schmerz und Schweigen versenkt, dem Zuge in die Mittelbühne nach (fünfzehnte Handlung). — Hier folgt nun die Kreuzigungsscene. Wie der Vorhang sich erhebt, sind die beiden Schächer schon an ihre Kreuze erhöht. Jesus, auf dem noch liegenden Kreuze befestigt, wird noch erst in die Höhe gezogen. Da hängt er etwa noch 20 Minuten lang. Am Fuß des Kreuzes die schmerz-

*) Nach Lucas 23, 11 ist es hier ein weißer Mantel gewesen. Der Purpurmantel und Rohrstab werden erst in der nachfolgenden Scene vor Pilatus in Verbindung mit der Dornenkrone erwähnt. Vgl. Matth. 27, 28—29, Joh. 19, 2—5.

gebeugten Freunde, rings die höhnenden Feinde. Die 7 Worte werden gesprochen; nach dem letzten verscheidet der Heiland. Donnerrollen aus der Tiefe, Finsternis umher. Ein Tempeldiener meldet das Zerreißen des Tempelvorhangs. Verstummen und Rückzug der Spötter. Henkersknechte zerschlagen Arme und Beine der beiden Schächer. Lanzenstich, Kreuzabnahme durch Nicodemus und Joseph von Arimathia, Einbalsamierung des Leichnams, Grablegung (16. Handlung). — Während die Soldaten, die das Grab zu bewachen haben, in Schlaf versinken, wälzt ein Engel unter donnerähnlichem Getöse den Stein von der Grabesöffnung, und, von Lichtglanz umflossen, die Siegesfahne in der Hand steigt Christus aus dem Grabe. Erwacht und erschreckt eilen die Grabwächter hinweg, um das außerordentliche Ereignis dem Hohen Rat anzuzeigen, und kehren dann mit Mitgliedern desselben zurück, welche sie zu bestechen suchen, damit sie statt der Auferstehung einen Leichendiebstahl durch die Anhänger Jesu ausbreiten. Die Frauen kommen in der Absicht, die begonnene Einbalsamierung des heiligen Leichnams zu vollenden, an das Grab, erfahren aus Engelsmunde die bereits vollzogene Auferstehung und kehren in die Stadt zurück als Botinnen seliger Wonne nach den heißen Trauertagen. Schließlich noch die Erscheinung des Auferstandenen vor Maria Magdalena (17. Handlung).

Diese Fülle von Handlungen, in der That fast die ganze empirische Passionsgeschichte geht an uns vorüber, vermehrt noch durch einige Zuthaten. Es wird uns nichts erspart. Von Gericht zu Gericht folgen wir dem fast ganz stummen Heiland. Welche Mißhandlungen, Beschimpfungen, Quälereien müssen wir mit ansehen und anhören! Das ist doch zu viel Wirklichkeit, unverklärt von der sichtenden Idee der Erlösung, welche beherrschend über diesen äußerlichen Geschehnissen stehen sollte, erhebender Idealität fast ganz ledig, ein krasser Naturalismus.*) Zwar begonnen hat die Geißelung

*) Hieher gehört auch, was ich oben über das so gut eingeübte Zusammensprechen mehrerer oder vieler Spieler berichtigend nachzutragen in Aussicht stellte. Wenn man es auch nicht schon von den streitenden Synedristen behaupten will, so doch jedenfalls jene aufgeregten Volksmassen erheben in Oberammergau ein immer wieder erneutes Gebrülle von einer Stärke, daß man es ganz wohl bis zu der doch ziemlich weit entfernten, so schönen Kreuzigungsgruppe vernimmt, welche König Ludwig II. im Jahr 1875 errichten ließ. So mag wohl ein

hinter dem Vorhang, aber die letzten Schläge auf den an eine Säule gebundenen, nackten Körper müssen wir noch mit ansehen. Abgelöst von der Säule, aus Wunden blutend bricht Jesus zusammen; von rohen Schergen wird er emporgerissen. Der Purpurmantel deckt notdürftig die nackten Glieder; der Rohrstab wird in die zitternde Hand gelegt; mit Stäben treiben sie die Dornenkrone in das Haupt. Den Kreuzesweg habe ich schon andeutend beschrieben. Und nun diese Kreuzigungsscene! Das Eine wird uns hier erspart, daß wir die Befestigung an das Kreuz, welche hinter dem Vorhange geschieht, nicht mit Augen ansehen müssen. Aber dieses Emporziehen des hohen Kreuzes mit dem nackten Körper, dieses lange, lange Hängen daran!*) Den Schächern werden mit Gummikeulen, wie es scheint, die Arme und Beine gebrochen; jeder bekommt seine 4 laut schallenden

wirklicher Volkstumult toben und lärmen, aber im Theater möchte man dies doch etwas gemildert und gedämpft vernehmen. Es ist derselbe ungebrochene Naturalismus, der uns auf Schritt und Tritt begegnet.

*) Die „Allgem. evang.-luth. Kirchenzeitung", welche (a. a. O. S. 963) einerseits anerkennt, daß das Gesamtbild der Kreuzigung etwas mächtig Ergreifendes habe, muß doch andererseits zugeben, daß der davon ausgehende Eindruck naturalistisch und auf die Sinne wirkend sei, daß eben deshalb die Scene für unsere Empfindung zu lang, daß es der Qual für uns zu viel sei. — Görres (a. a. O.) teilt uns über ein in Metz 1437 aufgeführtes priesterliches Passionsspiel mit, daß der Christusdarsteller (Pfarrherr Nicolte) am Kreuz bald gestorben wäre, so man ihm nicht wäre zu Hilfe geeilet, so daß er von einem andern Priester abgelöst werden mußte. Ein auf solchen Ausgang gerichtetes Gefühl der Beängstigung überkam mich in Oberammergau und ließ weder eine religiös verklärte Empfindung noch einen ästhetischen Genuß aufkommen. Dazu ist man nicht in der Lage, wenn man um ein Menschenleben bangen muß. — Aber auch davon abgesehen, könnte denn dieser lebendige Crucifixus wirklich eine verklärende, religiöse oder künstlerische Wirkung ausüben? Erstere doch nur, wie ich schon hervorhob, auf wenig kultivierte Geister und Gemüter. Und was die letztere betrifft, so hätte man schon von der antiken Tragödie, welche grausame Scenen mit richtigem Takte hinter die Bühne zu verlegen pflegt, etwas lernen können und sollen. Zwar sagte mir ein mimischer Künstler sogar — doch auch hier ist ja gegenwärtig die naturalistische Darstellungsweise vorherrschend geworden —, ohne die Kreuzigungsscene habe das Passionsspiel nicht die ihm zukommende tragische Wucht. Aber hängt denn diese letztere von einem blutigen Schaustück ab und nicht vielmehr von dem gewaltigen Zusammenstoß der Aktion und Reaktion mit der Wirkung der Katastrophe? Der Heiland am Kreuz ist gar kein Motiv für die dramatisch mimische Kunst, sondern — und zwar ein ganz eminentes — für Malerei und Bildhauerei, wie denn solches ebenso eminent von der Kunstgeschichte bezeugt ist.

Schläge. Dann sinken diese Köpfe herunter. Der Lanzenstich aber macht doch einen an das Komische anstreifende Wirkung. Bei der Höhe des Kreuzes ist nämlich der angezeigte Punkt, wo die Blutblase steckt, um genau getroffen und nicht von wirklicher Körperverletzung begleitet zu werden, von dem unten stehenden Kriegsknecht genau in das Auge zu fassen. Dann ein sanftes Ritzen, und ein wenig Blut fließt heraus. Nun Blut muß man doch zu schauen geben, wie auch bei der Gethsemanescene die blutigen Schweißtropfen nicht fehlen dürfen, um auch in dieser Beziehung ganz natürlich zu sein! Ein solcher Lanzenstich aber, der doch die Sicherheit des Todes verbürgen soll, könnte in der That ein Lächeln erregen, wenn nicht der einst wirkliche Augenblick so furchtbar gewesen wäre, welcher hier mit empirischer Treue nachgemacht wird.*) Jene Peinlichkeiten des wirklichen Lebens aber hier in naturgetreuer, mehr als photographischer Wiederholung mit durchzuleben, dazu gehören wahrlich jene „derberen Nerven", deren auch die „Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung" (a. a. O. S. 963) zu gedenken sich veranlaßt sieht.

Die realistische Überladung des Oberammergauer Passionsspiels mit Thatsachen der evangelischen Geschichte hängt indes auch damit zusammen, daß es uns wie die antike Tragödie nur die Katastrophe seines Helden vorführt. Denn um doch möglichst viel zu geben, hat der Verfasser bei der jeder Katastrophe eigenen Kürze nicht nur die fremden Bestandteile der alttestamentlichen Vorbilder, von denen noch die Rede sein wird, störend eingereiht, sondern auch die Passionsgeschichte in einer Wese ausgebeutet, daß fast nichts wegblieb von dem, was einmal wirklich geschah. Auch daher stammen die schleppenden, gehäuften Gerichtsverhandlungen, diese abstoßenden Quälereien

*) Wie in den Zeitungen zu lesen war, soll bei der Aufführung im Jahr 1890 und künftig die allerdings dramatisch verfehlte Schlußscene (jenes den Triumph des Heilandes darstellende lebende Bild) durch eine mit Hilfe eines Flugwerkes vorzuführende Himmelfahrt ersetzt werden. Das fehlte gerade noch, um den krassen Naturalismus dieses Passionsspiels auf eine Höhe zu treiben, welche nun doch wohl nicht mehr überboten werden könnte. Was wird schließlich noch für die Malerei übrig bleiben, wenn man auch diese schon an das Überirdische streifende Thatsache aus dem Leben des Erlösers in einem solchen Schaustück darzustellen sich vermißt, natürlich nicht ohne den Anspruch, die Kunstwerke der Malerei jedenfalls darin zu übertreffen, daß hier ein Bild vorliege, in welchem der Hauch des Lebens athmet?

alle, die man anzusehen und anzuhören verurteilt ist. Da hätte sich viel kürzen und hinter die Bühne verlegen lassen können, wenn die Katastrophe nicht das Ganze, sondern nur den die vorhergehende Entwicklung des tragischen Konfliktes abschließenden Teil einer in Shakespeares Weise gehaltenen Tragödie bildete. — Es leuchtet zugleich ein, daß so auch der tragische Konflikt Jesu nicht tief und vielseitig genug begründet und durchgeführt werden konnte. Die Helden der antiken Tragödie, ob auch auf der Höhe des Lebens stehend, sind doch in einfache, mehr dem Privat- und Familienleben angehörige Verwickelungen gebracht. Um diese darzustellen, dazu ist keine eingehende geschichtliche Entwicklung nötig. Der jüdische Messias aber ist die Verkörperung der Idee des gesamten Volkslebens, dem er angehört, und das Leben dieses Volkes ist in religiöser Beziehung das vorbildliche Leben der ganzen Menschheit. Nun ist dieses Volk von seiner eigenen göttlichen Bestimmung abgefallen, und sein verkörpertes Ideal tritt ihm in der Person Jesu in ganz anderer Gestalt entgegen, als es dermalen erwartete und wünschte. Daß Jesus als religiöser, und nicht als politischer Held auftritt, bringt ihn in Widerstreit mit seiner Nation. Und an diese breite Grundlage des feindlichen Gegensatzes lehnt sich noch eine zweifache Reaktion an von Seiten der Spitzen seines zwar durch seine Segnungen angezogenen, aber durch seine Abweisung des politischen Messiasideals abgestoßenen Volks. Nicht nur seine reine und wahre Sittlichkeit im Gegensatz zu der herrschenden pharisäischen Heuchelei und Werkgerechtigkeit, sondern auch das überirdische Geheimnis seines Herzens und Lebens, allmählich sich erschließend und geltend machend in immer weiteren Kreisen, bis hinein in den Mittelpunkt einer von seinem Berufsziel wie von der Anerkennung seiner hohen Person gleich abgewandten Hierarchie, versetzt ihn in den tiefsten Widerstreit auch mit dieser. Geht seine Gesinnung und sein Berufswerk durch, so muß mit pharisäischer Denkart zugleich dieses Priestertum untergehen. Das ist ein Kampf auf Leben und Tod. Einen solch verwickelten, großartigen Konflikt aber kann man nicht, wie im Oberammergauer Passionsspiel geschieht, mit ein paar gewöhnlichen Leidenschaften (Geiz des Verräters und Habsucht der durch die Tempelreinigung beschädigten Krämer) in Verbindung mit der beleidigten Hoffart der Pharisäer hinreichend begründen.

Soll dies geschehen, so muß eine breite geschichtliche Einleitung vorhergehen, und die Katastrophe des Helden als deren notwendige Folge kann nur den Abschluß derselben bilden. Sonst mag anerkannt werden, daß in der ersten Hauptabteilung (bis zur Gefangennahme) doch einige dramatische Fortbewegung stattfindet, wenn schon die nachfolgende Führung der dramatischen Handlung der oberflächlichen und trivialen Begründung des tragischen Konfliktes entspricht. Im weiteren Verlaufe aber treten uns nur mehr zusammenhangslose Schaustücke entgegen. — Eine Folge der antiken Beschränkung auf die Darstellung nur der Katastrophe ist es endlich noch, daß dieser tragische Held allerdings als zu wenig kämpfend, als fast nur leidend und schweigend auftritt. Zwar sagt uns die „Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung" (a. a. O. S. 962), der kämpfende, im Unterliegen siegende Held trete entschieden genug hervor gerade in seiner stillen Gefaßtheit. Und E. Devrient (a. a. O. S. 27) weiß hierüber unter andern schönen Worten auch dieses zu sagen: „Die Freiwilligkeit des übernommenen Leidens läßt das Überstehen jeder einzelnen Marter und Beschimpfung als ebenso viele große Thaten erscheinen." Dennoch sind der Thaten, als deren Folge das Leiden zu erscheinen hat, zu wenige. Einzug und Tempelreinigung — was im Kreise der Jünger geschieht, gehört nicht hieher —, das ist alles. Gewiß würde die stille Größe dieses Leidens noch mehr hervortreten, wenn es durch den notwendigen Gegensatz eines dieselbe verursachenden mächtigen Handelns gehoben wäre!

Um ein Urteil über den Stil in dem dramatischen Teil des Spiels zu begründen, teile ich zunächst einen Auszug aus denjenigen Scenen mit, in welchen der Verräter auftritt, sodaß sie zugleich zu dessen Charakteristik dienen können.*) Nach der Salbung Jesu klagt

*) Da ich den Text der dramatischen Handlung nicht bekommen konnte, bin ich hier an Görres angewiesen, welcher in der mehrfach erwähnten Abhandlung eingehende Mitteilungen macht. — Zum Charakter des Judas sagt E. Devrient (a. a. O. S. 23): „Die Zeichnung (desselben) ist freilich nicht im großen Stil, ja sie ist mitunter platt; aber sie ist von einer furchtbaren Wahrheit und erklärt, vielleicht besser als irgendeine andere Auslegung, das Verhältnis des Verräters zu seinem Meister. Sie hat für dies Volksschauspiel den Wert einer so familiären Deutlichkeit, daß dieser Judas an jede Brust der 6000 Zuschauer zu klopfen und zu fragen scheint: „„Bist du auch wie ich?"" . . . Eindringlicher konnte Judas

Judas: „Welche kostbare Salbe! Warum hindert er die Thörin nicht? welch eine Verschwendung! wie viele Arme hätte man damit unterstützen können! 300 Denare!" Als Jesus nach Entsendung der Jünger zur Vorbereitung des Passahmahls vor Ärgernissen warnt, antwortet derselbe: „Erlaube mir, Meister, triff Anstalt für unsere künftige Versorgung; wie gut kämen uns jene 300 Denare!" Jesus: „Lieber Freund, halte dich an mein Wort." Judas: „Wer sorgt aber, wenn ich nicht sorge? bin ich nicht der Seckelmeister?" Dann nach Jesu Abgang Judas allein: „Der große Verlust! Wie wohl stünden sie mir nun an! ich würde mich zurückziehen, ich wäre versorgt! Die teure, kostbare Salbe an die Füße werfen! Das kommt mir nicht aus dem Sinn! ich will kein Jünger mehr sein; bei ihm ist nichts mehr zu hoffen." Ein Tempelverkäufer, der heranschlich: „Er scheint in großer Verwirrung, das muß ich benützen. Freund!" Judas: „Was willst du? Mein Freund, vielleicht mein Verräter." Verkäufer: „Wie steht es mit diesem Menschen? Auch ich möchte gerne in seine Gesellschaft." Judas: „Du?" Verkäufer: „Sei nur aufrichtig, wenn es nicht mehr gut mit ihm steht, will ich mich vor ihm hüten." Judas: „Er hat es ja selbst gesagt (nachdem noch mehr Tempelkrämer nahten). Wer sind diese? (Da sie ihn zurückhalten.) Wollt ihr etwa auch seine Anhänger werden?" Krämer: „Allerdings, wenn günstige Aussichten vorhanden sind." Judas (auf den leeren Beutel zeigend): „Hier sind sie. Hier ist lauter Armut! so sorgt er für uns und macht mir noch obendrein Vorwürfe." Krämer: „Und du kannst ihm noch gut sein?" Judas: „Werde ich aber dadurch auch die 300 Denare wieder einbringen?" Krämer: „Wir versprechen dir noch größeren Gewinn." Judas: „Diese Sprache gefällt mir, ja nun erinnere ich mich, ihr seid die Verkäufer." Krämer: „Die sind wir, dieselben, die er wie dich in Schaden gebracht hat." Judas: „Jetzt verstehe ich euch ganz, ich soll den Vermittler machen; ach die 300, das wäre eine schöne Gelegenheit, sie wieder zu bekommen! soll ich sie aus der Hand lassen? o du kostbare Salbe! jetzt erkenne ich erst recht deinen Wert." Die abgehenden Krämer: „Freund, Bruder, ein Mann, ein Wort." Nun

kaum geschildert werden." Nur freilich ist nicht abzusehen, wie ein so durchaus gemeiner Charakter in die Jüngerschaft Jesu eintreten und auch nur solange darin verharren konnte.

spricht Judas erst seine Freude über den eingebrachten Verlust aus, dann Gewissensbisse. Er schließt das Selbstgespräch: „Aber der Meister ist doch ein guter Mann, und ich, so oft Zeuge seiner Güte, soll ihn verraten! — Ha! er ist ja ein Wundermann; er wird sich schon retten; was mich betrifft: ein Mann, ein Wort, so habe ich nichts verloren. — Es wird mich doch niemand bemerkt haben, ich muß mich halt verstellen." *) Als man ihm später im Synedrium zuredet: „Tritt herzu, Judas, und nimm die 30 Silberlinge, und sei ein Mann", antwortet Judas: „Ich bin's zufrieden; denn jetzt gelingt's, den Verlust einzubringen." „„Deinen Lohn hast du, nun beeile dich, Judas."" „Heute noch soll er in euren Händen sein." „„Er sterbe, er sterbe!"" Nach der Verleugnung des Petrus wird Judas im Gegensatz zu des ersteren Reue also redend vorgeführt: „Wehe mir, ich will im Hause des Kaiphas dem Ausgang nachforschen; verflucht sei der Schritt, den ich gewagt. — So soll also ich für sein Blut verantwortlich sein? Nein, das lag nicht in dem Vertrage; verfluchte Synagoge, vor die Füße will ich euch euer Geld werfen. Doch wird der Meister dadurch gerettet werden? Schon einmal machte er sich unsichtbar; vielleicht — aber nein, dies beruhigt mich nicht, noch einmal seid verflucht, keinen Anteil will ich haben an dem unschuldigen Blute." Und noch **) nach der Abweisung durch das Synedrium vernehmen wir folgende Worte: „Keine Ruhe für mich, nein keine Ruhe für mich, ihr habt mich zum Verräter gemacht. Gebt die Unschuld heraus, meine Hände sollen rein sein (wirft den Beutel hin). So sollt denn ihr mit mir zu Grunde gehen."

Hiezu nur noch eine kleine Auswahl von Stilproben. Mit Beziehung auf das geheilte Ohr des Malchus wird von Jesus gesagt: „Dieser Schelm künstelte es wieder an." Als die Synedristen wegen vermeintlicher Verunreinigung nicht in das Gerichtshaus eintreten wollten, redet sie der Thorhüter an: „O ihr verschmitzten Schelme, die ihr Kameele verschluckt und Mücken abseiget." Nachdem Jesus in Bethanien an seinen bevorstehenden Tod erinnert

*) Görres, der sonst so feine ästhethische Bemerkungen macht, hält (a. a. O.) diese Scene für eine der gelungensten, worin der Verfasser die in der heiligen Schrift angedeuteten Keime mit schöpferischer Dichterkraft ausgebildet habe!

**) Den Schlußmonolog vor der Selbstentleibung habe ich oben schon mitgeteilt.

hat, sagt Petrus: „Der Tod will mir gar nicht in meinen alten Kopf hinein." Und nachdem bei der Fußwaschung gesagt ist, daß er ohne Waschung der Füße keinen Anteil an seinem Herrn habe, ruft er aus: „Nicht nur die Füße, sondern auch die Hände und auch den Kopf." Als die beschädigten Tempelkrämer von dem Blute reden, mit welchem Jesus seine That büßen solle, ruft Hannas aus: „In meinen alten Tagen möchte ich noch vor Freude aufhüpfen", und bei ähnlicher Gelegenheit: „Ich fühle meinen Busen von einer erneuten Munterkeit erwärmt." Nach einer zweiten Salbung durch Magdalena spricht Jesus zu ihr: „Magdalena! beruhige dich, gute Seele, stehe auf und sei gebessert!" Gleich darauf will mit dem Sohne die Mutter in den Tod gehen und redet ihn an: „Bestes Kind, mein Herz schwimmt in einem Meere von Schmerzen." Und Magdalena klagt zum Kreuz hinauf: „Mein Jesus, mein Herz hängt bei dir am Kreuz." Wie Petrus kavaliermäßig bei seiner Ehre schwört, daß er Jesum nicht kenne, ebenso Pilatus, daß er kein Verbrechen an ihm finde. Und nachdem Pilatus den Stab über seinen Angeklagten gebrochen hat, hört man den Ruf der befriedigten Menge: „Es lebe unser Statthalter Pontius Pilatus!"

Setzen wir uns auch über die zuletzt erwähnten wie über andere Trivialitäten, Überschwänglichkeiten, Rührseligkeiten und Geschmacklosigkeiten dieses Prosastils hinweg, so muß ich doch hervorheben, daß sich die dramatische Handlung eines so hochidealen Gegenstandes in prosaischer Redeweise nicht zu würdigem Ausdruck bringen läßt; sie fordert durchaus die Idealisierung des Dialogs und Monologs durch das jambische Versmaß. Wir hörten schon, daß sich der Verfasser dieses Passionsspieles infolge der praktisch erbaulichen Tendenz seiner Dichtung für den prosaischen Stil entschied. Allein ich muß entgegenhalten, daß auch dieses ein unberechtigter Naturalismus ist, wenn man sich bei einem derartigen Kunstwerk an die gewöhnliche Redeweise, an die Natürlichkeit des praktischen Lebens anschließt. So schreiben heutzutage die realistischen Dramendichter ihre Stücke für Schauspieler, welche, ungehindert von dem strengen Maße, wie es der Gestaltung eines höheren Ideengehaltes zukommt, ganz natürlich spielen wollen. Naturalismus auf beiden Seiten, nichts weiter! Und dies gilt auch ganz besonders von der Judasrolle unsres Spieles.

Wie man überhaupt das Dasein des Passionsspiels damit zu entschuldigen meint, daß man ihm eine gottesdienstliche Feier zuschreibt, so auch insbesondere das Auftreten Jesu in demselben damit, daß er mit den in den Evangelien überlieferten Worten rede. O. Weiß, wie gesagt, strebte dies zwar an, führte es aber nur teilweise durch. Ich könnte in einer derartigen Forderung und in deren rücksichtslosen Durchführung auch wieder nichts andres finden, als einen übel angebrachten Naturalismus. Gewiß jene herrlichen Worte der Überlieferung sollen beim Gemeindegottesdienst wie bei der Privaterbauung in ihrer ursprünglichen Gestalt den Ton angeben. Aber es gehört durchaus zum Wesen der Kunst, sich in ideale Formen zu kleiden, die Tragödie höheren Stiles kann eines idealisierenden Versmaßes nicht entbehren und ist darum auch berechtigt, von überlieferten Prosaworten abzuweichen, wie sie ja auch nicht den ganzen geschichtlichen Rohstoff als solchen in ihre Jamben aufnehmen kann und darf. Was indes nach der einen Seite als Mangel erscheint, nämlich gegenüber der vollen Wirklichkeit, an deren empirische Unveränderlichkeit sich ein unkultivierter Sinn sklavisch anklammert, das ist nach der andern Seite Bereicherung, indem eben nur so das Ideal, in das ihm gebührende Gewand gekleidet, zu jener edeln und würdigen Gestalt gelangt, welche allein dem ästhetisch gebildeten Geiste genügt.

Über die beiden andern Bestandteile des in Rede stehenden Passionsspiels kann ich mich kürzer fassen.

Zunächst die alttestamentlichen Vorbilder wären in einem wirklichen dramatischen Kunstwerke nach meiner Auffassung ganz zu streichen. Zwar der Verfasser sagt hierüber: „Bei der neuen Anordnung wurde ein vorzügliches Augenmerk darauf gerichtet, die Lebensgeschichte Jesu nicht getrennt für sich, sondern in ihrer Verbindung mit den prophetischen Vorbildern des alten Testamentes darzustellen. Dadurch wurde die heilige Handlung in ein vielseitiges Licht gestellt und dem sinnigen Beschauer Gelegenheit gegeben, sich die große Wahrheit zu vergegenwärtigen, daß die ganze heilige Geschichte nur ein Ziel habe — Jesum Christum." Ich verkenne auch keineswegs, daß in der vorbereitenden Offenbarungsgeschichte vorbildliche Keime der in Christo sich erfüllenden Heilsveranstaltung vorliegen. Aber als ein solches Vorbild kann nur anerkannt und behan-

delt werden, was trotz seines frühzeitigen Auftretens wirklich in innerem, organischen Zusammenhang mit der Person und dem Werke des neutestamentlichen Erfüllers jener alttestamentlichen Vorbereitungsgeschichte steht. Nun hat schon E. Devrient (a. a. O. S. 26) mit Recht hervorgehoben, daß sich namentlich in den 8 letzten Vorstellungen solche Parallelbilder häufen, welche bloß eine äußerliche Ähnlichkeit der Begebenheit, aber keine innere Bedeutung haben oder gar von ganz schiefer Deutung sind. Ich muß dem zustimmen. Jesus empfängt wie der Prophet Micha einen Backenstreich und wird wie Naboth infolge der Aussagen falscher Zeugen verurteilt. Wie Simson, nachdem er in die Hände seiner Feinde gefallen, von diesen verhöhnt wird, so auch Jesus von Herodes und seiner Umgebung. Und vollends die Dornenkrone auf dem Haupt des Heilands soll durch jenen Widder vorgebildet sein, der sich beim Opfer Abrahams im Dorngesträuch verwickelte. Und von jenen beiden Böcken, deren einer am großen Versöhnungstag als Sündopfer geschlachtet, während der andere nach symbolischer Auflegung der Volksschuld in die Wildnis gejagt wurde, soll der letztere den freigegebenen Barrabas, der erstere den festgehaltenen, dem Tode geweihten Jesus vorstellen. Wenn aber Dr. Hase („das geistliche Schauspiel" S. 138) sagt, daß durch diese Vorbilder der Reichtum alttestamentlichen Lebens in die evangelische Geschichte hereingezogen werde, so muß ich dem entgegenhalten, daß vielmehr auch durch die wirklich zutreffenden in unserem Falle eine störende Unterbrechung des dramatischen Zusammenhangs und Fortschritts herbeigeführt wird, welche sich um so fühlbarer machen würde, wenn der Gang der tragischen Handlung, wie es sein sollte, in strammer Führung der Katastrophe entgegeneilte. Was die alttestamentlichen Vorbilder leisten sollen, ohne es zu leisten, hätte der Chor, von welchem gleich die Rede sein wird, leisten können, wenn er in seine Betrachtungen die großen gottesreichsgeschichtlichen Rückblicke auf denjenigen Entwicklungsgang, welcher diese Passion notwendig machte, und die providentielle Führung desselben zur Erlösung hin aufgenommen hätte.

Doch auch der Chor selbst kann in demjenigen Teil einer Christustragödie, welcher in Oberammergau zur Darstellung gelangt, und welchem ich schon eine Verlängerung nach rückwärts für eine gründlichere Begründung und Durchführung des tragischen Konfliktes Jesu

zugedacht habe (die Bruchstücke nach eingetretener Katastrophe abgerechnet), keine Stelle haben, ohne den Fortschritt dieser wuchtigen tragischen Handlung aufzuhalten und zu stören. Die einzelnen geschichtlichen Thatsachen der Passionsgeschichte bedürfen auch gar nicht der Ausdeutung durch den Chor, welche der in Oberammergau auftretende samt der gleichfalls unnötigen Ausdeutung der ohnehin nur störenden alttestamentlichen Vorbilder besorgt und in ziemlich mittelmäßigen, weder sprachlich noch bezüglich des Reims korrekten, mitunter trivial stilisierten Versen zum Ausdrucke bringt. Der geschichtliche Konflikt Jesu samt seinem geschichtlichen Ausgang ist durchsichtig und klar und würde am gewaltigsten durch seine ausschließliche dramatische Vorführung wirken. Aber daß demselben eine tiefere Bedeutung zukommt, als er, rein geschichtlich betrachtet und dramatisch vorgeführt, zu haben scheint, dies hätte der Chor vor und nach demjenigen Teile dieses dramatischen Gegenstands, welcher den tragischen Konflikt von seinen Anfängen bis zu seinem Ende darzustellen berufen ist, im Anschluß an die evangelische Vor- und Nachgeschichte zur Aussprache zu bringen. Den Inhalt des Chorvortrages hätten außer dem, was ich schon erwähnte, die großen Erlösungsthatsachen zu bilden, die Menschwerdung des Sohnes Gottes, sein Versöhnungsopfer, seine Verherrlichung, sowie als deren Voraussetzung Sünde und Tod der gefallenen Menschheit und zugleich die seligen Folgen jener Erlösungsthatsachen für das von diesem Erlöser vertretene Geschlecht, um nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch die Möglichkeit eines Erlösungsweges darzuthun, welchen die dramatische Handlung zunächst nur als Lösung des tragischen Konfliktes Jesu in seiner geschichtlichen Erscheinung vorzuführen in der Lage und berufen ist. Ein so großer, tiefer Inhalt aber könnte nicht in leichten, glatten Reimversen zum würdigen Ausdruck gelangen, sondern in dem höheren Kothurn des antiken Chorgesangs, welcher allein das entsprechende Gefäß für einen so bedeutenden Gedankengehalt ist, müßte er einherschreiten.

Das Ergebnis dieser eingehenden Besprechung des Oberammergauer Passionsspiels kann kein anderes sein, als das schon vorausgeschickte Urteil. Dieses Spiel bietet nicht die ideale Erhebung des Gemütes und Geistes, welche eine echte Kunst darzubieten pflegt, noch ist es eine würdige

Weise gottesdienstlicher Feier, welche dieser drastischen Vergegenwärtigung der Passionsgeschichte keineswegs bedarf, um die sympatisch angeregte Phantasie in jene tiefsten Trauerscenen zu versenken, aus welchen die Wonne Himmels und der Erde selig auftauchte. Theater und Gottesdienst sind hier in unzulässiger Weise mit einander verquickt. Weil dies Spiel doch auch den Nimbus einer gottesdienstlichen Feier an sich tragen soll, wird die dramatische Kunst auf der untersten Stufe des Naturalismus festgehalten und der tragische Fortschritt durch die fremdartigen oder am unrechten Ort eingeschalteten Bestandteile der alttestamentlichen Vorbilder und des namentlich den gottesdienstlichen Beigeschmack vermittelnden Chors störend unterbrochen. Weil es in Wirklichkeit eine theatralische Aufführung ist, kann die mitbezweckte gottesdienstliche Feier nicht zur Ruhe einer in sich befriedigten Andacht gelangen. Die Unbildung, einer höheren Stufe der religiösen und künstlerischen Entwicklung gleich unzugänglich, kann allein in solcher Niederung eine mehr sinnliche, als geistige Andacht und jene ungemilderte Rührung finden, welche rohe Gemüter zuweilen der Abwechselung wegen bedürfen. Es ist derselbe Standpunkt, wie derjenige, welcher in ungefügen Machwerken eines fromm angehauchten Steinmetzen oder Herrgottschnitzers die beste Anregung für fromme Gemütserhebung erblickt, an echten Kunstwerken aber stumpf vorübergeht und eine Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit nicht kennt. Aber die wahre und tiefe Frömmigkeit, mit Bildung gepaart, erträgt und zwar nur ein Werk wirklicher Kunst als ein nur untergeordnetes Moment des Gottesdienstes; sie läßt sich an Gottes Gnade genügen und sucht sich selbst, den Versöhnungsfrieden tief im Herzen, mehr und mehr in Christi heiliges Bild wirklich zu verklären, hat übrigens auch Phantasie genug, um sich des Heilands Leiden und Sieg vorzustellen, ohne daß ihr beide in jener naturgetreuen Wiederholung vor Augen gestellt werden. Und die wahre und tiefe Bildung, mit Frömmigkeit gepaart, wird zwar auch in dem echten weltlichen Kunstwerke die

ihm zu Grunde liegende Idee zu erfassen sich bemühen; am tiefsten und innigsten aber wird sie sich erfreuen an der zum Kunstideal verklärten absoluten Idee des heiligen Mittelpunktes christlicher Religion.

Vom protestantischen und ästhetischen Standpunkt aus, ist, wie schon gesagt, diese Beurteilung geschrieben. Sie hat also nicht den Zweck, dieses aus den katholischen Mysterien hervorgegangene Passionsspiel als solches zu bemängeln, sondern nur den, eine höhere, künstlerische, von gottesdienstlicher Tendenz ungestörte Darstellung des bezüglichen heiligen Gegenstands kritisch vorzubereiten. Darum kann ich auch ganz wohl anerkennen, nicht nur, was zur Entschuldigung der dermaligen Gestalt dieses Spieles dient, sondern auch, was sonst noch lobenswertes von demselben auszusagen ist. Die weitschweifigen dramatischen Handlungen wie die übrigen mehr äußerlich angehängten Bestandteile stammen aus den alten Bauernspielen, und da die Aufführung zunächst für die einheimische und umherwohnende Landbevölkerung bestimmt war, so hatte, wie auch E. Devrient hervorhebt, Dr. O. Weiß die alten Überlieferungen möglichst zu schonen. Sodann sagt die „Allg. evangel. luther. Kirchenzeitung" (a. a. O. S. 963) mit Recht: „Das Volk will alles handgreiflich versinnbildlicht haben. Das mittelalterliche Volk wollte das, und das katholische Volk will es noch heute, und das süddeutsche wohl mehr als das norddeutsche. Das Bedürfnis der sinnenfälligen Phantasiebefriedigung ist hier stärker." Also auch diesem katholischen und süddeutschen volkstümlichen Zuge war Rechnung zu tragen, und auch damit hängt die naturalistische Vorführung jener heiligen Thatsachen zusammen. Zudem, warum sollen die Oberammergauer — wenn man einmal von den höheren Zielen der Kunst absieht — nicht das beste geben, was sie haben, ihre doch wohl zum Teil wenigstens noch vorhandene religiöse Unmittelbarkeit und die besondere Fähigkeit zur Darstellung lebender Bilder, welche ihnen aus ihrem sonstigen Lebensberuf, der kunsthandwerklichen Holzschnitzerei zufließt. Und wollten sie einmal so viel zu schauen geben, so durfte doch auch der zwischen dramatischer Handlung und alttestamentlichem Parallelbild vermittelnde und beide ausdeutende Chor nicht fehlen, damit auch durch das Ohr hindurch einige Nahrung in das Innenleben der Zuschauer eindringen möge. Ganz besonders zu loben aber ist das technische Zusammengreifen

der drei Bestandteile dieses Spiels auf der für ein großes Volksschauspiel so trefflich eingerichteten Bühne. Das Proscenium allein bietet fünf ständige Räume dar, auf denen gespielt werden kann, ohne daß eine Verwandlung nötig ist: die Vorbühne selbst, die beiden an die Mittelbühnen angebauten Balkone des Hohenpriesters und des Landpflegers und, wieder an diese angeschlossen, zwei Thorbögen, welche die Eingänge in zwei Straßen Jerusalems bilden. Während nun hier der Chor auftritt und die großen Volksmassen sich bewegen, kann in der geschlossenen und bedeckten Mittelbühne die Vorbereitung nicht nur für diejenigen dramatischen Szenen, welche noch weiterer örtlicher Verwandlungen bedürfen, sondern auch für Aufstellung der lebenden Bilder getroffen werden. Und die letzteren wieder können auch sowohl zur Einleitung, als zum Abschluß der dramatischen Szenenbündel dienen.

So mag denn dieses Passionsspiel im großen und ganzen bleiben, wie es ist. Es könnten wohl Nachbesserungen in einzelnen Punkten vorgenommen werden, aber wollte man sein Wesen und seine Grundbestandtheile ändern, so wäre es nicht mehr ein wenn auch etwas modernisiertes Stück Mittelalter, und würde weder seine Darsteller noch seine ursprünglich in Aussicht genommenen Zuschauer befriedigen. Gebildete protestantische Besucher müssen eben ihre höheren Kunstanschauungen zu Hause lassen, wenn sie hier zu Gaste gehen. Indes hat das Oberammergauer Passionsspiel auch seine örtliche Berechtigung, so ist diese Weise, die heilige Geschichte dramatisch mimisch darzustellen, doch nicht die einzig berechtigte. Es darf auch eine solche entstehen, welche höheren künstlerischen Anforderungen genügt. Das Oberammergauer Passionsspiel giebt immer wieder aufs neue den thatsächlichen Beweis, daß die Darstellung des Heiligsten auf der Bühne als solche nicht profanierend ist.*) Wie sollte die Profanation ganz unvermeidlich sein, wenn derselbe heilige Gegenstand auf einer höheren Kunststufe in würdigerer Weise zur Darstellung gelangt?

*) Ich führe noch einige Äußerungen in diesem Betreffe von E. Devrient an. A. a. O. heißt es S. 32: „Alle, die da meinen, die Schaubühne entweihe das Heilige, sie mögen vor diese Bühne treten und schauen“. S. 34 ist zu lesen: „Zunächst hatte mir das Spiel den Beweis unwiderruflich geführt, daß das Heilige auf der Schaubühne nicht entweiht wird, wenn diese nur die mäßigen Bedingungen erfüllt, über welche ich hier Erfahrungen gemacht habe, die mir neu waren.“

Ich stelle nun dem katholischen Passionsspiel das protestantische Christus*)-Drama entgegen.

*) Bezüglich der eingehenden wissenschaftlichen Auseinandersetzung über die Berechtigung der dramatischen wie mimischen Darstellung des Lebens Jesu mit theologischen Stimmführern verweise ich auf meine im 48. Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" mitgeteilte Abhandlung dieses Inhalts. — Unter den mir zu Gesicht gekommenen Beurteilungen derselben berichtet die in der homiletischen Vierteljahrsschrift „Mancherlei Gaben und ein Geist" (Jahrg. XXII, 3. Heft, S. 63) enthaltene ganz objektiv über ihren Inhalt. Aber die Anerkennung sämtlicher acht Mitarbeiter des genannten Bandes als „bewährter, positiv christlich gerichteter Fachmänner" gilt auch dem Verfasser der fraglichen Abhandlung. — Ein Recensent in der „Deutschen Reichspost" spricht sich über letztern so aus: „Der Verfasser würdigt aufs eingehendste die Angriffe, welche in sittlich religiöser und technischer Hinsicht gegen eine Darstellung des Lebens Jesu in dramatischer Dichtung und gegen eine theatralische Aufführung desselben von Koryphäen der theologischen Wissenschaft, Rothe, Nitzsch, Hase und Martensen gemacht worden, und vertritt vom Standpunkt der positiv evangelischen Weltanschauung aus in sein dialektischer Entwicklung das prinzipielle Recht der dramatischen Behandlung und sceenischen Vorführung der Geschichte Jesu". — Im „Beweis des Glaubens" (Septbr. 1882, S. 571) ist folgendes zu lesen: „Je mehr die ganze Ausführung des Verfassers von den hergebrachten Resultaten auch der hervorragendsten Ethiker abweicht, desto anziehender ist sie uns gerade in diesen Tagen geworden, in welchen die Tagesblätter voll sind von Berichten über die Aufführung des Parzival in Bayreuth, über den das Heft 44 (der „Zeitfragen" u. s. w.) einen so ernst abweisenden Bericht geben mußte. Beide Hefte (44 und 48) orientieren vorzüglich über die Aufgaben einer wirklich guten und das heißt immer zugleich christlichen Schaubühne." — Endlich die „Allgemeine konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland" läßt sich also vernehmen (Novemberheft 1882) „die Gedanken des Verfassers über das christliche Drama überhaupt und das im Titel (meiner Abhandlung) angedeutete Thema sind vielfach ganz neu und original, entbehren aber doch nicht der reifen Überlegung und des sichern Urteils. Wer eine tiefere, nachdenkliche Lektüre nicht scheut, wird seine Freude haben an dieser neuesten Gabe der bekannten und beliebten Sammlung" (der „Zeitfragen" u. s. w.) — Von diesen vier günstigen Recensionen unterscheidet sich verwunderlicherweise eine in der „Allgem. evangel. luth. Kirchenzeitung" enthaltene (1882, S. 1259), im höchsten Grade mißbilligende Beurteilung. Dieselbe wirft mir neben schwärmerischem Eifer für die von mir vertretene Sache eine Menge Unklarheiten und Verstöße vor. Einziger Beweis: Der ganz zweifellose Mangel an Unterscheidungsvermögen auf meiner Seite! Das ist doch ein recht scharfes, allzu bequemes und, wie ich wohl sagen darf, nicht ein gerechtes Urteil. Wenn mir übrigens die „Allgem. ev. luth. Kirchenzeitung" vorwirft, daß ich auch durchaus nicht klar zu unterscheiden vermöge „zwischen der idealen Denkbarkeit und der leibhaftigen lebendigen Darstellbarkeit der menschlichen

Man sagt, nachdem man selbst das gottesdienstlich gefärbte katholische Passionsspiel als eine naive Mischung des Heiligen und Weltlichen erst gelten ließ, der protestantische Ernst vertrage nicht mehr den Zusammenschluß des religiösen Stoffes und der dramatisch mimischen Kunst; die moderne Tragödie habe sich darum ausschließlich mit weltlichen Stoffen zu begnügen, das Gebiet des Heiligen dagegen lediglich dem kirchlichen Kultus zu überlassen. Allein hier wird die Möglichkeit und Berechtigung einer heiligen auch dramatisch mimischen Kunst übersehen, welche das Gebiet des Heiligen der Kirche zu gottesdienstlicher Feier und zugleich die weltlichen Stoffe der profanen dramatisch mimischen Kunst überläßt, dagegen die heiligen Stoffe als eine Domäne für ihre künstlerische Darstellung in Anspruch nimmt, wie dies alle andern Künste ohne Widerspruch auch thun. Auch wäre es ein übereilter, sich selbst überstürzender Schluß, wollte man aus dem richtigen protestantischen Grundsatz der sparsameren Verwendung des ästhetischen Moments im Kultus folgern, daß das Gebiet des Heiligen der dramatisch mimischen Kunst zu entziehen sei. Denn hat man im katholischen Gottesdienst selbst dramatisch mimische Darstellungen heiliger Gegenstände vertragen können, so fordert der protestantische Ernst zwar, daß man sie aus dem protestantischen Gottesdienst fern halte, nicht aber, daß man einer heiligen dramatisch mimischen Kunst, welche das Heilige außerhalb des Gottesdienstes darzustellen wie jede andere Kunst auch befähigt und berechtigt ist, das Recht des Daseins abspreche und so dieser einen Kunst ganz allein ausschließlich profane Gegenstände zuweise. Bisher also kann ich die dramatisch mimische Darstellung des Heiligen überhaupt, gerade sofern sie vom protestantischen Gottesdienst getrennt bleibt, als eine wohlberechtigte aufrecht erhalten. Insbesondere die künstlerische Darstellung des gottmenschlichen Lebens Jesu hat darin ihre Berechtigung wie Möglichkeit, daß in demselben das göttliche Moment eben in menschlicher Gestalt, die dramatische aber darin, daß es nicht nur in geschichtlicher Aufeinanderfolge, sondern auch im Zusammenstoß mit einer widerstrebenden Welt in die Erscheinung trat. Was ferner

Seinsweise Jesu, welch letztere nach ihrer Meinung zu verwerfen wäre, während sie selbst in ihrem viel beregten Rückblick auf das Oberammergauer Passionsspiel vom J. 1880 an derselben keinen Anstoß nimmt, so mag sie diesen Selbstwiderspruch mit sich selbst ausgleichen.

die mimische Darstellung desselben Gegenstandes betrifft, so kann man doch, grundsätzlich gefaßt, das höchste künstlerische Darstellungsmittel, des Menschengeistes physisch leibliches Organ, dessen sich der Herr in den Tagen seines Fleisches selbst bediente, und welches seiner schließlichen Verklärung entgegengeharrt, nicht als ein vor den übrigen Stoffen künstlerischer Technik hiezu unwürdiges erachten. Und wirft sich, wie auch geschieht, der protestantische Ernst darauf, zu erklären, daß es Sünde sei, den heiligen Sünderheiland durch einen sündigen Menschen zur mimischen Darstellung zu bringen, so ist dagegen zu bedenken, daß die mimisch beanlagte und so zur bezüglichen Darstellung berufene Persönlichkeit als solche nicht anders unter dem Drucke der Sünde steht, als die für irgend eine andere Kunst beanlagte und berufene, welcher man doch die Ausübung ihrer betreffenden Kunst auch auf heiligstem Gebiete zuzugestehen pflegt, und dann in objektiver Richtung, daß sie das leibliche Organ nicht in seiner lebendigen Wirklichkeit als Darstellungsmittel des eigenen persönlichen Lebens benützt, sondern sich desselben als eines durch künstlerische Phantasiethätigkeit idealisierten Stoffes mimischer Schöpfung bedient. Liegt nun allerdings darin, daß das leibliche Organ dem Quellpunkte persönlichen Lebens näher steht, als irgend ein anderes Material künstlerischer Technik, unter der Voraussetzung, daß die künstlerische Person nicht christlich gesinnt ist, eine größere Gefahr des Mißbrauchs und damit auf heiligem Gebiete der Entheiligung *) als dies sonst der Fall ist, so hat dagegen die im Heiligungsstande lebende mimische Persönlichkeit gerade an ihrem den Heiligungsprozeß teilenden leiblichen Organ einen für die bezüglichen

*) Die „Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung“ sagt (a. a. S. 962), es sei ganz undenkbar, im protestantischen Norden ein geistliches Spiel noch zu beginnen. „Es würde alsbald der Profanation des Heiligen verfallen.“ Und S. 963: „Es liegt in der Natur der Sache, daß in dem Maß, als die sinnliche Vergegenwärtigung dem Gegenstande selbst sich nähert und zu einer unmittelbaren Wiedergabe wird, in dem Maß auch die Gefahr der Profanation näher liegt.“ Hier ist also die wachsende Gefahr der Profanation auf die natürliche Ähnlichkeit des leiblichen Organs, doch wohl vor allem des Angesichts Jesu und seines mimischen Darstellers basiert. Aber wie sollte solche Gefahr bei einem, wie angenommen wird, „gemachten“ protestantischen Passionsspiel näher liegen, als bei jenem naturwüchsigen katholischen in Oberammergau? Die leibliche Ähnlichkeit, also auch die Gefahr solcher Profanation wird doch wohl in beiden Fällen die gleiche sein.

künstlerischen Ziele ganz besonders gefügigen Stoff und nicht bloß wie andere künstlerische Persönlichkeiten ein nicht unmittelbar widerstrebendes.

Dem protestantischen Ernste zur Seite steht — dies möchte ich doch auch nicht unbeachtet sein lassen — die evangelische Freiheit, welche nicht nur die Gewissen, sondern auch die weltlichen Kulturmächte, den Staat samt Wissenschaft und Kunst von der überwuchernden Autorität der Kirche befreit hat. Durch Überspannung auch dieses richtigen protestantischen Grundsatzes ist es geschehen, daß sich die moderne Kunst wie die zeitgenössische Wissenschaft verweltlicht, entchristlicht hat. Man stellt nun der antichristlichen Wissenschaft mit Recht eine christliche entgegen, welche nicht darin besteht, daß sie unwissenschaftlich ist, sondern darin, daß sie die der Wissenschaft eigentümlichen Forderungen und Gesetze im Geiste des Christentums erfüllt und handhabt und daß sie die christliche Weltanschauung mit den Mitteln der Wissenschaft vertritt. Aber die antichristliche Kunst soll ohne solche Zurechtstellung bleiben? Doch nein! Eine christliche Malerei, Plastik, Baukunst, Musik kann man ertragen, auch eine christliche Lyrik, wenn's hoch kommt, selbst noch ein christliches Epos. Nur die dramatische Dichtung und ihre volle Entfaltung auf dem Theater soll ausschließlich weltlich gepflegt werden. Aber damit beraubt man die christliche Kunst ihrer Krone; denn die dramatisch mimische Kunst ist die Königin im System der Künste. Das Gebiet des Heiligen der Kunst überhaupt zu entziehen, führt zur Barbarei, dasselbe aber allen Künsten, nur nicht der dramatisch mimischen zuzuweisen, ist Mangel an Folgerichtigkeit. Es ist indes in Verbindung mit Unklarheit des Gedankens der Widerwille gegen den empirischen Zustand des modernen Theaters, den man nicht nur auf die mimische Darstellung des Heiligen, sondern selbst auf dessen dramatische Dichtung überträgt. Man kann sich infolge davon eine würdige dramatisch mimische Darstellung z. B. des Lebens Jesu nicht vorstellen; darum bestreitet man seine Berechtigung. Aber man überlasse doch die Sorge, sich dieses höchsten Kunstgegenstandes zu bemächtigen, zunächst einem christlich gesinnten dramatischen Dichter! Ihm zunächst wird es auch obliegen, die Behauptung, dieser hohe Gegenstand sei für die dramatisch mimische Kunst unerreichbar, thatsächlich zu widerlegen. Hat dieses das so naturalistisch gehaltene Oberammer-

gauer Passionsspiel einem nicht kleinen Kreise gegenüber vermocht, wieviel mehr dürfte das einer idealer gerichteten dramatischen Kunst gelingen, welche nicht nur, was irgend anstößig, sondern auch was mimisch nicht darstellbar ist, hinter die Bühne verlegen kann und doch Mittel hat, selbst übernatürliche und wunderbare Vorgänge in die Bühnenaufführung hineinwirken zu lassen. Ist erst die dichterische Leistung gelungen, so wird man sich über die Möglichkeit und Berechtigung der mimischen Darstellung derselben leichter einigen können. Bezüglich der Darstellbarkeit des Heiligen unterschätze man auch nicht die flugkräftige Phantasie eines sympatischen Zuschauerpublikums, welche der darstellenden Kunst zu Hilfe kommt, und welche wohl vermag, selbst eine unzulängliche Darstellung ihres religiösen Ideales im weihevollen Lichte des letzteren zu schauen, wieviel mehr eine demselben möglichst nahe kommende! Übrigens weisen die neu aufgenommenen, sich immer weiter verbreitenden Lutherfestspiele*) auf eine Zeit hin, welche, wenn auch nicht eine Umgestaltung der gesamten Schaubühne im christlichen Geist, doch christlich gerichtete nationale Festfeiern in ihrem Gefolge haben dürfte, bei denen eine wirklich klassische Tragödie „Christus" auch zu einer dem Ideal entsprechenden Bühnenaufführung gelangen könnte, nicht wieder als ein vermeintlich ergänzendes Moment des Kultus, sondern als ein Zeugnis annähernd vollzogener Versöhnung der Kultur mit der christlichen Weltanschauung. Nicht also eine ungesunde Verquickung des christlichen Kultus und des modernen Theaters nehme ich in Aussicht, sondern mit gründlicher protestantischer Unterscheidung zwischen Kultus und Kultur behandle man — dies ist meine Forderung — den nämlichen heiligen Gegenstand z. B. des Lebens Jesu im Gottesdienst auf gottesdienstliche, in der Kunst aber auf künstlerische Weise. Denn der Kunst, auch der dramatisch mimischen diesen höchsten Kunstgegenstand zu entziehen, dazu hat man, wie ich wiederholt hervorheben will, kein Recht, sondern nur dieses ist zu fordern, daß das heilige Gebiet von der Kunst auch mit heiligem Sinn betreten werde. Dann aber mag der künstlerische Geist, auch der dramatisch mimische seine Flügel entfalten und die Gesetze seiner Kunst walten lassen. Es wird ein

*) Die gottesdienstlich eingerichtet sein sollenden Lutherspiele sind hier nicht eingerechnet.

würdiges Kunstwerk entstehen, welches, um sich gegen Entheiligung zu schützen, wie gesagt, nicht nötig hat, die mangelnde künstlerische Weihe durch unechten gottesdienstlichen Aufputz zu verdecken.

Nun führt die „Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung" (a. a. O.) eine schon früher gemachte Einsprache gegen die Zurückführung eines protestantischen Christusdramas in neuer Wendung vor, welche ich nicht unbesprochen lassen darf. Freilich sei es von hohem geschichtlichem Interesse, daß sich in Oberammergau eine solche Nachblüte der mittelalterlichen Mysterien lebendig erhalten habe; hier stehe das Ganze noch im Zusammenhang mit jenen früheren Erzeugnissen unsres Volkslebens. Aber uns Protestanten fehlt „der geschichtliche Zusammenhang und die Naivetät des religiösen Lebens, welche hiefür nötig sind. Nur unter diesen Voraussetzungen ist das Ganze möglich" (S. 962). Zwar das Bedürfnis der sinnenfälligen Phantasiebefriedigung fordere auch bei uns noch, wenn schon im minderen Grade, sein Recht. Aber wir hätten uns im wesentlichen auf das Gebiet des Worts zurückgezogen, in welchem sich bei uns vornehmlich die dienende Thätigkeit der künstlerischen Nahebringung bewege (Oratorium). Daneben hätten wir auch bildliche Darstellungen (Krucifixe, Krippen). Dagegen „die dritte Gattung der Darstellung in der dramatischen Handlung, welche unserem Volk vordem nicht minder geläufig war wie Lied und Bild als Mittel sinnenfälliger Vergegenwärtigung im Dienst religiöser Betrachtung und Stimmung" haben wir verloren und können wir nicht wieder gewinnen. Denn einen solchen abgerissenen Faden kann man nicht wieder anknüpfen. Das würde etwas Gemachtes, nichts Gewachsenes sein. Alle Berechtigung und Wirkung aber ruht hier darauf, „daß es gewachsen, aus dem unmittelbaren, naiven, religiösen Volksleben gewachsen ist" (S. 963). Auch in Oberammergau, „wenn der Darsteller der Person Christi etwas Theatralisches, Selbstbewußtes u. dgl. haben würde, so wäre es unerträglich. Daß man dem Darsteller durchweg die innere Selbstbescheidung, Zurückhaltung, kurz das Bewußtsein des Abstandes von dem, was er darstellt, abfühlt, das kann auch uns das Bedenkliche nehmen" (964). Und: „Wenn das Spiel seine Unbefangenheit verlieren sollte, dann würden wir ebenfalls unbedingt sagen, es hat aufgehört berechtigt zu sein" (964). Ein doppelter Mangel also ist es hiernach, der uns die Zurückführung eines pro-

testantischen Christusdramas für immer unmöglich macht; es fehlt uns die ununterbrochene Entwickelung und die Unmittelbarkeit religiösen Lebens, welche beide im Verein derartige künstlerische Darstellungen ermöglichen und erst als berechtigt und wirkungsvoll erscheinen lassen sollen.

Den geschichtlichen Zusammenhang zunächst betreffend, so ist bekannt, daß die deutsche Reformation den überkommenen geistlichen Spielen nicht unfreundlich gegenüberstand, daß namentlich Luther auch neue biblische Stücke begünstigte und förderte, wenn auch die Gründe hiefür weniger ästhetischem, als praktisch erbaulichem Interesse und teilweise Gegengründe mehr aus bezüglichen Ausschreitungen, aus begleitenden Umständen und Nebenrücksichten, als aus der Sache selbst entnommen sind.*) Jenes Zeitalter aber hatte doch Wich-

*) Vgl. Holstein: Die Reformation im Spiegelbild der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts S. 18—31. Die Bücher Judith und Tobias hielt Luther für Dichtungen, jenes für eine gute, ernste, tapfere Tragödie, dieses für eine feine, liebliche, gottselige Komödie. Als der Dramatiker Greff am Palmsonntag 1543 ein Osterspiel mit Figuralmusik aufzuführen beabsichtigte und dabei auf den Widerspruch seines Pfarrers Severinus Star stieß, wurden fünf Gutachten zu seinen Gunsten abgegeben, nämlich außer von Luther und Melanchthon auch von Georg Major, Hieronymus Nopus und Paul Eber. Luther bat den Fürsten Georg von Anhalt, er möge nicht leiden, daß ein toller Kopf die Neutralia Damnabilia schelte. Melanchthon meint, daß die Jugend durch die Darstellung der Auferstehung Christi und anderer wahrer Geschichten geübt werde. Gegen das Passionsspiel sagt Luther im Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi, es sei besser, daß sich jemand im Leiden Christi übe und die Früchte seines Leidens genieße, denn daß er alle Passion höre. Holstein bemerkt hiezu, Luther verwerfe hiemit das Passionsspiel, wenn es als Mittel religiöser Erbauung wie Prozession und Wallfahrt nur ein äußeres Werk war. Sonst gilt hier selbstverständlich der Grundsatz, daß man das eine thun und das andere nicht lassen soll. Auch daß die Passionsspiele eine ungesunde, sentimentale Auffassung des Leidens Christi beförderten, tadelt Luther, aber diese Rüge trifft eben auch nur Passionsspiele dieser Art. Melanchthon ist gegen das Passionsspiel, weil einmal bei einem solchen der Darsteller Christi durch den Lanzenstich tötlich verwundet wurde und herabfallend einen unter dem Kreuz stehenden Leidtragenden gleichfalls tötlich getroffen hat. Der Bruder des letzteren, dessen Tod an dem Soldaten rächend, wurde hingerichtet. Also vier Todesfälle infolge eines Passionsspiels — ein Zeugnis des Zornes Gottes gegen die Verächter der wahren Passion Christi. Dieses Urteil trifft indes nur ein so naturalistisches Spiel, bei welchem solche Dinge vorkommen können. Melanchthon hätte auch anführen können, daß 1412 bei einem

tigeres zu thun, als Künste zu pflegen, und war, wie auch die zunächst folgenden Jahrhunderte, noch nicht reif für eine bedeutendere Kunstentfaltung. Daß die dramatischen Anfänge dieser Art schließlich zum polemischen Tendenzdrama führten, läßt ihren Untergang nicht als besonders bedauernswert erscheinen. Von dieser Seite her also scheint der geschichtliche Zusammenhang für uns abgebrochen zu sein. Aber ist das deswegen auch wirklich ganz und für immer der Fall? Wie viele scheinbar abgerissene Fäden geschichtlicher Entwicklung wurden später wieder angeknüpft und konnten neu angeknüpft werden, wenn nur das bewegende Lebensprinzip selbst nicht untergegangen war oder doch wieder auflebte! Am Anfang dieses Jahrhunderts hat man in Tirol und in Bayern auch die katholischen Spiele, wohl auch mit Rücksicht auf bedenkliche Ausschreitungen obrigkeitlich verboten. Auch das Passionsspiel in Oberammergau war 1810 von diesem Los betroffen und konnte nur durch die Festigkeit seiner nach München geeilten Vertreter und durch besonderes Eingreifen des Königs gerettet werden.*) Was war doch der tiefere Grund, wodurch jene Verbote des Polizeistaates veranlaßt waren? Nichts anderes, als die damals noch herrschende rationalistische Denkart, welche nicht polizeilich angeordneten Lebensäußerungen des Volksgeistes so fremd gegenüberstand, als dem Evangelium. Nun dieselbe rationalistische Weltanschauung hat uns Evangelischen mit andern Gütern unsere altlutherische Gottesdienstordnung und unsere herrlichen Kirchenlieder rücksichtslos beschädigt. Aber ein wieder erwachtes evangelisches Glaubensleben, welches doch unter dem Schutt jener kläglichen Aufklärerei noch verborgen war, hat mit unsrer evangelisch erneuten Theologie, Predigt und Katechese auch Gottesdienstordnung und Kirchenlied wiederhergestellt.**) Dasselbe lebenskräftige

Spiel von Skt. Dorothea auf dem Markt zu Bautzen das Dach eines Hauses einstürzte und 33 darauf befindliche Menschen zerschmetterte. Aber auch in Kirchen schon kam Unglück vor, ohne daß man sie deshalb für immer schließt.

*) Weinhold (Weihnachtsspiele und Lieder, 2. A. 1875, S. 373) sagt von den Bauernspielen in Steiermark und Kärnten, daß sie mit raschen Schritten ihrem Untergang entgegen gingen; ihre teilweise Wiederbelebung in den letzten Jahren sei nur das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lichtes. So dürfte es wohl nur sein, wenn die lebendige Kraft, die sie einst in das Dasein rief, wirklich und für immer erstarb.

**) Da unsere Gemeinden an die alte Weise nicht mehr gewöhnt waren,

Prinzip holt, wozu das Zeitalter der Reformation noch weniger befähigt und berufen war, in unsern Tagen die zu lösenden Aufgaben der äußern und innern Mission nach. Und nachdem inzwischen durch eine mächtige Entwicklung der weltlichen Kunst den verschiedenen heiligen Künsten die Flügel gewachsen sind, werden diese, vom gleichen Prinzip einer evangelischen Erneuerung beseelt, mit größerem Erfolge gepflegt. Wenn daran auch eine heilige dramatisch mimische Kunst teilnimmt, so ist eben auch sie organisch verbunden mit jenem noch lebenden Grundgedanken unserer neueren kirchlichen Entwicklung. Schafft ein dramatischer Dichter unserer Tage, von diesem Geist ergriffen, aus innerem Drange heraus ein protestantisches Christusdrama, so ist dieses nicht „gemacht", sondern „gewachsen". Und wenn es diesem gelingen sollte, zunächst auch nur auf einen kleineren Kreis einen tieferen Eindruck zu machen, der allmählich wüchse und für christliche Festspiele sich begeisterte, so wäre der Boden bereitet, auf welchem sich die mimische Darstellung desselben auswachsen könnte.

Ich komme nun auf unsern Mangel an religiöser Unmittelbarkeit zu sprechen. Es giebt ja freilich in dieser fortgeschrittenen Zeit naive und durch ernste Gedankenarbeit hindurchgegangene Individuen in beiden Lagern, im katholischen so gut, als im evangelischen. Aber im Großen und Ganzen — dies gebe ich zu — ist bei uns eine höhere Reife anzutreffen, als dort. Daraus folgt indes doch nur, daß wir nicht wieder ein naives heiliges Drama aus uns heraussetzen können, nicht aber, daß es uns versagt sein müsse, ein unserer geistigen und religiösen Reife entsprechendes Christusdrama zu schaffen und zu entwickeln. Eine durch Denken hindurchgegangene christliche Frömmigkeit ist nicht eine niedrigere, sondern eine höhere Stufe, als jene naive, und sie hat den Drang in sich und damit das Recht, sich in ihrer Weise künstlerisch, auch dramatisch mimisch zu offenbaren. Die Kunstgeschichte aber widerspricht nicht dem Fortschritte

haben sie sich freilich erst gegen ihre Zurückführung gewehrt. Dennoch ist die Wiederherstellung siegreich durchdrungen, und nachdem man sich wieder an ihre Errungenschaften gewöhnt hat, kann man sich derselben auch wieder freuen. Auch der Widerwille gegen eine heilige dramatisch mimische Kunst ist bei uns teilweise eine Folge des Nichtmehrgewohntseins. Und was Sache der mangelnden Gewöhnung ist, setzt man nicht selten auf Rechnung eines widerstrebenden christlichen Gefühls. Allein durch nachfolgende Gewöhnung könnte sich das letztere auch korrigieren.

von naiven zu durchdachten künstlerischen Schöpfungen, sondern bezeugt vielmehr sein Vorhandensein. Auf Mozart folgte Beethoven und Schiller auf Göthe. Vollends während andere dichterische Gattungen, die epische namentlich als Volksepos, die lyrische mit Ausnahme der Gedankenlyrik, noch jugendliche Naivetät voraussetzen, ist die dramatische gerade diejenige, welche einer durch das Denken hindurchgegangenen Geistesentwicklung entgegenkommt. Naiv also soll das von mir in Aussicht genommene Christusdrama nicht wieder sein, sondern, unserer geistigen und religiösen Reife entsprechend, soll es auch eine höhere Kunststufe darstellen, als jene katholischen Volksspiele, um den in seinem heiligen Gegenstand enthaltenen Wesensgehalt zum würdigen, klassischen Ausdruck zu bringen. Dann aber kann seine Möglichkeit, Berechtigung und Wirkung auch nicht von Bedingungen abhängig gemacht werden, welche nur für eine naive künstlerische Schöpfung Geltung haben. Auch der mimische Darsteller der Person Christi müßte in unserem Falle zu einem weihevollen Auftreten nicht eben mehr naiv sein. Ein selbstbewußtes Auftreten im Sinne selbstbewußter evangelischer Erfahrung wäre als solches nicht theatralisch. Innere Selbstbescheidung aber und Zurückhaltung, sollte die eine reifere Persönlichkeit nicht mindestens ebensogut darstellen können, als eine weniger reife? Und wenn ein doch unstreitig eines tieferen Sündenbewußtseins fähiger evangelischer Christ die Person Christi darstellt, wird man ihm, falls er wirklich ist, was er in dieser Beziehung sein kann, das Bewußtsein des Abstandes von der darzustellenden heiligen Person des Sünderheilands weniger abfühlen, als dem immer semipelagianischen Katholiken? Wenn das aus dem unmittelbaren religiösen Volksleben hervorgegangene Passionsspiel in Oberammergau mit seiner Unbefangenheit allerdings seine Berechtigung verlöre, so mag das neu zu schaffende protestantische Christusdrama, aus besonnener Reife hervorgegangen, diesem seinem Charakter immerhin getreu bleiben, ohne dadurch seine Berechtigung einzubüßen.

Die innere Möglichkeit und Berechtigung eines protestantischen Christusdramas glaube ich hiemit auch den Einwendungen der „Allgem. evang.-luth. Kirchenzeitung“ gegenüber überzeugend dargethan zu haben. Eine ganz andere Frage ist diejenige, welche die entgegenstehenden äußeren Schwierigkeiten in das Auge faßt. Daß ich diese

nicht außer acht lasse, darf man mir zutrauen, aber sie eingehend zu besprechen, habe ich mir hier nicht vorgenommen. Schon E. Devrient (a. a. O. S. 39) giebt Andeutungen hierüber. Und wenn man Geistliches mit Weltlichem vergleichen darf, so erbringen die Wagneraufführungen in Bayreuth einen thatsächlichen Beweis dafür, was mit vereinten Kräften geleistet werden könnte. Hier will ich nur auf einen Punkt in dieser Beziehung aufmerksam machen. Ich habe vorhin der innern Mission gedacht und gesagt, wie sie dem wieder erwachten evangelischen Glaubensleben als ihrer schöpferischen Grundidee entstamme, so auch hätte sich eine wieder auflebende heilige dramatisch mimische Kunst in organischem Zusammenhang mit demselben Lebensprinzip neu zu schaffen und zu entwickeln. Aber nicht nur dem gleichen Grundgedanken wie die erstere hätte die letztere, wenn sie wieder erstünde, ihr Dasein zu danken. Geistliche Schauspiele gehören in einem gewissen, freilich weiteren Sinn auch in das Arbeitsgebiet der inneren Mission, sofern sich diese nicht bloß mit Aufgaben des christlichen Volkslebens beschäftigt, welche den äußerlichen, leiblichen Notständen abzuhelfen suchen, sondern auch, ja vor allem die geistigen und geistlichen Schäden desselben zu heilen berufen ist. Man sucht die in das Volksleben eingreifende Litteratur zu christianisieren und zu evangelisieren. Soll man die so wirkungsvollen dramatisch mimischen Aufführungen nur weltlich pflegen und den Gewinn wegwerfen, welchen geistliche Schauspiele unsrem von allen Seiten und auch vom weltlichen Theater her bedrohten christlichen Volksleben bringen könnten? Oder soll man sie allein dem katholischen Volk überlassen, unser evangelisches aber um den Segen bringen, welchen dasselbe aus evangelisch gerichteten geistlichen Schauspielen schöpfen könnte? Und wenn auch solche geistliche Schauspiele — es hinge dies, wenn sie wirklich auf einer höheren Kunststufe stünden, mit ihrem innersten Wesen zusammen — eine unmittelbar beabsichtigte religiös moralische Bearbeitung unseres evangelischen Volkes vermeiden müßten, so würde sich doch ungesucht und für manche Zuschauer gerade infolge der nicht hervortretenden Absicht um so sicherer eine, wenn auch zunächst nur vorübergehende ideale Erhebung der Geister und Gemüter in die Lebensluft christlicher, evangelischer Weltanschauung ergeben, die im Anschluß an diejenigen Bestrebungen, welche praktisch auf das Ge-

meindeleben einzuwirken berufen sind, nicht ohne Segen für eine geistliche Förderung unseres evangelischen Volkslebens bleiben würde. Was nun von den geistlichen Schauspielen überhaupt, das gilt besonders von dem wiederherzustellenden protestantischen Christusdrama. Es wären aber, wie schon angedeutet wurde, freie christlich evangelische Vereinigungen, welche, wie sie das Werk der innern Mission überhaupt ermöglichen, sich auch auf diesem engeren, der christlich evangelischen Kunst angehörigen Gebiete zu bethätigen hätten, um dem geistigen und geistlichen Leben unsres Volkes eine neue, möglicherweise sehr segensreiche Quelle der Nahrung und Pflege zu erschließen.

Wenn nun ein mit vereinten Kräften evangelischen Gemeindelebens in das Dasein zu rufendes Christusdrama allerdings auf unser evangelisches Volksleben läuternd und erhebend einzuwirken berufen wäre, wie verhält sich dazu meine wiederholt ausgesprochene Forderung, daß dasselbe im klassischen Stil auszuführen wäre? Liegt hier kein Widerspruch vor? Ich meine nicht. Der heilige und erhabene Wesensgehalt dieses in seiner Art ganz einzigen Gegenstandes soll in lichten, durchsichtigen, schönen Formen ohne Nebenrücksichten und störende Zugeständnisse zum vollen Ausdruck gelangen. Dieses Ziel halte ich fest im Auge. Unser evangelisches Volk aber — ich verstehe darunter nicht den rohen und gemeinen Pöbel, sondern die bessere Auswahl, wie sie sich in allen Ständen und Berufsklassen findet — ist in heiliger Geschichte und Heilslehre genügend unterrichtet, um für deren Anschauung und Gedankentiefe, wenn sie ihm in lebensvoller künstlerischer Schöpfung vor das Auge und Gemüth geführt würde, empfänglich zu sein und dafür ein Verständnis zu haben. Bei alledem haftet ihm freilich, zumal in weniger gebildeten Kreisen ein durch Mangel an ästhetischer Bildung bedingter Ungeschmack an, und es wäre fehlerhaft, demselben nachzugeben und eine künstlerische Aufführung der heiligen Geschichte auf diesen niedrigen Stand der Unbildung herabzudrücken, statt das Ideal festzuhalten, sein reines Licht leuchten zu lassen und so den Geschmack auch der minder Gebildeten zu läutern und zu heben, so daß sie das Heilige in seiner angebornen, kunstverklärten Schönheit genießen lernen könnten. Nur wenn das letztere geschieht, wird sich der Segen auch einer geistlichen Förderung, wenn auch nicht sofort sichtbar, zu

seiner Zeit einstellen. Um indes dieses Ziel zu erreichen, muß die Kunst, und zwar die heilige als solche, aber auch in ihrer ganzen Hoheit wirken. Naturalistische Darstellungen, sie mögen nun mit praktischen, gottesdienstlichen Bestrebungen zusammenhängen oder einem natürlichen Zug des nicht genug durchgebildeten Volksgeistes entgegenkommen, werden weder den Geschmack läutern noch das religiöse Innenleben der Zuschauer höher stellen. Es war auch eine Verirrung oder vielmehr eine Ausgeburt roher Zeiten, wenn man die heilige Geschichte auf den Niederungen des ganz gewöhnlichen Lebens und im trivialen Stil der Parodie dramatisch und schauspielerisch behandelte.

E. Devrient (a. a. O.) hält die Bühne von Oberammergau einer großen Entwicklung für fähig in der Richtung auf ein historisches Volksschauspiel. Wie neben dem im engen Rahmen auszuführenden Staffeleibild die Freskomalerei für eine ausgedehnte Behandlung in architektonischer Folge geeignet sei, so sei der herrschenden Schauspielkunst, welche es mit feinster Ausführung individueller Seelengemälde und gegensätzlicher Charaktere zu thun habe, das Geschichtsdrama an die Seite zu setzen, welches auch seine Berechtigung habe, aber zur Entfaltung seiner epischen Breite einer Bühne mit vielfachen und großen Schauplätzen bedürfe (S. 37). Während die Kunstbühne in ihrem abgeschlossenen Raum durch den Schein künstlicher Beleuchtung das individuelle Leben idealisiere und namentlich den erotischen Beziehungen gestatte, verhüllende Schleier abzulegen, gewänne das große Volks- und Menschheitsinteresse erst volle Kraft und Weihe, wenn es in die freie Luft, in den täuschungslosen Sonnenschein, vor alles Volk heraustreten würde. „Das feine Spiel der poetischen Gedanken, die Anmut der Redeform, den sauber gefeilten Vers, die Freiheit der Ausdrucksschattierungen in Rede und Mienenspiel, das alles müßte die historische Volksbühne aufgeben. Der großartige Bau dagegen, eine ausdrucksvolle Architektonik in Bewältigung und Anordnung des weitläufigen Stoffes, würde ihre Hauptaufgabe sein. Der dramatische Geist müßte hier in weiten Zügen schaffen, er müßte auf Fernwirkung und Verständlichkeit für's bloße Auge, auf eine Charakterzeichnung mit breiten Pinselstrichen, auf eine tönende Rhetorik von klarem, gedrungenem Ausdruck, ohne Aufputz und Spielerei, ausgehen" (S. 37). Es leuchtet ein, wie

sich für eine solche Volksbühne ganz besonders Vorgänge der heiligen Geschichte eignen, welche — und zwar vor allem die Geschichte Jesu — einer so weit verbreiteten Bekanntschaft unter unsrem Volke begegnen, wie nicht leicht auch die bekanntesten Thatsachen aus der profanen vaterländischen und ausheimischen Geschichte und Sage. Auch hat E. Devrient in den mitgeteilten Ausführungen die richtigen Gesichtspunkte für das historische Volksschauspiel in der Hauptsache, wie ich gern anerkenne, gegeben. Nur wenn er außer dem Chor, der nach meiner Auffassung z. B. nur da eine Stelle hat, wo eine dramatische Handlung infolge einer ihr zu Grunde liegenden übergeschichtlichen Idee der gedankenlyrischen Ausdeutung bedarf, auch wieder lebende Bilder beiziehen will (S. 36) und überhaupt Aufzüge für das bloße Auge mit gleichzeitiger Zurückschiebung oder doch Minderwertschätzung des dramatischen Wortes namentlich in seiner idealisierten Gestalt in Aussicht nimmt (S. 37 und 39), so finde ich darin ein ungebührliches Hervortreten des malerischen Momentes in einem dramatischen Spiel und muß im Namen der dramatischen Dichtkunst dagegen Einspruch erheben. Denn der mimischen Darstellung muß durch die dramatische Dichtung ein bedeutender geistiger Gehalt in edler Form gesichert werden; sonst entbehrt sie der Idealität und sinkt unvermeidlich zum Naturalismus herab.

Um nun die Ergebnisse meiner Erörterungen über das zu schaffende protestantische Christusdrama abschließend zusammenzufassen, so soll dasselbe im Gegensatz zu dem katholischen Passionsspiel die gottesdienstliche Feier der heiligen Thatsachen ausschließlich dem protestantischen Gottesdienst überlassen. Aber gerade weil dieser sich der sinnlichen Vergegenwärtigung der heiligen Geschichte mehr enthält, als der katholische, hat sich dieselbe außerhalb des Gottesdienstes auf künstlerischem Wege zu vermitteln, und wenn dies durch eine heilige Kunst auf eine weihevolle Weise geschieht, so ist davon die dramatisch mimische ihrem Wesen nach so wenig ausgeschlossen, als irgend eine andere, und eine Entheiligung des Heiligen würde auch hier wie sonst verursacht nicht durch die künstlerische Wiedergabe als solche, sondern durch eine unwürdige Weise derselben. Aus

dem wieder erwachten evangelischen Glaubensleben unsres Volks kann ein protestantisches Christusdrama heute noch organisch hervorwachsen, und unsrer durch das Denken hindurchgegangenen reiferen Frömmigkeit ist nur die Zurückführung eines katholischen naiven und naturalistischen Passionsspiels verschlossen, nicht aber ein reiferes, auch künstlerisch höher stehendes protestantisches Christusdrama, dessen eigentümliche Idealität sich selbst gegen naturalistische Naturzüge wie praktische Tendenzen zu bewahren vermag. Dasselbe zu pflegen und dadurch, wenn auch nicht unmittelbar, so doch ohne ausgesprochene Absicht auch auf die geistliche Förderung unseres evangelischen Volkslebens einzuwirken, wäre die Aufgabe freier christlich evangelischer Vereinigungen. Hiefür wäre die höhere, klassische Kunststufe nicht störend, sondern im Gegenteil die einzig in rechter Weise wirksame. Die Schaubühne in Oberammergau ist für ein solches geistliches Volksspiel sehr geeignet, aber der dramatische Charakter des protestantischen Christusdramas dürfte nicht wieder beeinträchtigt werden durch vortretende Schaustellungen, denen die Idee dramatischer Handlung nicht durch die dramatische Dichtung einwohnte.

Wie schon angedeutet wurde, kann das von mir in Aussicht genommene protestantische Christusdrama nur in einer Dreiteilung zur vollen Darstellung gelangen. Das Mittelstück würde den schon bezeichneten tragischen Konflikt Jesu in der Gestalt eines modernen Trauerspiels zu behandeln haben und bis zur Katastrophe führen, also die Zeit von seinem öffentlichen Auftreten bis zur Verurteilung und Abführung nach Golgatha umschließen. Nicht das allmähliche Werden des Messiasbewußtseins und Erlöserentschlusses würde darzustellen sein, sondern dieser Vorgang im Momente seines Abschlusses. Die Versuchung durch Satan und dessen Überwindung wäre als dramatisches Vorspiel dem ersten der fünf Aufzüge einzuverleiben. Von da an ist es der fertige und abgeschlossene gottmenschliche Held, der sein inneres heiliges Wesen und Leben zu entfalten hätte, um sein Volk zu retten und die sündige Welt zu erlösen, hiedurch aber ge-

rade den Widerstand der jüdischen Hierarchie und der menschlichen Unheiligkeit zur Bereitung seiner Katastrophe herausforderte. Zur Offenbarung der heiligen Persönlichkeit Jesu und ihrer großen, weltumfassenden Aufgabe hätte auch die Darstellung seiner göttlichen Lehre wie seiner Wunderthaten mitzuwirken, aber so, daß dieselbe immer zugleich die Fortleitung der tragischen Verwickelung mit begründete. Das Wunderbare zunächst wäre hinter die Bühne zu verlegen, jedoch der Wunderthäter wie der Prophet zu beleuchten, dieser durch charakteristische Lehrvorträge, jener durch Berichte und Betrachtungen über bereits vollzogene Thaten aus dem Munde der Geheilten oder Zeugen. Der künstlerisch wiedergegebene Vollzug eines wirklichen Wunders auf der Bühne könnte wie „Magie" oder wie „Illusion" im schlimmen Sinn des Wortes aussehen. Aber wenn vor dem Aufzuge des Vorhangs die wunderbare Thatsache bereits geschehen ist und dann nur in ihren Nachwirkungen in die Erscheinung tritt, so ist für die sinnliche Anschauung, welche hier besonders zu berücksichtigen ist, die ganze Wirkung des Wunders da ohne die störende Nebenvorstellung.*) Ebenso würde der Tod Jesu mit den vorangehenden und nachfolgenden Schwierigkeiten wie auch die Auferstehung hinter die Bühne zu verlegen sein. Das Nachspiel hätte diesen Tod als vollzogene Thatsache und auch die Auferstehung und Verherrlichung Christi als solche vorauszusetzen, durch Berichte darzustellen und zugleich in deren heilsgeschichtlicher Bedeutung, also die Idee der Versöhnung und Verklärung zu feiern. Das letztere könnte durch den antiken Chor geschehen, welcher entsprechend um-

*) Nur die Darstellung des Wunders auf der Hochzeit zu Kana — dieses Zugeständnis glaube ich jetzt im Gegensatze zu der in meiner genannten Abhandlung über die dramatische Darstellung des Lebens Jesu enthaltenen Planskizze (S. 39—49) machen zu sollen — würde als das erste Wunder, welches für den Glauben der Jünger von entscheidendem Einfluß war, kaum zu entbehren sein. Gewagt kann dasselbe um so eher werden, als gerade dieses Wunder nicht nur im vertrauten Kreise geschah, sondern auch, was für die bezügliche Reproduktion sehr in das Gewicht fällt, das unscheinbarste unter allen zu sein scheint. Es müßte aber die szenische Vorführung dieses Wunders, da es als ein schon geschehenes nicht eingeführt werden kann, an das Ende der Szene verlegt werden, damit mit den Darstellern auf der Bühne die Zuschauergemeinde nicht allzu lange in der Stimmung eines heiligen Staunens, welches auch von der Darstellung eines wirklichen Wunders nicht zu trennen ist, zu verharren hätte.

zugestalten wäre. *) Einige dramatische, ja tragische Bewegung könnte auch das Nachspiel entfalten. Es sind dieselben Thatsachen, welche den Umschwung der Trauer der Freunde Jesu in selige Wonne ermöglichen und einen neuen Gegenstoß der Feinde hervorrufen, die dann auch eine neue tragische Katastrophe in ihrem Gefolge hat, das erste Martyrium der Nachfolge Christi, die Steinigung des Stephanus. Auch diese Katastrophe, an welche sich noch weitere Folgen zu knüpfen hätten, würde wie der Tod und die Auferstehung Jesu samt der Geistausgießung als zur Verklärung des Erlösers mitwirkend darzustellen sein. Zur symetrischen Einrahmung des Mittelstücks wie zur vollen Erschöpfung der Idee unsres tragigischen Gegenstandes würde ein dem Nachspiel analoges Vorspiel erfordert, welches von der unmittelbaren Vorgeschichte der Geburt Jesu bis zum bethlehemitischen Kindermord, dem die Bedeutung einer vorbildlichen Katastrophe zukommt, zu reichen hätte, gleichfalls mit antikem Chorgesang und einem Inhalt, welcher, wie schon angedeutet wurde, die Idee der Menschwerdung Gottes und die providentielle Führung Israels und der Menschheit in der Richtung auf die Erlösung hin und im Zusammenhang mit Sünde und Tod der Menschheit als den Voraussetzungen der letzteren zum Gegenstand hätte. Im Wesentlichen würde indes das Vor- wie Nachspiel doch nur mehr in dramatischen Bildern verlaufen, da der zum Abschluß der Katastrophe drängende tragische Konflikt Jesu im Mittelstücke zur vollen Entwicklung kommt, so daß hier die Ausdeutung durch den Chor, wie sie auf der einen Seite nicht fehlen dürfte, so auf der andern eine störende Unterbrechung nicht veranlassen würde.

Die „Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung" (a. a. O. S. 964) beschließt ihre Besprechung des Oberammergauer Passionsspiels mit einer Anerkennung des unabweisbaren Eindrucks von der Wirklichkeit der heiligen Geschichte, welcher von demselben ausgehe. Diese Wirkung, daß sich die Geschichte in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit handgreiflich aufdränge, sei in unsrem kritischen, zweifelsüchtigen Zeitalter nicht ganz gering anzuschlagen. Darin liegt ja etwas wahres, und es

*) In meiner schon erwähnten früheren Planskizze dachte ich den Chor aus Zeitgenossen Jesu bilden zu lassen. Allein derselbe ist von jener Zeitgeschichte unabhängig zu halten, um die idealisierte Zuschauergemeinde auf dem Höhepunkt der derzeitigen kirchlichen Entwicklung vertreten zu können.

wird sich die ausgesprochene Erwartung erfüllen, besonders solchen Kreisen gegenüber, denen die sinnenfällige Vergegenwärtigung jener Vorgänge das wirkliche Erleben derselben in gewissem Sinn ersetzt. Diese werden freilich nicht gerade diejenigen sein, von welchen die „Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung" jene Wirkung erwartet, die kritisch zweifelnden, sondern die unmittelbar gläubigen. Aber in viel höherem Grade und mit der Ausdehnung auch auf gebildete Kreise dürfte eine solche Wirkung erwartet werden von dem von mir empfohlenen protestantischen Christusdrama, welches die heilige Geschichte auch in ihrer Wirklichkeit, wenn freilich nicht in ganz naturgetreuer Wiederholung, doch mit voller Anerkennung ihrer geschichtlichen Wirklichkeit und in ihrer eigenen Beleuchtung, zugleich aber in ihrer hohen Idealität, welche mit ihrer Notwendigkeit ihre Möglichkeit nahe legt, und nicht bloß oder doch vor allem dem Auge, sondern vielmehr insbesondere dem Geist und Gemüt seiner Zuschauergemeinde vorzuführen die Aufgabe zu übernehmen hätte.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XV. Heft 8.

Die geschichtliche Entwicklung der Descendenztheorie.

Von

Dr. phil. E. Dennert.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1890.



I. Allgemeine Erinnerungen.*)

1) Wenige Theorien haben so nachhaltig in das Leben nicht nur der Wissenschaft, welcher sie entstammen, sondern auch verwandter Kreise eingewirkt, wie seit 30 Jahren die Descendenztheorie. Lange Zeit hat es in dem Bereich der Descendenzlehre gegärt, jetzt, nachdem sie schon 3 Jahrzehnte hinter sich hat, sind die Verhältnisse geklärter, und da verlohnt es sich wohl, die Vergangenheit und Gegenwart dieser so viel besprochenen Lehre zu erörtern und zu mustern, um, davon ausgehend, einen Blick in die Zukunft zu thun. Für die christliche Weltanschauung ist eine solche Betrachtung um so wertvoller, als die Descendenzlehre ein Schlachtfeld ist, auf dem auch sie mit dem Unglauben zu ringen hatte. — Eine Durchwanderung der Geschichte der Descendenzlehre wird zeigen, daß sie, wenn sie überhaupt ein Gegner wäre, ein noch ganz unausgewachsener und unreifer ist. — Mit Knaben kämpfen Männer nicht!

2) Die Descendenzlehre setzt bekanntlich an die Stelle der unbefangenen Vorstellung einer plötzlichen, unvermittelten Einzelschöpfung jedes Lebewesens den Gedanken, daß die Organismen allmählich entstanden sind und von gemeinschaftlichen Urahnen abstammen. Der Unbefangene fragt sich hierbei unwillkürlich: liegt denn dazu überhaupt ein Grund vor? Was ließ den Forscher auf

*) Nachfolgende Abhandlung soll die Vorläuferin eines schon einmal von mir angezeigten größeren Beitrags zur Beurteilung der Darwinschen Lehre sein, von dessen Vollendung mich bisher andere Arbeiten abhielten. Gegenwärtige Zeilen sollen den historischen Untergrund jener anderen Arbeit liefern. Daß die Descendenztheorie eine der brennendsten Zeitfragen ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden, hat doch ihre unberechtigte Ausbeutung durch gewissenlose Agitatoren dem Naturalismus und den atheistischen Kreisen im Proletariat wie im Bürgertum zur Stütze und Nahrung gedient. Es kann daher auch nie genug dargestellt werden, wie eng die Grenzen der Berechtigung dieser Lehre sind.

diesen Gedanken kommen? Das beruht wohl zunächst auf dem Streben des Menschen, die ihn umgebende Natur möglichst zu erklären und dabei das Eingreifen einer von den Naturgesetzen unabhängigen Schöpfermacht soweit wie möglich zurückzudrängen. Diesem Streben steht offenbar der Gedanke der selbständigen Erschaffung jeder Art für sich schroff entgegen. Nun gewinnt dasselbe aber allerdings in Bezug auf die Frage der Descendenz einen thatsächlichen Hintergrund durch die Ergebnisse der Naturforschung. Man hat von solchen eine größere Reihe zu Gunsten der Descendenzlehre aufgezählt; allein im Grunde bleiben doch nur zwei übrig, wenn man alles andere ausschließt, was man nachher wieder im Zirkelschluß durch die Descendenz erklärt. Es ist dies einmal die Beschaffenheit des gegenwärtigen organischen Reiches nach der Forschung der Systematik und sodann die Beschaffenheit der früheren Erdbewohner nach der Forschung der Paläontologie (Versteinerungskunde). Unbedingte Sicherheit gewährt dabei eigentlich auch nur die Erforschung des gegenwärtigen organischen Reichs.

3) Überblickt man die verschiedenartigen Formen von Tieren und Pflanzen, welche heute die Erde bevölkern, so ist es unverkennbar, daß sich dieselben sowohl im Pflanzen- wie im Tierreich in eine allgemach aufsteigende Reihe von einfacheren zu zusammengesetzteren Wesen und damit auch zu immer größerer Vervollkommnung ordnen lassen, dabei ist auch ein gemeinsamer Plan der Organisation nicht zu verkennen, und beides führt in der That den Forscher unwiderstehlich auf den Gedanken, daß diese Formen mit einander blutsverwandt sind, daß sie einen gemeinsamen Ursprung haben.

Da sich nun ein solcher verwandtschaftlicher Zusammenhang in der Gegenwart des Nähern nicht erkennen läßt (wir sehen heute nur den systematischen Zusammenhang d. h. den, welchen der die Lebewesen ordnende Forscher aufdeckt), da ferner abgesehen von einzelnen Schwankungen heutzutage jede Art nur ihres Gleichen erzeugt, so verlegt man den Vorgang der Artbildung aus einfacheren Urahnen in die frühste Vergangenheit des organischen Reiches und fordert, daß die jetzigen Formen sich im Lauf der Zeit allgemach aus niederen entwickelt haben. Hiermit verläßt man jedoch den Boden der Erfahrung und betritt das unsichere Gebiet der Hypothese.

Bezüglich der Vergangenheit des organischen Reichs können wir uns nur auf die Versteinerungskunde stützen, welche die in den verschiedenen Erdschichten enthaltenen organischen Reste erforscht und ordnet; daß hierbei mannigfache Irrtümer möglich sind, liegt auf der Hand und wird durch die Geschichte dieser Wissenschaft bewiesen. Immerhin kommt jedoch die Versteinerungskunde der Descendenztheorie zu Hilfe, indem ein Überblick über die Organismen der verschiedenen Erdperioden eine Steigerung der Organisation, bis zur Gegenwart fortschreitend, erkennen läßt, insofern als die niedrigeren Typen des Tier- und Pflanzenreichs zuerst, die höheren dagegen später auftreten. Allein man muß sich sehr hüten, dies nun als eine ganz allmähliche Steigerung aufzufassen, die einzelnen Typen treten zwar nach einander auf, aber doch plötzlich und unvermittelt. Nach der Descendenzlehre müßten die niedrigsten Organismen zuerst und in größtem Reichtum, die höheren fortschreitend immer später und zuerst arm an Arten und Einzelwesen aufgetreten sein. Daß dies thatsächlich nicht der Fall ist, zeigt z. B. gerade für die ältesten Erdperioden mit lebenden Wesen die von Barrande, einem der bedeutendsten Kenner der urweltlichen Tier- und Pflanzenwelt, aufgestellte Tafel, welche auf Seite 6 wiedergegeben ist, wobei das einzige fragwürdige Tier der ältesten sogen. „laurentinischen" Schichten, Eozoon, gestrichen wurde, weil es sich seitdem als unorganische Bildung, also als gar kein Tier, erwiesen hat. Es ist in der Tafel neben den „cambrischen" Schichten, welche die ältesten Lebewesen enthalten, nur die erste Stufe der „primordialen" Periode des Silurs (Barrande), der nächstälteren Periode, berücksichtigt; die eine Reihe stellt zeichnend dar, wie das Zahlverhältnis der Tierfamilien nach der Theorie sein müßte, die andere, wie es in Wirklichkeit ist; hierbei fällt sofort auf, daß die höchst entwickelten Formen dieses Zeitabschnitts, die „Trilobiten", die mit unsern Krebsen verwandt sind, von vornherein durch die meisten Arten vertreten sind. Die anderen sind nur in geringer Menge vorhanden, die am tiefsten stehenden (Wurzelfüßer) fehlen ganz. Wenn sich die Zahlen nun auch seitdem (1873) einigermaßen verändert haben und die Zahl der uns bekannten Tiere dieser Periode auch gestiegen ist, so bleibt das hier dargestellte Verhältnis doch dasselbe.

Es ergiebt sich hieraus, daß die Ergebnisse der paläontologischen

Klassenordnungen und Familien	Cambrische Formation	Silur nach der Theorie	Silur in Wirklichkeit	Arten
Trilobiten (urweltliche Krebse)				48
Andere Crustaceen (Krebse)				1
Ostrakoden				10
Anneliden (Würmer)				4
Cephalopoden (Kopffüßler)				
Pteropoden (Flossenfüßer)				14
Heteropoden (Kielfüßer)				
Gastropoden (Bauchfüßer, Schnecken)				2
Acephalen (Muscheln)				
Brachiopoden (Armfüßer)				28
Bryozoen (Mooskorallen)				5
Echiniden (Seeigel)				
Cystideen				7
Asteriden (Seesterne)				
Polypen				
Schwämme				2
Foraminiferen (Wurzelfüßer)				

Forschung durchaus **nicht unbedingt** für eine **ganz allmähliche** Entwicklung sprechen.

4) Auf weitere als Beweis für die Descendenz angesehene Punkte wird die nachfolgende Darstellung kommen, hier sei nur noch des sogen. „**embryologischen**" **Beweises** gedacht. Die Lebewesen, sonderlich die Tiere, treten nicht wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus ins Dasein, sondern durchlaufen eine Entwicklung, in der ihre Organe sich allgemach ausbilden, dies geschieht entweder im Mutterleib oder außerhalb desselben in schützender Umhüllung. Da nun nahe verwandte Tiere ähnliche Entwicklungsstufen besitzen, so hat man davon auf ihre Verwandtschaft geschlossen, im Grunde

ist dies aber dasselbe, als wenn man von der Gleichartigkeit der Gestalt der Organe auf Verwandtschaft der Inhaber schließt, denn gleichartige Organe werden, das kann man sich von vornherein sagen, auch einen gleichartigen Weg durchmachen, bis sie ihre endgiltige Form erreichen. Gegen diese Analogie ist ja eigentlich auch nichts einzuwenden. Man hat sie aber nach zwei Seiten mißbraucht.

Einmal sagte man, die höheren Tiere durchliefen bei der Einzelentwicklung die Formen der niederen bezw. ihrer Ahnen („biogenetisches Grundgesetz" Häckels), letzteres ist schon deshalb nicht ohne weiteres richtig, weil diese früheren Entwicklungsstufen an sich gar nicht lebensfähig sind, ersteres ist aber durchaus verkehrt, höchstens die allerersten Stadien mögen entfernte Ähnlichkeit haben mit noch lebenden niederen Tierformen, was aber an sich durchaus noch nicht zur Annahme der Abstammungslehre zwingt. Es beweist eben nur, daß das gesamte organische Reich von ganz bestimmten gesetzmäßigen Gestaltungstrieben beherrscht ist.

Wenn man sodann andererseits die oben berührte entwicklungsgeschichtliche Thatsache nicht nur für die Descendenz im Allgemeinen, sondern für eine bestimmte Form, die Transmutation (das heißt für die Lehre, daß sich die Lebewesen durch unmittelbare Umwandlung eines schon ausgewachsenen Vorfahren weiter entwickelten), ausbeutete, so ist dem entgegenzuhalten, daß eine unmittelbare Umwandlung durch sie nicht im Geringsten erwiesen wird. Will man sie sowie den Generationswechsel nach dem Ähnlichkeitsgesetz für die Descendenz heranziehen, so kann dieses nur für eine auf einem inneren Entwicklungsgesetz stehende geschehen. Dieses oft mißverstandene Wort, inneres Entwicklungsgesetz, dem wir noch mehrfach in unseren Erörterungen begegnen werden, soll folgendes besagen: das befruchtete Ei eines Hundes entwickelt sich mit ganz unfehlbarer Sicherheit zu einem Hund. Weshalb? Wir wissen es nicht. Es ist eben ein inneres Gesetz, welches im Hundeei von den Vorfahren ererbt liegt. In dieser Entwicklung mag manches mechanisch Erklärbare liegen, allein wir sind bislang noch ungemein weit davon entfernt, dasselbe erkannt zu haben; wohl wissen wir, daß die äußeren Verhältnisse, unter denen sich solch ein Hundeei entwickelt, auf diesen Vorgang einen ihn regelnden (nie aber schaffenden) Einfluß ausüben, dies berührt aber den Kern der Frage nur mittelbar,

der entstehende Hund mag wegen der Verhältnisse, unter denen er entsteht, individuelle Eigentümlichkeiten zeigen, aber er bleibt doch stets ein „Hund". Dies alles muß man berücksichtigen, wenn man die Entwicklung eines Einzelwesens als erklärendes Beispiel der geschichtlichen Entwicklung der Art heranziehen will; d. h. also, es ist möglich, daß sich die heutige Lebewelt aus früheren mehr embryonalen (unreifen) Formen herausentwickelt hat; aber das Gesetz ist dann auch ein inneres, ein in dem organisierten Stoff liegendes, welches wir noch weniger als das Gesetz der Entwicklung des Einzelwesens mechanisch erklären können, weil uns die Geschöpfe, an denen es sich vollzog, verloren gegangen sind. Dies und nichts anderes besagt das „innere Entwicklungsgesetz". Vielleicht läßt es sich noch einmal in bestimmte Formeln bringen. Aussicht dazu ist noch nicht vorhanden.

5) Ein durchaus unbefangenes Urteil über die Descendenzlehre muß ihren Wert für die Naturforschung zugeben, und sie hat thatsächlich schon viel Gutes gewirkt, indem sie zum Forschen antrieb und dadurch schon manche Entdeckung veranlaßte, allein im allgemeinen wird sie sich vorläufig so lange auf Forscherkreise beschränken müssen, bis sie auf ganz unanfechtbaren Grundlagen aufgebaut ist; schon die Thatsache, daß so viele scharfdenkende und durchaus nicht befangene Forscher sie noch nicht unbedingt als Wahrheit anerkennen können, genügt, um die urteilslose Begeisterung gewisser Kreise für sie als minderwertig erscheinen zu lassen. Vor allem ist es durchaus verwerflich, auf die Descendenzlehre eine materialistische, oder wie es vornehmer heißt „monistische", Weltanschauung mit phantasievoller Ausschmückung aufzubauen oder (wie es der oberflächliche Dodel thut) zu verlangen, die Descendenzlehre solle in den Schulen, ja sogar in den Volksschulen, Grundlage des Unterrichts (auch der Religion) werden. Dies kann das Ansehen der Descendenztheorie nur untergraben. Überhaupt zeigt sich auf diesem Gebiet deutlich, welche Mißgeburten des Verstandes herauskommen, wenn man ethische und religiöse Fragen mit rein naturwissenschaftlichen verquickt. Das Christentum bleibt in seinen Grundwahrheiten von der Descendenzlehre ganz unberührt und letztere als Waffe gegen den Glauben zu schwingen, ist ebenso einfältig wie nutzlos.

II. Die Descendenztheorie vor Darwin.

6) Der Gedanke der Descendenz im weiteren Sinne ist schon sehr alt und bei vielen Philosophen aufgetaucht. Die Beurteilung der alten griechischen Philosophen als Descendenztheoretiker kann sehr leicht eine schiefe werden, indem man entweder zu viel in ihren Worten liest oder aber sie nicht mit dem Maßstab mißt, den ihre Zeit fordert. Nach beiden Seiten ist in dieser Frage gefehlt worden. Man kann natürlich nicht erwarten, daß jene Männer auch nur annähernd wissenschaftliche Theorien aufgestellt haben, wenn solche erst 23 Jahrhunderte später ihren Anfang nahmen, wohl aber kann man erwarten, daß sich in ihren Ansichten Anklänge an moderne Theorien finden, ebenso gut, wie wir unsere heutige Atomtheorie bei Demokrit wieder zu finden suchen; man muß aber dabei auch die geringen naturwissenschaftlichen Allgemeinkenntnisse des Altertums in Betracht ziehen. Es läßt sich da nun gar nicht in Abrede stellen, daß Anklänge an die Descendenztheorie schon aus jener Zeit zu uns herüberklingen, und das muß unsere Teilnahme schon genugsam erregen.

7) Der erste, welcher zu diesen Urdescendenztheoretikern gehört, ist der alte jonische Naturphilosoph Anaximander. Nach ihm ist das feste Land allmählich aus dem flüssigen durch Trockenwerden (unter dem Einfluß der Sonne) entstanden; zugleich bildeten sich in dem Schlamm Blasen und in diesen, durch die Sonne gewissermaßen ausgebrütet, die später das Land ersteigenden Tiere. Dies ist weiter nichts als eine weit getriebene Urzeugung. Mehr Interesse gewinnen Anaximanders Erörterungen über die Entstehung der Menschen. In bezug darauf sagt er direkt, daß sie im Anfang aus „anders aussehenden lebenden Wesen" geboren seien; dies bezeichnet in der That eine „Transmutation"; daß dieselbe in eigenartiger Weise erfolgt sein soll, darf uns nicht wundernehmen. Die Menschen sollen nämlich aus fischähnlichen Wesen entstanden sein, sie sollen als solche eine dornige Rinde („Bast") gehabt haben und in derselben soweit herangewachsen sein, daß sie, als sie endlich ans Land geworfen wurden, sich selbst helfen konnten. Diesen Gedanken faßte Anaximander, weil er beobachtete, daß der Mensch einer so langen Wartung („Amme") bedarf. Das, was man von der Lehre dieses Philosophen weiß, ist so gering, daß sich mehr kaum sagen läßt.

Es scheint aber, als habe ihm das Bild der Verwandlung vorgeschwebt, welche er an Raupe, Puppe und Schmetterling sah; denn in der That erinnert doch die dornige Rinde seines Urmenschen sehr an den Larven- und Puppenzustand der Insekten, und wenn es erlaubt ist, diesen Sinn in seine Theorie zu legen — vielleicht geht dies aber schon zu weit — so ist es gewiß bemerkenswert; denn die „Metamorphose" ist thatsächlich ein gutes Bild für eine etwaige Descendenz.

Andere griechische Philosophen haben noch weniger bestimmte Ansichten ausgesprochen, so erzählen Xenophanes, Parmenides, Diogenes von Apollonia und Demokrit eigentlich nur, daß Pflanzen, Tiere und selbst Menschen aus Erde und Schlamm hervorgegangen wären. Anaxagoras läßt die Keime der Lebewesen der Erde aus der Luft zufliegen, was neuerlich von Thomson aufgewärmt wurde.

8) Bedeutungsvoller sind unstreitig die Gedanken des Empedokles, schon die Reihenfolge in seiner Schöpfungsgeschichte ist bemerkenswert, darnach sind nämlich die Pflanzen vor der Bildung der Sonne aus der Erde entstanden (vergl. den Bericht des Moses). Bei der Entstehung der Tierwelt nach Empedokles ist es besonders wichtig, daß dieselbe aus unvollkommeneren Gestaltungen sich herausgebildet haben soll. Wenn der Philosoph zuerst von formlosen „eingewickelten" Gebilden ohne Glieder und Sprache redet, wenn nach ihm der jetzigen Tierwelt andere Formen vorhergingen, die noch nicht bestehen bleiben konnten, bis endlich die heutigen entstanden, so erinnert dies doch lebhaft an moderne Ideen. Aber die ganze Anschauung des Empedokles erhält dadurch etwas Auffallendes und Abenteuerliches, daß er aus jenen formlosen Gebilden einzelne Glieder, also Arme, Augen, Beine u. s. w. hervorgehen läßt, welche sich nun vermöge des der Philosophie des Empedokles eigenartigen Prinzips der „Liebe" zu vereinigen suchen. Da hier bei allen der Zufall eine Rolle spielt und der „Haß" der Vereinigung widerstrebt, kommen zunächst allerhand Mißgeburten, halb Tier, halb Mensch, zu Tage, bis endlich nach einer Reihe von mißlungenen Versuchen (man denkt dabei unwillkürlich an die mittelalterliche kindliche Auffassung der Versteinerungen als Modelle von Wesen, die Gott gemacht und als schlechte fortgeworfen habe) Wesen entstanden sind, die leben und sich fortpflanzen konnten.

Was also als ein bemerkenswerter Gedanke des Empedokles hervorgehoben zu werden verdient, ist die Ansicht von mehreren aufeinanderfolgenden Formenreihen, welche immer lebensfähiger, also auch immer vollkommener werden. Übrigens spricht auch Diogenes von Apollonia davon, daß die zuerst entstandenen Wesen bald starben, und daß die neuen immer vollkommener wurden.

9) Der erste und einzige Philosoph des Altertums, welcher thatsächlich naturwissenschaftliche Kenntnisse hatte, war bekanntlich Aristoteles. Hier treffen wir auf die ersten Versuche eines Systems. Da ist es nun bemerkenswert, daß Aristoteles schon eine zusammenhängende Entwicklungsreihe von unvollkommenen zu vollkommeneren Tieren erkannte und daß er Lücken in derselben durch Formen wie Fledermaus und Strauß auszufüllen suchte. Im übrigen liegt der Schwerpunkt seiner naturgeschichtlichen Forschungen vielmehr in der Beschreibung der Lebewesen, nicht nur der äußeren, sondern auch der anatomischen Verhältnisse. Sein nüchterner aber gesunder Sinn ließ ihn wahrscheinlich an jenen oft der Mythologie würdigen Gedanken keinen Gefallen finden. Nicht unerwähnt aber wollen wir lassen, daß Aristoteles einmal die Frage aufwarf, ob die Natur das Zweckmäßige erstrebe und dann nur dies erhalte, während das vom Zufall gebildete als lebensunfähig untergehe. Es ist immerhin beachtenswert, daß wir hier eine Möglichkeit ausgesprochen sehen, welche etwas an die Darwinsche natürliche Auslese des Lebensfähigeren erinnert.

10) Von den Philosophen nach Aristoteles hat sich kaum einer etwas eingehender mit Naturgeschichte beschäftigt und daher finden wir diese Zeit auch arm an etwaigen descendenztheoretischen Gedanken. Dagegen müssen wir eines Mannes gedenken, der in dieser Hinsicht Beachtung verdient, es ist das Lucretius Carus mit seinem Lehrgedicht „De rerum natura“.

Lukrez ist ein Epikureer und man glaubt, daß er in seinem genannten Gedicht nur ein Werk des Epikur überarbeitet hat. In Bezug auf die naturwissenschaftlichen Erörterungen des Buches ist freilich zu bemerken, daß Epikur selbst die Naturwissenschaft ebenso sehr verachtete, als er in ihr unwissend war, hielt er doch jeden für einen Narren, der Naturgesetze aus regelmäßig eintretenden Erscheinungen ableiten wollte. Es ist daher doch wohl anzunehmen,

daß Lukrez in seinem Buch viele eigene Ansichten aufgestellt, sie aber im Sinn der epikureischen Philosophie behandelt hat. Die Entstehung der Lebewesen auf der noch „weichen" Erde, wird im fünften Buch, Vers 770 ff. geschildert.

Zunächst sind nach Lukrez die Pflanzen entstanden und unter ihnen wiederum die niedrigeren Kräuter und Gräser zuerst, welche die Hügel „mit glänzendem Grün" umwoben, darnach begannen Bäume wetteifernd aufzuwachsen. Das Bild, welches der Dichter hierbei gebraucht, ist sehr bezeichnend, denn es zeigt deutlich, wie fern ihm hierbei Descendenzgedanken lagen; die Pflanzen sollen nämlich der Erde entsprossen sein wie Haar und Federn den jungen Säugetieren und Vögeln, — eine weniger wissenschaftliche Ansicht konnte er kaum aufstellen. Ausgehend von einer vermeintlich noch jetzt stattfindenden Urzeugung läßt Lukrez dann auch die Tiere aus der damals noch jugendkräftigen Erde freiwillig entstehen, dabei macht er sich die Sache sehr leicht: die Vögel sollen „die in der Frühlingssonne gebrüteten Eier" verlassen haben, der Ursprung dieser Eier ist ihm aber gleichgiltig. Dann sollen an passenden Stellen Gebärmutterartige Gebilde (doch wohl dasselbe wie die „Blasen" des Anaximander) auf der Erde hervorgewachsen sein, in diesen sollen Tiere und Pflanzen sich entwickelt haben; als sie die Hülle durchbrachen, sonderte die Erde aus Röhren und Gängen eine milchartige Flüssigkeit als Nahrung für diese Geschöpfe ab. Nach diesem Vorgang, meint Lukrez, nenne man die Erde mit Recht die Mutter der Lebewesen.

Wie vom Alter erschöpft, hörte die Erde aber endlich auf mit diesen Erzeugungen, aber nun traten noch immer neue Änderungen an ihr auf. Wenn sich nach Lukrez unter diesen ersten Gebilden der Erde allerhand Mißgeburten fanden, denen manche Glieder fehlten oder andere mit doppelten Gliedern u. s. w., so eignet er sich damit offenbar die Ansicht des Empedokles an.

Bemerkenswert ist aber hier, und das ist eigentlich der einzige Punkt, an dem sich Lukrez mit der Neuzeit berührt, der Gedanke, daß jene ersten Gebilde untergingen, weil sie nicht lebensfähig waren und daß nur die den Anforderungen des Lebens entsprechend ausgebildeten Wesen erhalten blieben. Vor allem aber ist zu betonen, daß er als Eigenschaften, die das Überleben begünstigten, anführt:

„Licht", „Stärke" und „das Vermögen zu fliehen", für letzteres führt er als Beispiel an „die schnellen Läufe der Hirsche"; wer denkt hierbei nicht an Darwins Beispiel von den Hasen und Wölfen. Der Gedanke des Kampfes ums Dasein und der natürlichen Auslese ist in diesen Worten unzweifelhaft enthalten. Andere Tiere sollen dadurch vor dem Untergang bewahrt sein, daß sie dem Menschen Nutzen gewährten und dieser sie daher als Haustiere nahm.

> „Aber welchen es selbst die Natur von ihnen versagt hat,
> Teils zu erhalten sich selbst, teils Nutzen zu schaffen den Menschen,
> Diese lagen nun da, der Raub und die Beute der andern,
> Eingeschlungen ins Netz vom eignen, bösen Verhängnis,
> Bis die Natur zuletzt die Gattungen gänzlich vertilgt hat."

Hier könnte Darwin bei Lukrez in die Schule gegangen sein. — Was dann die weitere Entwicklung des Menschen betrifft, so sucht der Dichter zu beweisen, daß er sich aus rohen tierähnlichen Verhältnissen zu gesitteteren emporgearbeitet hat.

Übrigens spricht Lukrez auch von einer absteigenden Umwandlung verkommener Menschen in Tiere, was aber wohl mehr als Seelenwanderung aufzufassen ist.

Alles zusammengefaßt, sind die descendenztheoretischen Gedanken des Lukrez zwar spärlich und geringwertig, doch genügt das Angeführte um zu zeigen, daß er (cum grano salis) eine Art Vorläufer Darwins gewesen ist.

11) Auch Ovid findet einmal Gelegenheit, die Entstehung der Organismen zu schildern, als es sich nämlich um die Neuschöpfung nach der Flut des Deukalion handelt. Dabei ist seine Anlehnung an die alten Philosophen ganz deutlich. Im Schlamm sollen sich durch die Hitze der Sonne Blasen gebildet haben und darin „die fruchtbaren Keime der Dinge von dem lebenskräftigen Boden genährt, wie in dem Schoße einer Mutter, gewachsen" sein. Das Folgende beweist deutlich, daß Ovid hierbei an eine regelrechte Urzeugung denkt, er führt nämlich das Beispiel des Nils an: sobald derselbe „die feuchten Gefilde verlassen hat und der frische Schlamm von der Sonne erglüht ist, finden die Landleute beim Pflügen sehr viele Wesen und unter ihnen sehen sie einige eben in der ersten Zeit ihrer Entstehung begriffen, einige unvollkommen und unvollständig in ihren Bestandteilen, und in ein und demselben Körper lebt oft der eine

Teil, der andere ist noch formlose Erde". Feuchtigkeit und Wärme, obwohl widerstreitend, sollen in ihrer Eintracht alles erzeugt haben.

Der Zusammenhang dieser Gedanken mit den oben erörterten liegt auf der Hand.

12) Das Gesagte mag genügen, um die Art und Weise zu kennzeichnen, wie sich die grübelnden Alten der klassischen Welt die Entstehung der Lebewesen dachten.

Nun vergleiche man mit diesen abenteuerlichen Ansichten die einfachen und klaren Worte eines Moses, der da sagt: „Gott sprach: es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Tieren" — — — und — „die Erde bringe hervor lebendige Tiere ein jegliches nach seiner Art". Hier wird einfach nur gesagt: Gott schuf! sein Wort wirkte die Entstehung der lebenden Wesen, die nähere Art und Weise der Entstehung wird nicht berührt, Phantastereien verschmäht der Seher, wohl wissend, daß der eigentliche Weg der Schöpfung ein Geheimnis des Schöpfers ist, das aufzudecken dem Geschöpfe nicht ziemt. Dieser einfache Hinweis genügt, um die Erbärmlichkeit jener Kritik zu kennzeichnen, mit der ein Dodel in seinem „Moses oder Darwin" die biblische Geschichte behandelt.

13) Wir knüpfen unsere weitere Betrachtung bei Aristoteles an. 2000 Jahre lang stand nach ihm die Naturforschung still und war sie von seinem Geiste befangen. Die Astronomie wachte dann zuerst auf und nahm einen gewaltigen Aufschwung. Die Wissenschaft von den Lebewesen erstarkte viel langsamer; es ist ja auch klar, daß es sich bei ihr zuvörderst um mühsame Sammlung von Kenntnissen über die einzelnen Tiere und Pflanzen handeln mußte, ehe sie allgemeinere und umfassendere Gesichtspunkte finden konnte. So entstand nach dem Zeitalter des Aristoteles eine Zeit des Sammelns, Lernens und Einordnens der Naturwesen, d. h. die Zeit der Systematik, welche in Linné ihren ausgesprochensten Vertreter fand. Was man dabei anstrebte war ein natürliches System d. h. eine natürliche Anordnung der Organismen, eine solche mußte erst gewonnen sein, ehe man auf dem Wege der Wissenschaft dem Gedanken der Abstammung nahe treten konnte. Das liegt auf der Hand.

Von nun an stehen sich zwei Ansichten von der Natur der Arten, d. h. der Einheiten, die wir in der Natur finden, gegenüber und spitzen sich bis in unsere Zeit immer mehr zu. Die eine wurzelt

in Linnés bekannten Ausspruch: Tot species sunt, quod ab initio creati sunt (es giebt soviel Arten, wie im Anfang geschaffen wurden), und nimmt Unveränderlichkeit der Art an, der bedeutendste Vertreter dieser Ansicht war Cuvier, welcher die unanfechtbare Thatsache, daß die Organismen früherer Erdperioden von den heutigen abweichen, durch die Annahme von Erdumwälzungen mit Zerstörung aller Lebewesen und durch Neuschöpfungen zu erklären versuchte. Aber schon bei Linné regt sich der Gedanke einer Artabänderung, wenn er (Amoenit. acad. VI. p. 296) die Ansicht äußert, es hätten anfänglich nur Gattungen mit wenigen Arten bestanden und durch Verbastardierung derselben wären neue gebildet. Linnés Zeitgenosse und Gegner Buffon führt man oft als Descendenztheoretiker an, allerdings gehören einzelne seiner Aussprüche, welche eine Veränderlichkeit der Art mutmaßen, in dies Gebiet. Ausführlicher äußerte er sich jedoch nicht, zumal er sich auf Veranlassung der Pariser Sorbonne vorsichtig mäßigen mußte.

Überhaupt fallen in das Zeitalter von Kant und Laplace, den Schöpfern der ersten beachtenswerten kosmogenischen Theorien, auch die ersten wahren Keime der Descendenzlehre. Damals lebte die geologische und paläontologische Forschung auf, die Zoologie entwand sich dem Druck einer einseitigen Systematik und die gesamte Naturforschung gewann höhere Gesichtspunkte. Kein Wunder, daß sich dabei die Abstammungslehre zu regen begann. Auch hier, wie in vielen anderen Punkten, war es der große Philosoph von Königsberg, welcher die Frage der Descendenz von vornherein scharf und bestimmt auffaßte und ihre Bedeutung und Zulässigkeit erkannte. Wenn Kant auch keine descendenztheoretischen Prinzipien aufstellte, so sprach er doch den Gedanken der Descendenz selbst klar aus. (Kritik der Urteilskraft II § 80.) Er dachte sich, daß der „Mutterschoß der Erde" immer vollkommenere Geschöpfe gebar (ein merkwürdiger Anklang an die griechischen Vorläufer der Descendenzlehre) und fügt, was wichtig ist, hinzu, es muß „zu dem Ende dieser allgemeinen Mutter eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation" beigelegt werden. Hiernach kann man Kant als den bezeichnen, mit welchem die eine Reihe der Descendenztheoretiker beginnt, nämlich derjenigen, welche als Ursache der Abstammung ein inneres dem organisierten Stoff „immanentes" (von

Natur beiwohnendes) Entwicklungsgesetz erkennen und mechanischen Ursachen nur Nebenbedeutung zuschreiben. Kant sagt gleichzeitig bezüglich der Berechtigung der in Frage stehenden Lehre, daß sie „dem Archäologen der Natur" freisteht, nennt sie aber „ein gewagtes Abenteuer der Vernunft".

14) Nun lassen sich aber auch die Anfänge einer anderen mehr mechanischen Descendenztheorie erkennen, nämlich in Aussprüchen des Großvaters von Ch. Darwin, Erasmus Darwin. Derselbe hat in seiner „Zoonomia" den Gedanken ausgesprochen, daß einige Urformen durch Selbstzeugung entstanden und dann im Laufe der Generationen die Unzahl der jetzigen Formen erzeugt haben, bei der Abänderung soll der Gebrauch der Organe und die geschlechtliche Zuchtwahl eine Rolle gespielt haben, er erörterte die Schutzmittel der Lebewesen (Mimikry), sowie Vererbungs- und Anpassungserscheinungen und hielt die sog. „rudimentären" Organe für Reste von nicht mehr gebrauchten Organen.

Auf E. Darwin fußt Lamarck, der in seinen Theorien (in Philosophie zoologique 1809) viel weniger selbständig ist, als man gewöhnlich annimmt. Lamarck hat seine Ansicht von der Veränderlichkeit der Art deutlich ausgesprochen, dieselbe wird nach ihm durch die Änderung der äußeren Lebensumstände bewirkt: ein Organ kann durch andauernde Gewöhnung an die Lebensweise sich ändern und die Vererbung kann diese Abänderung befestigen. So sollen z. B. die Vögel bei ihrer fliegenden Lebensweise um den Körper leichter zu machen, ihre Lunge immer stärker aufgeblasen und dadurch bewirkt haben, daß dieselbe immer größer wurde und sich mit Luftsäcken und hohlen Knochen in Verbindung setzte. Ebenso wie nach Lamarck durch dauernden Gebrauch ein Organ gestärkt, vergrößert und entwickelt wird, so soll andauernder Nichtgebrauch ein Organ schwächen und endlich zum Schwinden bringen. — So richtig auch die stärkende und schwächende Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauchs sein mag, so ist Lamarcks Anwendung dieser Thatsache auf die Descendenz doch jedenfalls eine irrige, er kann damit doch nur quantitative nicht aber qualitative Änderungen erklären, worauf es in erster Linie ankommt. Wenn Änderung überhaupt stattfindet, so muß zuerst und vor allen ihr erstes Auftreten erklärt werden. Dies ist natürlich für Lamarck unmöglich,

wenn ein Organ oder ein Merkmal noch gar nicht da ist, so kann man sein Entstehen doch nicht durch den „Gebrauch" erklären; ebenso wenig aber auch die Richtung seiner Abänderung; durch den Gebrauch läßt sich wohl erklären, daß ein Bein kräftiger wird, aber weshalb dabei einmal ein Pferdefuß, das anderemal ein Kuhfuß, das drittemal ein Katzenfuß entstanden ist, (d. h. also nicht die Stärke sondern die Richtung der Abänderung) bleibt unerklärt. — Die Urorganismen sollen nach Lamarck durch auch jetzt noch stattfindende Urzeugung entstanden sein, und auch den Menschen zieht er in seine Erörterungen herein.

Wenn auch Lamarck unbeachtet blieb, so finden sich von nun an bei den Naturforschern doch zahlreiche descendenztheoretische Auslassungen, welche beweisen, wie sehr die Descendenztheorie schon damals in der Luft lag; hier seien nur genannt: Voigt, Herbert, Grant, Patrick, Spencer u. s. w. Die sich auf Schellingscher Philosophie gründenden Phantastereien Okens hier heranzuziehen, wie oft geschieht, geht kaum an, dagegen müssen wir des Gegners Cuviers Etienne Geoffroy St. Hilaire gedenken, welcher (1828) in dem Kampf gegen Cuvier unterlag. Er steht im allgemeinen auf dem Standpunkt Lamarcks, doch während dieser, wie wir sahen, die Angewöhnung der Lebensverhältnisse in den Vordergrund rückte und dadurch den Tieren mehr Selbstthätigkeit zusprach, legte Geoffroy das Hauptgewicht auf die Lebensbedingungen („monde ambiant") selbst und erklärte dadurch die Tiere für mehr leidend, letztere sind nach ihm solange unveränderlich, als die Umgebung dieselbe bleibt. Übrigens ist auch nicht zu leugnen, daß Geoffroy einen Organisationsplan in der Welt der Lebewesen anerkennt, wodurch er sich der idealistischen Richtung in der Abstammungslehre nähert.

15) Wie im Altertum haben wir auch in der Neuzeit zwei Dichter, welche mit der Descendenztheorie in gewissem Zusammenhang stehen, nämlich Herder und Goethe. Herder gehört zu denen, welche mit Gewalt zu Vorgängern Darwins und Haeckels gemacht wurden; Fr. von Bärenbach behauptet von ihm, daß selbst der schroffste Gegner bei ihm „die reinste Kristallisation der Darwinischen Lehre erkennen muß". Daß dies mehr als übertrieben ist, wird sich jeder Besonnene von vornherein sagen. Wenn Herder von der Erde glaubte, daß sie durch vielerlei Revolutionen hindurch gegangen sei,

wenn er sagt: „Viele Pflanzen müßten hervorgegangen und gestorben sein, ehe die erste Tierorganisation ward; auch bei diesen gingen Insekten, Vögel, Wassertiere den gebildeteren Tieren vor, bis endlich nach allen die Krone der Organisation unserer Erde auftrat, der Mensch," — (NB! ganz dasselbe sagt der Schöpfungsbericht der Genesis) —, wenn er die Tiere ältere Brüder der Menschen nennt, wenn er in der Schöpfung eine einheitliche Organisation sieht, so macht ihn das zu keinem bedeutenderen Descendenztheoretiker als mancher seiner Zeitgenossen ist, ja, den Gedanken an eine Auseinanderentwicklung scheint er nirgends ausgesprochen zu haben. Es gehört in der That eine schon nicht mehr erlaubte Phantasie dazu, aus seinen allgemeinen Ausdrücken zu erkennen, „wie nahe verwandt seine über jede Erschleichung (sic!) erhabenen Schlüsse den äußersten Konsequenzen der Häckelschen Theorie sind," — und es ist geradezu unbegreiflich, wie sich der genannte Schriftsteller zu dem Satz versteigen konnte: „seine (Herders) Ansichten über die natürliche Schöpfungsgeschichte sind in vielen Dingen mit denen Häckels vollkommen identisch."

Wenn Herder sagt: „Alles ist in Streit gegen einander, weil alles selbst bedrängt ist; es muß sich seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen," — so ist das eben die alte Wahrheit, die im „Kampf ums Dasein" liegt und die auch schon Lukrez bekannt war, wie wir sahen; dies macht Herder noch nicht zum Darwinianer. Wie man sich auch abquälen mag, in den „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" kann nur die Befangenheit Darwinsche Grundsätze finden. Allgemeine descendenztheoretische Andeutungen bei Herder sollen damit nicht geleugnet werden, nur sind sie zu allgemein, um besondere Teilnahme zu erregen.

16) Was Goethes Stellung zur Descendenzlehre anbelangt, so läßt sich schon von vornherein annehmen, daß er durch seine Metamorphosenlehre auf Gedanken gekommen sein könnte, welche ihn zu einem Vorläufer der Neuzeit machen. Und das ist denn auch thatsächlich der Fall, ja, er spricht es deutlicher aus, als irgend einer seiner Vorgänger. Am wichtigsten möchte in dieser Hinsicht eine Stelle in dem Aufsatz „Geschichte meines botanischen Studiums" sein, wo er sagt:

„Das Wechselhafte der Pflanzengestalten, dem ich längst auf

seinem eigentümlichen Gange gefolgt, erweckte bei mir immer mehr die Vorstellung, die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determiniert und festgestellt, ihnen sei vielmehr, bei einer eigensinnigen, gegnerischen und spezifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit, die über dem Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können.

„Hier kommen die Verschiedenheiten des Bodens in Betracht; reichlich genährt durch Feuchte der Thäler, verkümmert durch Trockene in den Höhen, geschützt vor Frost und Hitze in jedem Maße oder beiden unausweichbar bloßgestellt, kann das Geschlecht sich zur Art, die Art zur Varietät, und diese wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche sich verändern; und gleichwohl hält sich die Pflanze abgeschlossen in ihrem Reiche, wenn sie sich auch nachbarlich an das beweglichere Leben, hüben und drüben anlehnt."

Diese Worte sprechen deutlich genug und zwar im Sinne St. Hilaires. Als Vorgänger des eigentlichen Darwinismus hingegen läßt sich Goethe nicht benutzen.

Im ähnlichen Sinne ist es wohl aufzufassen, wenn Goethe das natürliche System „einen widersprechenden Ausdruck" nennt, wenn er sagt: „Die Natur hat kein System; sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum, zu einer nicht erkennbaren Grenze."

Die verschiedene Veränderlichkeit einzelner Pflanzenfamilien spricht er deutlich aus: „Wenn ich dasjenige betrachte, was man in der Botanik genera nennt, und sie, wie sie aufgestellt sind, gelten lasse, so wollte mir doch immer vorkommen, daß man ein Geschlecht nicht auf gleiche Art, wie das andere behandeln könne. Es giebt Geschlechter, möchte ich sagen, welche einen Charakter haben, den sie in allen ihren Spezies wieder darstellen, so daß man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann; sie verlieren sich nicht leicht in Varietäten, und verdienen daher wohl mit Achtung behandelt zu werden: ich nenne die Gentianen; der umsichtigere Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wissen.

„Dagegen giebt es charakterlose Geschlechter, denen man vielleicht kaum Spezies zuschreiben darf, da sie sich in grenzenlose Varietäten verlieren. Behandelt man diese mit wissenschaftlichem

Ernst, so wird man nie fertig, ja man verwirrt sich vielmehr an ihnen, da sie jeder Bestimmung, jedem Gesetz entschlüpfen. Diese Geschlechter habe ich manchmal die liederlichen zu nennen mich erkühnt, und die Rose mit dem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmut nicht verkümmert werden kann; besonders möchte Rosa Canina sich diesen Vorwurf zuziehen."

Diese Worte könnten ebenso gut in unserer Zeit geschrieben sein. Übrigens ist auch die von Goethe selbst beigefügte Erwiderung von Ernst Meyer (dem Verfasser der Geschichte der Botanik) zu denkwürdig, als daß ich einzelne Stellen hier nicht einfügen sollte, zumal sie zeigen, wie in mehr privater Weise damals schon über die Frage der Konstanz der Art, verhandelt wurde. An einer Stelle heißt es:

„Aus innigster Überzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleichen Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der anderen hervorgehe; denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur; gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte."

Wenn E. Meyer sagt: „Wer die Varietäten für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen oder gar daraus auf ein Schwanken der Art schließen" — so klingt es fast, als habe er dies schon im Voraus Darwin, der diesen Schluß geradezu macht, vorgehalten. Gewiß interessant, daß diese Worte 36 Jahre vor Darwin geschrieben wurden!

Zu Goethes „charakteristischen" und „charakterlosen" Pflanzen bemerkt Meyer mit Recht folgendes: „Je leichter jene sich fügen, desto schwerer ist mit diesen fertig zu werden. Wer sie aber mit Ernst und anhaltendem Eifer beobachtet, und des angeborenen, durch Übung ausgebildeten Taktes nicht ganz ermangelt, der wird sicherlich, weit entfernt, an ihnen sich zu verwirren, die wahrhaften Arten und deren Charakter aus aller Mannigfaltigkeit der Formen gar bald herausfinden. . . . Sollte aber wirklich in irgend einer formenreichen Gattung durchaus keine Grenze, welche die Natur selbst achtet, zu finden sein, was hindert uns dann, sie als eine einzige Art, alle ihre Formen als eben so viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der schwerlich zu führen, daß

überhaupt in der Natur keine Art bestehe, sondern daß jede, auch die entfernteste Form durch Mittelglieder aus der anderen hervorgehen könne, so lange muß man uns jenes Verfahren schon gelten lassen."

„Damit soll aber keineswegs das Studium der Varietäten als überflüssig oder gar verderblich abgelehnt werden. Man mache nur nicht mehr und nicht weniger aus ihnen, als Natur und Wissenschaft fordern. Dann ist nichts leichter, als ihnen den rechten Platz anzuweisen; zugleich nichts notwendiger, um das Gebäude der Wissenschaft zu vollenden."

Diese besonnenen Worte könnte sich auch die Neuzeit noch sagen lassen.

Eine besondere Gelegenheit hat dann Goethe noch einmal veranlaßt das Wort zu ergreifen, nämlich der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire. Daß Goethe hierbei mehr auf des letzteren Seite stand, ist nach dem Gesagten kaum zu verwundern. Bemerkenswert und für seine Umwandlungsgedanken sprechend ist dabei der Vergleich, welchen er zwischen den Vorderbeinen verschiedener Tiere zieht.

„Betrachten wir nun diesen Teil aufmerksam durch die verschiedensten Tiergattungen, so finden wir, daß die Vollkommenheit desselben und seiner Funktion zunimmt und abnimmt, je nachdem Pronation und Supination (Vor- und Rückwärtsbeugung) mehr oder weniger leicht und vollständig ausgeübt werden kann.

„Wie das Tier sich immer weiter zum Stehen und Gehen bestimmt fühlt, desto mehr wird der Radius an Kraft zunehmen, dem Körper der Ulna von seiner Masse abziehen, so daß diese zuletzt fast verschwindet." (Radius und Ulna, Speiche und Elle sind die beiden Knochen des Unterarms). Als Beispiel der stufenweisen Vereinfachung des Vorderarms nennt Goethe noch nach dem d'Altonschen Atlas eine Reihe vom Strauß bis zu dem neuholländischen Kasuar. — Endlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß Goethe die „Äquivalenz der Kräfte", das sogenannte Sparsamkeitsprinzip der Natur, wonach letztere mit möglichst wenig Material möglichst viel zu erreichen sucht, kannte und es St. Hilaire hoch anrechnete, daß er von dieser „Hauptwahrheit" durchdrungen war — „daß nämlich die haushälterische Natur sich einen Etat, ein Budget vorgeschrieben, in dessen

einzelnen Kapiteln sie sich die vollkommenste Willkür vorbehält, in der Hauptsumme jedoch sich völlig treu bleibt, indem, wenn an der einen Seite zu viel ausgegeben worden, sie es der anderen abzieht und auf die entschiedendste Weise sich ins Gleiche stellt."

Fragen wir uns nun noch, wie die etwaigen descendenztheoretischen Prinzipien Goethes näher beschaffen gewesen sind, wie er sich also die Entwicklung der Welt der Lebewesen vorgestellt hat, so läßt sich da natürlich nichts sagen; darüber kann er kaum nach dem damaligen Stand der Naturwissenschaft ausgeprägte Ansichten gehabt haben; wenn er nun aber auch etwa zu St. Hilaires Ansicht hinneigte, so läßt sich auf der anderen Seite doch wohl mit Bestimmtheit sagen, daß der Verfasser der „Metamorphose der Pflanzen", dem das, was er an den Pflanzen sah, nicht lediglich Erscheinung sondern dem Wesen der Pflanze innewohnende Kraft war, einem inneren Entwicklungsgesetz huldigen mußte, d. h. einer idealistischen Richtung in der Descendenzlehre.

17) In den dreißiger Jahren wurden die Abstammungsgedanken reger, zumal von dieser Zeit an eine Reihe bahnbrechender Entdeckungen begann.

Der berühmte Physiologe K. E. von Baer lieferte damals den für die Descendenz so oft benutzten Beweis, daß die höheren Säugetiere und der Mensch bei ihrer Entwicklung Stufen durchlaufen, welche denen niederer Säugetiere ähnlich sind, auch glaubte er an eine Umwandlung der Arten, eine eigene Theorie hat er aber nicht aufgestellt, ebensowenig wie er später die Darwinsche Lehre anerkannte. Vielmehr hat dieser Mann sich zum Schmerz der Darwinianer gegen sie und offen für das oben von mir erörterte sog. „innere Entwicklungsgesetz" erklärt. Sein Ansehen ist zu groß, als daß ich mir versagen könnte, ein 1873 von ihm, dem damaligen Nestor der deutschen Naturforscher, gesprochenes, klares und wahres Wort anzuführen: „Wenn das Ei (des Huhns) bei dem Zutritt der Luft und passender Wärme vieltausendfache Veränderungen erleidet, die endlich ein lebensfähiges Küchlein zu stande bringen, das aus der Schale hervorbricht, so ist das Küchlein doch wohl das Resultat aller dieser Veränderungen. Da aber jedes gesunde Ei unter denselben Bedingungen zu demselben Resultat führt, so darf man wohl sagen: das Hühnerei hat das „Ziel" sich zu

einem Küchlein zu entwickeln, dem entsprechend ist es organisiert; denn seine Stoffe und deren Qualitäten und Quantitäten sind so beschaffen, daß unter den bezeichneten Umständen ein Hühnchen sich entwickeln muß." Man könnte noch hinzufügen: unter anderen Umständen entwickelt sich das Hühnerei nicht etwa zu etwas anderem, etwa einer Ente oder Gans, sondern, wenn die äußeren Bedingungen nicht vorhanden oder mangelhaft sind, entwickelt es sich entweder gar nicht oder zu einer nicht lebensfähigen Mißgeburt.

Diese klare und überzeugende Ansicht Bärs ist seiner Zeit nicht beachtet worden, man hat seine Entdeckung, die er, der Stern erster Größe, doch wohl selbst am besten beurteilen konnte, falsch behandelt und dabei kam naturgemäß — eine auf die Dauer nicht lebensfähige Mißgeburt heraus.

Wichtig für die Folgezeit war es ferner, daß Lyell schon 1830 die Cuviersche Annahme großer Erdumwälzungen durch den Nachweis der allmählichen Umbildung der Erdoberfläche als falsch erwies.

Die nächsten Jahrzehnte brachten auf allen Gebieten der Naturforschung einen großen Aufschwung, ganz besonders aber in der Erforschung der Lebewesen. Die Begründung der Zelllehre durch Schwann und Schleiden, das Hervortreten der physiologischen Forschungen von Bär und J. Müller und die damit gegebene Befestigung exakter Methode, der umfassende Geist eines A. von Humboldt, kurz eine ganze Reihe von günstigen Thatsachen trug dazu bei, die Naturphilosophie zu vernichten und die wahre Forschung zu heben; gleichzeitig schüttelte, von Schleiden erneuert, die Botanik den Schelling-Hegelschen Bann von sich ab und begann mitzuwirken an der allgemeinen Arbeit.

III. Charles Darwin.

18) So stand es, als Charles Darwin mit seiner neuen Descendenztheorie, der ersten wirklich ausgeführten, auftrat. — Darwin war während seiner Reise um die Welt auf descendenztheoretische Gedanken gekommen; in den darauffolgenden 20 Jahren

häufte er ein erstaunliches Beobachtungsmaterial an und suchte dasselbe durch einen einheitlichen Gedanken zu verbinden. Darwins erstes und grundlegendes Werk „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" ist 1859 erschienen; seine übrigen Schriften führen einzelne Fragen seiner Lehre näher aus. Letztere wird in ihrer Eigenart am besten als „Selektionstheorie" (s. u.) bezeichnet. Da sie die Entstehung einer Art durch direkte Umwandlung einer anderen annimmt, gehört sie in die „Transmutationslehren" und zwar zu der von Lamarck eröffneten Reihe, welche innere Ursachen der Abänderung leugnet, bezw. verkennt.

Darwin ging von der Theorie und Praxis der künstlichen landwirtschaftlichen Züchtung aus. Bekanntlich erziehen die Tier- und Pflanzenzüchter aus den für die menschlichen Bedürfnisse brauchbaren Tier- und Pflanzenarten fortwährend neue Abarten, die sich durch irgend welche dem Liebhaber angenehme Eigentümlichkeiten oder durch widernatürliche Erzeugung wirtschaftlich verwertbarer Teile auszeichnen. Diese künstliche Züchtung beruht auf zwei hervorstechenden unleugbaren Eigenschaften ihrer Objekte: die gezüchteten Pflanzen und Tiere haben einmal die Fähigkeit in gewissen Grenzen abzuändern (Variabilität), und sodann gewisse Abänderungen zu vererben (Erblichkeit). Die Züchter benutzen dies, indem sie zur Zucht nur solche Wesen benutzen, welche möglichst wünschenswerte und hervorstechende Abänderungen besitzen, während sie die anderen ausmerzen. Auf diese Weise können sie in der Zucht jene Eigentümlichkeiten verstärken und dadurch allmählich eine neue Varietät (Abart) erzeugen. Dies suchte Darwin nun auf die Natur zu übertragen und nennt darnach das Prinzip seiner Theorie die „natürliche Zuchtwahl" („natural Selection"): Ausgehend von Abänderungen des Einzelwesens, welche unleugbar sind, erklärt Darwin die Art für unbegrenzt veränderlich, und ebenso verallgemeinert er auch die Thatsache der Vererbung. Die Natur erklärt er für einen großen Züchter, welcher unter den abgeänderten Formen eine Auslese hält, und zwar so, daß die Arten mit Abänderungen die für ihr Fortkommen nützlich sind, vor allem zur Fortpflanzung kommen, also die Abänderung selbst vererben. Es herrscht nämlich in der Natur nach Darwin ein durchgängiger erbitterter „Kampf ums Dasein" („Struggle for life") und zwar

unter Wesen *einer* Art, ein Gedanke, den schon *Malthus* in seiner Bevölkerungslehre aussprach und den Darwin, wie er selbst erklärt, wieder aufnimmt. Jedes Wesen sucht am besten im Leben fortzukommen, was oft auf Kosten anderer geschieht, in diesem Kampf werden diejenigen siegen, welche für ihn durch irgend welche Eigenschaften am vorteilhaftesten ausgerüstet sind, tritt also an einem Lebewesen eine Abänderung auf, welche ihm im Kampf ums Dasein den Sieg verschafft, so wird es diese Änderung auf seine Nachkommen vererben, während diejenigen, welche diese Änderung nicht besitzen, die Zwischenformen, untergehen. Die Auslese des Besten durch den Kampf ums Dasein ist die natürliche Zuchtwahl.

Dies sind Darwins Hauptgedanken. Nun ist aber auch die Frage nach der Ursache der Abänderungen sehr wichtig und grundlegend. Darwin sieht dieselbe in veränderten Lebensbedingungen und Gewohnheiten, Benutzung des Organs, und in Nahrungsverhältnissen, d. h. er geht auf seinen Großvater, sowie auf Lamarck und Geoffroy St. Hilaire zurück. Auch die „Korrelation des Wachstums" ist maßgebend, d. h., wenn irgend ein Merkmal abändert, so thun dies auch gleichzeitig andere mit jenem offenbar innerlich zusammenhängende Merkmale, so sind z. B. weiße Katzen mit blauen Augen meist taub. Diese Ursachen wirken aber nach Darwin auf die Eltern und ermöglichen Änderungen erst bei deren Nachkommen, die Einwirkung muß also auf die Fortpflanzungsorgane der Eltern erfolgen. Die unmittelbare Wirkung der Lebensbedingungen auf die Einzelwesen ist hingegen unerheblich.

Um die große Verschiedenheit der Geschlechter bei manchen Tieren zu erklären nimmt Darwin noch eine *geschlechtliche Zuchtwahl* an, welche den weiblichen Tieren einen gewissen Schönheitssinn zumutet; darnach sollen sie nämlich diejenigen Männchen bevorzugen, die irgend welche hervorstechenden Eigentümlichkeiten besitzen, wie z. B. die Hautlappen des Hahns, Gesang der Vögel, Bart des Mannes.

Die Umwandlung der Arten erfolgt ganz allmählich, sie beginnt mit sehr geringer Abänderung, die sich mehr und mehr steigert. Die Natur macht keinen Sprung. Den Vorgang, nach welchem die Arten allmählich Gestaltungen annahmen, welche den Lebens-

bedingungen und ihren Verrichtungen entsprechen, nennt man seit Darwin Anpassung.

19) Prüfen wir zunächst die Grundlagen der Darwinschen Descendenzlehre — auf anderes kommen wir später, — so ist es zunächst, auch für die Descendenzlehre im allgemeinen, wichtig, eine Bestimmung des Artbegriffs festzustellen. Bekanntlich besitzt die naturwissenschaftliche Systematik eine Anzahl von Kategorien, in welche sie ihre Objekte einordnet: Reihe, Klasse, Ordnung, Familie und Art; von diesen sind die ersteren lediglich Abstraktionen: wir haben keine Wesen, welche an sich eine Gattung, Familie oder Ordnung darstellen, vielmehr bezeichnet z. B. Familie, wie in menschlichen gesellschaftlichen Verhältnissen, eine Gesamtheit von Einzelwesen. Dagegen ist die „Art" durch ein Wesen vertreten, sie muß also die feste Grundlage bilden. Es ist klar, daß der Artbegriff im Lauf der Zeit eine Veränderung erfahren haben muß, je nachdem die naturwissenschaftliche Erkenntnis stieg, und ebenso klar ist es, daß man oft in der Abgrenzung der Art geirrt haben muß. Besonders bei einer mehr dilettantischen Systematik, wie sie z. B. in der Insektenkunde so vielfach betrieben wurde, mußte die Artmacherei ohne irgend welche Prüfung in Spielerei ausarten. Dies berechtigt jedoch durchaus nicht, die Möglichkeit der Bestimmung des Artbegriffs zu bestreiten oder gar, wie es, sogar von Darwin selbst, geschieht, hiervon auf die Veränderlichkeit der Art zu schließen. Wir geben hier die Begriffsbestimmung der Art, von welcher Wigand (der Darwinismus u. s. w. I p. 28) ausgeht, nämlich: „Wir verstehen unter Spezies jeden geschlechtlichen Formenkreis, welcher durch einen bestimmten (in der Regel die gesamten Gestalt- und Organisationsverhältnisse beherrschenden) Charakter ohne Übergänge zu anderen Formenkreisen scharf umschrieben ist, — dessen Charakter unter verschiedenen Lebensverhältnissen sowie im Laufe der Generationen, soweit wir überblicken können, gleichbleibt und namentlich durch künstliche Einwirkung nicht in den Charakter eines anderen Formenkreises umgewandelt werden kann, — dessen einzelne Individuen sich untereinander fruchtbar kreuzen, mit den Individuen einer anderen Spezies sich aber nicht vollkommen fruchtbar kreuzen lassen." Möglich, daß fortgesetzte Forschung eine noch genauere Fassung findet, vorläufig genügt die vorstehende. Wollte man nach derselben unsere landläufige Syste-

matik prüfen, so würde die Zahl ihrer Arten vielleicht auf die Hälfte zusammensinken, was für die Klarheit des Systems nur erfreulich wäre.

Niemand wird leugnen, daß die Art oft abändert; allein, wenn sie es thut, dann geschieht dies in ganz bestimmten Grenzen, und Darwins Verallgemeinerung der Abänderung ins Unendliche ist durchaus eine Annahme. Wenn eine Art abändert, so geschieht dies nach der Weise eines Pendels, welches hin und her schwingt und über eine gewisse Grenze nicht hinausgeht. Ferner ist sehr zu beachten, daß die Abänderungsfähigkeit geradezu mit zum Artcharakter gehören kann, daß es Arten giebt die durchaus nicht abändern, während andere in bestimmten Grenzen geradezu flüssig sind: die Tauben, an welchen auch Darwin seine Züchtungsversuche machte, ändern ungemein ab, die Gans gar nicht; aber alle Abarten der Tauben erkennt man ihrem ganzen Charakter zufolge doch sofort als Tauben, kurz, die Abänderung erfolgt in gewissen Grenzen; einzelne Merkmale können, oft ziemlich weitgehend, abändern, der Gesamtcharakter bleibt derselbe. Es ist aber auch von vornherein fraglich, ob man die Erfolge der künstlichen Zuchtwahl auf die Natur übertragen kann; denn oft genug handelt es sich bei jener um mehr krankhafte Verhältnisse, wie sie in der Natur nicht vorkommen, vor allem aber würden diese Abänderungen in der freien Natur dem Tiere keinerlei Nutzen bieten, weshalb die ganze Nützlichkeitstheorie von dieser Seite aus in der Luft hängt.

Gehen wir nun aber den in der freien Natur thatsächlich vorkommenden Abänderungen auf den Grund, so sehen wir, daß die Lebensbedingungen freilich auf manche Arten einen Einfluß ausüben, allein auch dieser bleibt in bestimmten Grenzen, ist aber auch vor allem durchaus unabhängig von der angenommenen natürlichen Auslese, es ist dann gewöhnlich eine unmittelbare Einwirkung der Lebensbedingungen, die ohne allen Kampf ums Dasein, ohne alle Auslese, erfolgt, so, wenn z. B. in verschiedenen Klimaten die Haarbedeckung der Säugetiere abändert, wenn Höhlentiere fahl gefärbt sind, wenn manche Tiere direkt die Farbe ihrer Umgebung annehmen (was durch einen gewissen Nervenreiz zu erfolgen scheint). Ebenso steht es mit dem Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe: der rechte Arm des Menschen ist gewöhnlich kräftiger gebaut als der linke, und wenn

man ihn gar nicht gebraucht, so verkümmert er. Aber diese Abänderungen sind gar nicht geeignet, als Erklärung für die Umwandlung der Art benutzt zu werden, aus einem zweifachen Grunde: einmal sieht jeder ein, daß sie viel zu geringfügig sind, um als Artcharaktere zu gelten, hat man sie aber hie und da als solche angesehen, so ist das eben ein Zeichen, daß man einen Fehler begangen hat, so wird z. B. mit den Farbenmerkmalen in der Systematik ein ganz gefährlicher Mißbrauch getrieben. Auch sind die durch äußere Ursachen erfolgenden Abänderungen fast nur quantitative (Zunahme der Größe u. s. w.), aber nicht qualitative, und letztere nur könnten maßgebend sein. Dann ist aber vor allem zu bedenken, daß diese Art Abänderungen, und es sind doch gerade die von Darwin herangezogenen, nicht vererbt werden, sondern unter anderen Lebensbedingungen wieder zurückgehen. Eine Landpflanze kann z. B. beim Wachstum in Wasser ihre Blattform ändern, aus einem ganzrandigen Blatt kann ein fein zerteiltes werden. Kommt die betreffende Pflanze aber aufs Land, so sind die nun entstehenden Blätter wieder ganzrandig. Auch werden im Wasser nicht etwa vorher ganzrandige Blätter zerschlitzt, sondern die neu entstehenden Blätter haben diese Eigentümlichkeit. Solche Änderungen beruhen also wesentlich auf einer Reizbarkeit des Organismus der Außenwelt gegenüber, dieselbe kann jedoch, wie manches andere, gerade als ein Artcharakter angesehen werden, manche Art hat eben das Eigenartige, daß sie einen größeren Formenkreis umfaßt. Nach dem Gesagten sind also die äußeren Lebensbedingungen (Geoffroy St. Hilaire) und der gewohnheitliche Gebrauch der Organe (Lamarck) wohl im stande, die individuellen wie artlichen Abänderungen zu erklären, nicht aber die Umwandlung der Arten in einander zu beweisen. Diese Verallgemeinerung beruht bisher nicht auf Erfahrung, ist lediglich Hypothese. Auf die sprungweise „korrelative" Abänderung werden wir unten kommen.

20) Was nun die Giltigkeit der natürlichen Zuchtwahl und damit des gesamten Nützlichkeitsprinzips anbelangt, so ist dieselbe auf nichts gegründet. Es ist dagegen schon so Vieles und so Gründliches gesagt worden, daß wir uns hier mit einigen flüchtigen Bemerkungen begnügen können, zumal eine eingehende Kritik nicht in der Absicht dieser Zeilen liegt. Offenbar kann die natürliche Zuchtwahl doch

erst wirken, wenn die Abänderungen einen ziemlich hohen Grad erreicht haben, um ihr eine Handhabe zu bieten; eine ganz geringe Abänderung gewährt einem Wesen in dem als so heftig geschilderten Kampf ums Dasein nicht den geringsten Nutzen, braucht also gar nicht erhalten zu bleiben, ihre Erhaltung durch Vererbung ist aber auch bei der freien geschlechtlichen Mischung (Panmixie), wie sie in der Natur erfolgt, gar nicht denkbar; denn anzunehmen, daß nun immer gerade ein Männchen und ein Weibchen mit derselben Abänderung zusammenkommen, ist doch zu abenteuerlich. Auslese kann also eine geringfügige Abänderung weder erhalten noch verstärken; obendrein müßte die Verstärkung in einer ganz bestimmten Richtung erfolgen, der Grund ist nicht einzusehen, dieser Vorgang ist also wieder ganz rätselhaft; wenn nun aber diese Verstärkung bis zu einem gewissen (jedoch relativen) Grade ohne Auslese erfolgt, so ist durchaus nicht einzusehen, weshalb sie später plötzlich wirken soll. Es erfolgen obendrein die thatsächlichen Abänderungen in der freien Natur ganz ohne alle Auslese.

Hiezu kommt noch, daß, wie eine einfache Überlegung zeigt, die Auslese überhaupt kein schaffendes Prinzip ist, wäre sie begründet, so hätte sie lediglich eine regelnde Bedeutung, indem sie etwaige unfähige Individuen ausmerzt und untergehen läßt; kann sie aber keine Abänderungen selbst schaffen, so ist sie ganz bedeutungslos für die Erklärung einer Entstehung der Arten.

Der mit der Auslese eng verbundene Kampf ums Dasein ist eine ganz abgedroschene Wahrheit, soweit er sich auf Tiere verschiedener Art bezieht: der Adler frißt die Katze, die Katze die Maus, allein weniger begründet ist er bezüglich der Individuen derselben Art; daß unter diesen ein Wettkampf stattfindet ist zwar wahr, allein die Bedeutung desselben wird von Darwin höchlichst überschätzt; auch siegt in ihm nicht der mit einer geringfügigen Abänderung Behaftete, sondern der Stärkere, die Stärke ist aber nie als Artcharakter benutzt worden. Die Übertragung des Kampfes ums Dasein auf die tote Natur und die Elemente (Darwin), auf die Himmelskörper (Du Prel) und die Mineralien (Pfaundler) zu widerlegen, erspart uns wohl der gesunde Menschenverstand.

21) Darwin selbst hat das Ungenügende seiner Prinzipien hie und da erkannt, freilich ohne sie über Bord zu werfen, er hat dann

Hilfshypothesen aufgestellt, zu denen z. B. auch die geschlechtliche Zuchtwahl gehört, dieselbe ist unbedingt der Gipfel der Absonderlichkeit; mag es auch richtig sein, daß die untergeordneten Geschlechtscharaktere der Männchen (wie Gesang, bunte Farbe u. s. w.) bei den Weibchen eine Art Wohlgefallen erregen, so wird letzteres und darauf sich gründende Wahl doch noch viel weniger ein schaffendes Prinzip sein als die natürliche Zuchtwahl. — Die als Grundlage angenommene Vererbung ist natürlich für sich eine schwierige Streitfrage. Darwin sucht derselben durch eine besondere Theorie der „Pangenesis" beizukommen; nach derselben sollen alle Teile des Körpers Stoff für die Zeugungssäfte (Samen und Ei) liefern, weshalb letztere durch ihre Mischung den Körper mit allen Teilen und Eigentümlichkeiten der Eltern bilden sollen. Diese Hypothese hat keine Beachtung gefunden. Auf weitere Einzelheiten und Anwendungen des Darwinismus werden wir noch kommen. Das Gesagte möge genügen, um die Haltlosigkeit der Prinzipien Darwins darzulegen. Die eingehendste und bedeutendste Kritik lieferte Wigand in seinem großen Werke: Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers, Braunschweig 1875—77. 3 Bde. Eine kleinere Kritik desselben Gelehrten findet der Leser in diesen Heften: „Der Darwinismus ein Zeichen der Zeit." Zeitfr. d. chr. Volkslebens, Heft 17/18.

IV. Die Darwinsche Schule und der Häckelismus.

22) Es ist eigentümlich, daß mit Darwin zugleich (eigentlich schon früher, denn seine erste diesbezügliche Abhandlung, „über das Gesetz, welches das Entstehen neuer Arten reguliert hat" ist schon 1855 erschienen) ein anderer englischer Forscher Wallace, eine auch auf natürliche Zuchtwahl gegründete Descendenzlehre aufstellte, welche sich mit derjenigen Darwins im Wesentlichen deckt. Die Erscheinungen, welche er erörtert, sind besonders die Mimikry und die Befruchtung der Blüten durch Insekten. Letzteres Gebiet hat dann in Deutschland namentlich Hermann Müller zu Gunsten des Darwinismus erforscht. Die als Mimikry bezeichnete Schutzfärbung soll auf Anpassung beruhen, es ist jedoch, wie schon oben erwähnt,

wenigstens teilweise der unmittelbare Einfluß der Umgebung, welche z. B. durch Nervenreiz diese eigentümliche Erscheinung hervorruft, jedenfalls ist auch hier Auslese weder nötig noch maßgebend. Es kommt z. B. vor, daß Tiere die Farbe ihres Wohnorts annehmen, daß Eidechsen, die im Sand leben, die Farbe des Sandes, solche, die auf Felsen leben, die Farbe der Felsen haben, man kann sich denken, zumal wenn, was thatsächlich vorkommt, dasselbe Tier seine Farbe in anderer Umgebung ändert — daß die Farbe der Umgebung auf die Haut des Tieres einen derartigen Reiz ausübt, daß in ihr dieselbe Farbe entsteht, etwa wie auf der photographischen Platte ein Bild der Außenwelt sich einprägt. Daß hiebei von Auslese nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. — Was die Befruchtung der Pflanzen durch Insekten betrifft, so ist das gegenseitige Angepaßtsein der Blüten und Insektenrüssel eine hochinteressante Thatsache, die man aber durchaus nicht auf sog. Anpassung im Kampf ums Dasein zurückführen kann. Was soll denn auch das zuerst Entstandene sein, die Blüte oder der Insektenrüssel? Beide sind nach Darwin und Müller bildsames, im Fluß begriffenes Material, was würde aber geschehen, wenn man z. B. zwei weiche Wachsstangen oder eine Wachsstange und eine Siegellackstange aufeinander einwirken lassen würde? Keine bekäme ein eigenartiges Gepräge. Die Blüten des Klees sind z. B. so eingerichtet, daß nur die Hummeln den Honig in ihnen vermöge ihres eigenartig gebauten Rüssels erlangen und daher die Blüten befruchten können. Hat sich nun der Hummelrüssel der Kleeblüte oder die Kleeblüte dem Hummelrüssel angepaßt? Nach Darwin ist eines ohne das andere nicht erklärlich, also müßten sich beide an einander angepaßt haben, was ungefähr dem gleichkommt, daß sich zwei Löwen gegenseitig auffressen, so daß nur ihre beiden Schwänze übrig bleiben. „Da seht, was aus dem Verstande werden kann, wenn er auf verbotenen Wegen schleicht."

23) Ein besonderes Kapitel der Descendenztheorie bildet auch schon bei Darwin, noch mehr bei seiner Schule die Frage nach der Abstammung des Menschen. Dieselbe ist schon vor Darwin, von Vogt u. s. w. dahin beantwortet worden, daß die Affen die Urahnen des Menschen darstellen. Häckel hat diesen Gedanken dann mit den darwinistischen Prinzipien zu stützen versucht und Darwin nahm dies in der Folge auch auf. Da sich jedoch herausstellte, daß sich

vom Affen zum Menschen unmöglich eine fortlaufende genealogische Linie ziehen läßt (wie Virchow, Lucae, Bastian bewiesen hatten), so nimmt man jetzt einen mutmaßlichen Urahnen an, von dem sich in einer Richtung der Mensch, in einer anderen der Affe entwickelt haben soll.

Daß dies nichts als eine Annahme ist, liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand, und die Aufforderung: „zeigt uns diesen Urahnen!" ist nicht nur berechtigt, sondern durchaus nötig.

24) Darwins Lehre fand zunächst nur ziemlich geteilten Beifall, schon der erste deutsche Übersetzer, Professor Bronn, hatte Ausstellungen gemacht und die Größen der Naturwissenschaft verhielten sich zumeist zurückhaltend. Andererseits gab es von vornherein Männer, welche für Darwin mit aller Kraft eintraten und zum Teil seine Theorie weiter ausbildeten.

Abgesehen von Männern wie Büchner, Moleschott u. s. w., gehört hierhin besonders Häckel, den man wohl als den deutschen Darwin bezeichnete und der unbedingt der folgerichtigste Vertreter der neuen Lehre ist. Er hat den Darwinismus zu einem sogenannten „monistischen" (in Wahrheit materialistischen) naturphilosophischen System ausgebaut. Bezüglich seiner darwinistischen Leistungen sei hier Folgendes erwähnt. Häckel nannte die Entwicklung des Einzelwesens Ontogenie, diejenige der Art im Lauf der Zeit Phylogenie, die erste sucht er dort, wo die Paläontologie ihn im Stiche läßt, auf die letztere anzuwenden, indem er sein „biogenetisches Grundgesetz" zu Hilfe nimmt, nach welchem jedes Lebewesen im Verlauf seiner Entwicklung die Formzustände durchmacht, welche seine Vorfahren im Verlauf der Stammesentwicklung durchmachten. Es liegt auf der Hand, daß hier höchstens von einer Theorie die Rede sein kann, diese Spekulation als Gesetz hinzustellen, ist ein bedenkliches Zeichen für die methodologische Bildung ihres Urhebers.

Ganz besonders wendet sich Häckel gegen die teleologische Naturerklärung gegenüber der kausalen, erstere entspringt nach ihm aus anthropomorphistischen Anschauungen. Die Verbannung der Teleologie (Zwecksetzung) aus der eigentlichen Naturforschung ist natürlich durchaus richtig. Dagegen kommt Häckel nicht zu der Erkenntnis, daß der ganze Darwinismus, also sein eigenes monistisches System auf Zwecksetzung beruht; denn was ist die Nützlichkeitshypothese anders? Wie kann man in ihr eine mechanische, kausale Erklärung

sehen? Eine mechanisch-kausale Erklärung ist es, wenn die Chemie die Entstehung chemischer Körper durch den Zusammentritt der chemisch kleinsten Teilchen, Atome, und die unter diesen herrschenden Verwandtschaften erklärt; hat die darwinistische Erklärungsweise damit irgend etwas zu thun? Das den Umständen besser angepaßte Lebewesen, d. h. dasjenige, welches zweckmäßiger gebaut ist, überlebt die anderen weniger bevorzugten, wer darin nicht eine ausgesprochene „Teleologie" sieht, ist blind. Allerdings werden Büchner und Gesellen, wenn sie gegen letztere kämpfen, an die Zwecksetzung der Natur für die Person des Menschen denken, d. h. also an den Gedanken, daß alles für den Menschen da ist, natürlich kämpfen sie dann eben gegen ein Hirngespinnst, das in der idealistischen Naturansicht gar nicht besteht. Bemerkenswert ist es doch auch, daß gerade Darwin der „Schöpfungshypothese" vorwirft, nach ihr hätten gewisse Erscheinungen keinen Zweck! Noch mehr! Die Teleologie verwirft Häckel, um dann sofort selbst eine „Dysteleologie" (Erklärung der unzweckmäßigen Bildungen) in die Naturforschung hereinzutragen. O sancta simplicitas!

Da die Erschaffung eines Urorganismus „ein bedenkliches Loch" in seinen Monismus reißen würde (Büchner), sucht Häckel die Urzeugung, d. h. die Entstehung lebender Wesen ohne Eltern, zu erweisen und den Beweis gegen dieselbe überhaupt als unmöglich zu erklären. Entstehen Organismen aus unorganischem Stoff, so spricht Häckel von „Autogonie", entstehen sie aus organischer Bildungsflüssigkeit, von „Plasmogonie". So sind die einfachsten Moneren entstanden (etwa auch durch Zuchtwahl und Kampf ums Dasein? Der Stoff soll doch einheitlich sein, also auch wohl die ihn ändernde Ursache!), deren merkwürdigste war eine Zeit lang der berühmte „Urschleim", bis man ihn leider als — Gypsflocken erkannte. Die Moneren sollen sich dann in Zellen mit Membran umgewandelt haben, welche Häckel Plastiden nennt. Die blutsverwandten, aus einer Stammform abstammenden Tiere faßt Häckel als „Phylum", Stamm, zusammen. Die 4—7 Stämme (Wirbeltiere, Gliedertiere, Weichtiere, Würmer, Sterntiere, Pflanzentiere und Urtiere) läßt Häckel an der Wurzel zusammenhängen, monophyletische oder einstämmige Descendenzlehre, während die polyphyletische oder vielstämmige Descendenzlehre mehrere Urmoneren freiwillig entstehen und mehrere Stämme neben

einander erzeugen läßt; jene hat für Häckel „mehr innere Wahrscheinlichkeit." Außerdem erfand er ein Naturreich der „Protisten", welches zwischen Tieren und Pflanzen stehen soll, welches jedoch von der Wissenschaft unbeachtet blieb; dasselbe bildet „Wurzelschößlinge" an Häckels Stammbaum. In einer besonderen Schrift „Perigenesis der Plastidule" hat Häckel den Versuch gemacht, die Vererbung und Variabilität kausaliter zu erklären, darin nennt er den Stoff seiner Plastiden „Plasson" und deren kleinste Bestandteile Plastidule, auf deren Wellenbewegung er die Vererbung zurückführt. Lehrreich ist es zu hören, daß Häckels Plastidule Gedächtnis (Vererbung) und Fassungskraft (Variabilität) besitzen, ja, daß die anorganischen Atome, was man vorher noch nicht gewußt hat, beseelt sind!! — Alle diese naturphilosophischen Auslassungen, welche das Gebiet exakter Forschung gewöhnlich kaum streifen, zeigen deutlich, welche Früchte der Darwinismus sofort nach seiner Geburt zeitigte.

Einzelne Forscher (O. Schmidt, Gegenbaur, Fr. und H. Müller) schlossen sich Häckel an, bald aber erstanden in der Zoologie gewichtige Hüter der Wissenschaft (Claus, His, Semper), welche jene Spekulationen auf das Gebiet verwiesen, wohin sie gehören. Darwin selbst hat Häckels Auslassungen gutgeheißen.

25) Einige echte Darwinianer haben dann die Theorie Darwins in verschiedenen anderen Richtungen ausgebeutet. So haben Preyer, Wundt, Jäger u. a. Darwins Erörterungen über den Ausdruck der Gemütsbewegungen benützt, um eine im Rahmen des Darwinismus liegende Hypothese über die Entstehung der Instinkte und des Geistes aufzustellen. Eine Übertragung der darwinistischen Prinzipien auf sprachliches Gebiet versuchten Schleicher, Geiger, Bleek u. a. Mit Häckels monistischen Bestrebungen begegnen sich die Versuche von Carneri, Caspary, D. Strauß u. a. auf Grund des Darwinismus eine Ethik aufzubauen, und endlich haben denselben Schäffle, Spencer, von Lilienfeld für ihre sozialpolitischen Theorien ausgebeutet. Zahlreiche Flugschriften aus dem sozialdemokratischen Lager beweisen, mit welcher Gier man dort den Kampf ums Dasein und die Auslese aufgriff, um auf religiösem wie politischem Gebiet mit anscheinend wissenschaftlicher Verbrämung den Nihilismus zu predigen. Über diese besonders in der Jetztzeit wieder hervortretende Wahrheit hilft auch Dodels alberner Witz mir

gegenüber nicht hinweg (vergl. unsere beiderseitigen gleichlautenden Schriften „Moses oder Darwin!").

V. Der Kampf für und wider.

26) Überblicken wir nun die nächsten zwei Jahrzehnte (1860 bis 1880) in Bezug auf die Entwicklung des Darwinismus, wobei wir natürlich besonders auf Deutschland achten, so sehen wir zunächst, wie schon gesagt, in manchen Kreisen eine laue Aufnahme, bis die Häckelsche Richtung eine gewisse Blüte erreichte. Erklärlich war es.

Der menschliche Geist, auch der des ernsten Forschers sucht gern in Spekulationen gewissermaßen eine Würze für die auf die Dauer etwas ermüdende strenge „exakte" Forschung. Dies und der Umstand, daß letztere längere Zeit ausschließlich geherrscht hatte, während doch der Gedanke der Abstammungslehre schon in der Luft lag, erklärt den großen Jubel, mit welchem die neue Lehre aufgenommen wurde. Ältere besonnenere Forscher sahen von vornherein ihre großen Schwächen, ihre Verstöße gegen die Prinzipien der Naturforschung und sagten ihr baldiges Ende voraus. Dagegen wurde Darwins Lehre von den jüngeren Forschern mit wahrer Begeisterung erfaßt, und die Freude darüber, eine einheitliche Erklärung der lebenden Natur zu haben, übertönte namentlich in dem siebenten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts jede warnende Stimme der Gegner. Nicht zum Geringsten trug dazu die materialistische Strömung unserer Zeit bei; dieselbe bemächtigte sich der Darwinschen Gedanken, machte sie volkstümlich und in Zeitschriften und Wandervorträgen der Menge mundgerecht.

27) Achten wir auf diesen Zeitraum, das darwinistische Zeitalter der Naturforschung, könnte man sagen, von 1859 bis gegen 1880, genauer, so sehen wir neben der Descendenzlehre Darwins andere auftauchen, aber wenig Anklang finden. Wir sehen ferner auf allen Gebieten der Naturforschung ein emsiges Forschen und Arbeiten von Freunden und Gegnern der neuen Lehre und wir können nicht umhin, anzuerkennen, daß die letztere ein ganz besonders regsames Leben in die Naturforschung gebracht und dadurch wesent-

lich zur Hebung derselben beigetragen hat. Es schließt das ihre Richtigkeit nicht ein; es kann vielmehr vorkommen, daß eine grundverkehrte Lehre sehr befruchtend wirkt, weil sie die Geister anspannt und auf ein bestimmtes Ziel hinrichtet. So ist auch die Descendenzlehre in der Darwinschen Form der Naturforschung zur „heuristischen Maxime", d. h. zu einem Grundsatz, der zu fruchtbarer Forschung anfeuert, geworden, freilich aber mit dem traurigen Los, später wie ein abgenützter Besen beiseite gelegt zu werden. Je mehr die exakte Forschung die Grundlagen der Darwinschen Lehre untersuchte, um so mehr brachte sie die sie eigentlich kennzeichnenden Prinzipien zum Wanken und auf die Darwinsche Begeisterung folgte mehr und mehr die ihr von besonnenen Gegnern, wie Wigand, prophezeite Ernüchterung und augenblicklich (1890) stehen wir in einer Zeit, wo der Darwinismus noch eine ehrende Anerkennung, eine höfliche Beachtung findet, doch geht man auf allen Punkten seines Lagers über ihn hinaus und es wird nicht mehr lange dauern, bis er gleich einer verlassenen Festung der Geschichte angehört und unter den Händen ihrer Kritik ganz zerfällt.

28) Es stand übrigens schon in den 70er Jahren schlimm mit dem Häckelismus, besonders als er durch die schon genannte scharfe Kritik von His, Semper und Claus in Mißkredit kam und man Häckel aus der Reihe der ernsthaften Forscher ausstieß. Immerhin konnte Häckel auf der 50. Naturforscherversammlung zu München im Jahre 1877 einen Vortrag halten, in welchem er die maßlose Forderung stellte, „die Darwinsche Lehre solle samt einer aus ihr abgeleiteten Ethik („die Plastidulseele") in den Schulen gelehrt werden." Hierauf antwortete ihm Virchow in durchaus sachlicher Weise mit der Gegenforderung, man solle nicht eher naturwissenschaftliche Theorien ins Volk tragen, bis sie thatsächlich allgemein anerkannt wären, die Erfüllung der Wünsche Häckels würde nur der freien Pflege der Wissenschaft schaden. Dieses offene Wort und der ehrliche Ruf Du Bois Reymonds: ignoramus, ignorabimus! rief in den materialistischen Kreisen einen Sturm der Entrüstung hervor, welcher Häckel den Ruhm eines Vorkämpfers der Freiheit der Wissenschaft, die von Berlin aus bedroht sei, verlieh; die Darwin-Häckelsche Richtung gewann nochmals Boden und konnte sogar eine eigene Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung „Kosmos" gründen (E. Krause,

Häckel, O. Caspary). Einige Jahre blühte sie, bis man sich veranlaßt sah, sie 1887 mit dem „Humboldt" zu verschmelzen und ihren bisherigen Charakter damit wesentlich zu ändern. Es ist dies ein beachtenswertes Zeichen der Zeit.

Gearbeitet wurde, wie gesagt, von dieser Richtung sehr eifrig, um den Darwinismus zu stärken. Viele wertvollen Untersuchungen wurden geführt, allein die Deutung war falsch, wie stets von anderer Seite erwiesen wurde, weil ihre Urheber der Zuchtwahllehre blind ergeben waren. Die gegnerischen Stimmen (z. B. Wigand) endlich wurden totgeschrieen oder totgeschwiegen. Die Kurzlebigkeit solcher Wissenschaft lag von vornherein auf der Hand.

29) Sehen wir von den schon genannten Forschern ab, so giebt es noch eine ganze Reihe von Männern, welche sich den Darwinschen Prinzipien mehr oder weniger anschlossen, wie z. B. Hofmeister, B. Cotta, De Candolle, Weismann, Kerner, Lubbock, Preyer, Fechner, Lange, Bischoff, Vogt, Claus, Dana, Dodel, Hartwig, Huxley, G. Jäger, Mantegazza, Neumayr, Seidlitz, Strasburger, Dohrn, Hilgendorf, von Hellwald, von Ihering, Kowalewsky, Settegast, Spengel, von Zittel, während eine ganz bedeutende Reihe sich gegen den Darwinismus erklärte, wir nennen: Agassiz, von Bär, Barrande, Bastian, Baumgärtner, de Beaumont, Blanchard, Braun, Brogniart, Bronn, Burmeister, Delff, Milne Edwards, Flourens, Fraas, Froschammer, Giebel, Göppert, Griesebach, Heer, His, Hoffmann, Huber, Janet, Kluge, Kölliker, Lecomte, Lucae, J. B. Meyer, Mivart, von Nathusius, Owen, Perty, Pfaff, Quatrefages, Quenstedt, Regel, Reuß, Robin, Schaffhausen, Schmarda, Weis, R. und M. Wagner, Wigand, Caspary, Röper, Troschel, Schlüter, Lieberkühn, Dawson, Bianconi, Snell. — Descendenztheoretiker sind aber mit sehr wenigen Ausnahmen alle diese Gelehrten, wenn auch in verschiedenem Sinne.

30) Bei der Teilnahme, welche die ganze Descendenzfrage den weitesten Kreisen abzwang, ist es erklärlich, daß in dem in Rede stehenden Zeitraum der Büchermarkt mit einer Darwinlitteratur überschwemmt wurde. Der Streit blieb nicht im Lager der Naturforscher, hüben und drüben ging er in fremdes Gebiet über und wenn die neue Lehre benützt wurde, einen „neuen Glauben" zu stützen und dem Materialismus als Beweismittel zu dienen, so konnte man auch andererseits es den Hütern des „alten Glaubens"

nicht verargen, wenn sie mit auf den Kampfplatz traten und sich und ihren Schatz verteidigten.

Es läßt sich aber nicht leugnen, daß hierbei auf beiden Seiten übers Ziel geschossen wurde. Allein auch hier hat der ganze Kampf gewiß viel zur Klärung beigetragen. Freilich die eine Grundwahrheit ist noch jetzt nicht zur allgemeinen Anerkennung gelangt, daß man nämlich ethische und religöse Fragen nicht mit naturwissenschaftlichen vermengen darf.

In den Köpfen des jungen Geschlechts wuchs in diesem Zeitraum der Darwinismus vielfach zu einem unverdauten Dogma aus. Kam es doch vor, daß er schon in den Schulen, wenn auch oft versteckt, dem jugendlichen Geist eingepflanzt wurde. In den siebenziger Jahren wurde es sogar im deutschen Reichstag zur Sprache gebracht, daß der Biologe Hermann Müller, der auch der übrigens sehr anregende Lehrer des Schreibers dieser Zeilen war, in den oberen Klassen der Realschule zu Lippstadt Darwinismus triebe. Häckels Forderung trug Früchte.

Schon von den Schülern wurden darwinistische Schriften verschlungen, und da war es wohl kaum zu verwundern, daß sie nachher ein wohl vorbereitetes Material und ein dankbares Publikum für die großen Lehren waren, die sie in Jena mit Begier hörten.

Bei alledem ist es bemerkenswert, daß diese anscheinend so glänzende Blüte der siebenziger Jahre auffallend wenig hervorragende Häckelianer zeitigte: der Glanz nimmt mit dem Jahre 1880 ungefähr ab, die Frucht war taub.

Mit dieser Zeit hört der eigentliche Kampf um den Darwinismus auf; als Darwin zu Grabe getragen war (1882), schwieg auch das Kriegsgeschrei. Es war dies nicht die Folge des Grundsatzes, „de mortuis nihil nisi bene", sondern eher die Folge davon, daß der Darwinschen Schule nach dem Scheiden ihres Hauptes der Zusammenhang fehlte. Von nun an beginnt die Zeit des Verfalls des vorher so stattlichen Gebäudes — die Stimmen der Darwinianer wurden zahmer, und nur noch die volkstümlichen Schreier sorgten dafür, daß der Ruhm der Lehre nicht allzu schnell verblaßte.

Den besten Beweis dafür, daß man die Theorie Darwins in vielen Kreisen der Naturforscher nicht für richtig oder doch wenigstens nicht für genügend hielt, ist der Umstand, daß namhafte Forscher

neue Theorien aufstellten und das ist es, worauf wir nun unser Augenmerk richten müssen.

VI. Neue Versuche in der Richtung Darwins.

31) Es liegt nicht im Interesse dieser Erörterungen, die nachdarwinschen descendenztheoretischen Versuche in streng zeitlicher Folge zu besprechen, vielmehr wird es besser sein, dieselben so zu behandeln, wie sie sich am ungezwungensten der Lehre Darwins anschließen. Dabei wird sich auch am klarsten zeigen, in welchen Richtungen man über Darwin hinausging.

Es ist schon oben auf die beiden Richtungen in der Descendenzlehre hingewiesen: die eine sucht die Gründe der Umwandlung wesentlich in der inneren Natur der Lebewesen, die andere mehr in Verhältnissen der Außenwelt oder giebt doch vor, ohne innere, dem Organismus innewohnende Gesetze fertig zu werden. Zur letzteren gehören neben dem Darwinismus mehrere andere Theorien. Weismann hat in zahlreichen Abhandlungen den Darwinismus zu stützen versucht, in der That glaubt er auch bis in die neueste Zeit an die Wirkung der natürlichen und sogar der geschlechtlichen Zuchtwahl für biologisch nützliche Eigenschaften, geht dabei aber in zwei Punkten vom Wege Darwins ab, einmal weist er den klimatischen Einflüssen (mit Geoffroy St. Hilaire) einen großen Wirkungskreis zu, sodann erkennt er unbewußt die sog. „inneren Ursachen" an. Für seine Ansichten ist der sogenannte „Saisondimorphismus" mancher Schmetterlinge, z. B. der Vanessa Levana und Prorsa, von großer Wichtigkeit. Dieser als „Netzfalter" oder „Landkarte" bekannte Schmetterling kommt in zwei ganz verschieden gefärbten Formen vor und zwar die eine im Frühjahr (dieselbe hat sich also während des Winters entwickelt) und die andere im Sommer (dieselbe hat sich also während der Sommermonate entwickelt). Weismann erklärt die Verschiedenheit durch Einwirkung der Winter-, bezw. Sommertemperatur auf die Puppe, aus welcher der Schmetterling hervorgeht. Was er mit den inneren Ursachen (der „spezifischen Konstitution" der Art, wie er es nennt) machen soll, weiß er offenbar noch nicht recht, er kann sich das Abändern darnach nicht denken,

sagt aber trotzdem: „alle Abänderung ist die Reaktion des Organismus auf äußere Reize", und anderen Orts spricht er wie Nägeli von einem bestimmt gerichteten Entwicklungstrieb. —

Da Weismann ferner nicht umhin kann, die Beständigkeit mancher Charaktere anzuerkennen, so sucht er dies durch Wechselkreuzung mehrerer Varietäten zu erklären, durch welche auch verschiedene Charaktere zu einem zusammengesetzteren verschmolzen werden sollen, wie wenn also z. B. durch die Vermischung zweier verschiedener Hunderassen eine Form mit neuen (von beiden Eltern) zusammengesetzten Merkmalen entstände. Wird die Kreuzung durch Isolierung verhindert (wenn also z. B. die verschiedenen Hunderassen so von einander gesondert wären, daß sich die Geschlechter nicht vermischen können), was Weismann „Amixie" nennt, so sollen neue Varietäten entstehen.

Allmählich haben sich aber Weismanns descendenztheoretische Erörterungen unter Anerkennung der Darwinschen Prinzipien auf Erklärung der Vererbung gerichtet und ihn zur Aufstellung seiner Theorie vom „Keimplasma" geführt. Nach derselben ist die Keimsubstanz (Ei oder männlicher Same) des Kindes ein Teil der Keimsubstanz der Eltern und das „Soma" (Körper) des Organismus ist, wenn auch die Hauptmasse, so doch eigentlich nur ein Nebenerzeugnis des Keimplasmas. Letzteres ist im Kinde noch ein Teil von dem der Eltern (wenn auch im Lauf der Entwicklung durch Ernährung vermehrt) und kann nach einer gewissen Zeit bei der Zeugung wieder einen Teil von sich abgeben. Daher hängt das Keimplasma bei allen Generationen unter einander zusammen (Kontinuität des Keimplasmas), was im Grunde dasselbe ist wie die alte Einschachtelungstheorie, nur ein wenig modern ausstaffiert. Die Variationen sollen durch geschlechtliche Mischung und dabei erfolgende Änderung der Keimsubstanzen geschehen.

Bei Gelegenheit dieser Vererbungslehre kann Weismann auch nicht umhin, anzuerkennen, „daß in wahrem Sinne erworbene Änderungen bei dem Entwicklungsgang der organischen Welt überhaupt nicht vorkommen, daß vielmehr alle Abänderungen aus primären Keimes-Abänderungen hervorgehen." Dies ist im Sinne des inneren Entwicklungsgesetzes trotz Weismanns Einwänden sehr wichtig. Die „erworbenen Eigenschaften" leugnet er Eimer gegenüber sehr bestimmt.

32) Weiter ab von Darwins Lehre wurde Moritz Wagner geführt. In Erwägung, daß unvermeidliche Kreuzung durch Auslese etwa entstandene Charaktere wieder verwischen müßte, stellte er sein Migrations- und Separationsgesetz auf, wonach geographische Isolierung, Auswanderung, zur Artenbildung führen soll: einzelne Individuen sollen fortdauernd das Bestrebeu haben, sich von ihrem eigentlichen Verbreitungsbezirk abzusondern und bessere Lebensbedingungen aufzusuchen. Zunächst sollte die Isolierung nur eine Bedingung für die Wirkung der Zuchtwahl unter Aufhebung der Wechselkreuzung sein, später hat Wagner jedoch die Zuchtwahl ganz verworfen und die Migration (Auswanderung) als schaffendes Prinzip aufgestellt, daß sie dies nicht sein kann, — sie erklärt doch nur die räumliche Verteilung der Arten, und dafür ist sie brauchbar — liegt auf der Hand.

33) Noch mehr hat sich Eimer, dessen Descendenztheorie ganz neuen Datums (1888) ist, von Darwin entfernt, er leugnet den im Darwinismus eine Rolle spielenden Zufall (bei der Abänderung) und erteilt der natürlichen Zuchtwahl eine ganz untergeordnete Bedeutung, jedenfalls nicht die eines schaffenden Prinzips, dagegen fußt er auf Lamarck. Im Wesentlichen sind es äußere Einflüsse (wie Temperatur, Klima, Feuchtigkeit, Nahrung), welche die Abänderung unmittelbar bewirken, daneben ist zur Verstärkung derselben die Übung wichtig, während durch Nichtgebrauch ein Organ zurückgebildet werden und so wieder eine neue Art soll entstehen können. Nebenher geht die Wirkung der geschlechtlichen Mischung, Abänderung aus „konstitutionellen (d. h. inneren) Ursachen", und Entstehung neuer Charaktere durch Korrelation.

Die Entstehung des organischen Reichs faßt er als Wachstumsvorgang auf: wie das Individuum allmählich heranwächst und seine Organe und Eigenschaften erhält, so sollen auch die Formen des organischen Reichs durch über die Art hinausgehendes Wachstum entstanden sein („phyletisches Wachsen"). Eimers Descendenzlehre steht und fällt mit dem Nachweis von der Vererbung erworbener Eigenschaften, welchen Weismann leugnet und der thatsächlich auch noch nicht geführt ist, zudem vermag sie die Entstehung von wahren Artcharakteren nicht zu erweisen. Eimers Beispiele führen rein individuelle Abänderungen aus, mehr kann thatsächlich lediglich durch

äußere Einflüsse nicht erreicht werden, wo Eimer auf tiefergehende Verwandlungen kommt, beziehen sich dieselben auf seine „konstitutionellen Ursachen“, welche er gar nicht genauer beachtet, und auf Korrelation. Beides, sowie sein eigenes Bild vom Wachsen als Vergleich für die phylogenetische Entwicklung hätten ihn auf das innere Entwicklungsgesetz führen sollen, allein dasselbe bekämpft er geradezu. Die Vererbung erworbener Abänderungen hält auch Virchow für Thatsache. Dieser Forscher zeichnet sich durch sein rückhaltloses Bekenntnis des noch fehlenden eigentlichen Beweises der Descendenzlehre aus, obwohl er sich Grunde wohl selbst zu den Darwinianern zählt. Er hat (wie schon oben angeführt) ab und zu, zuletzt noch 1889, seine Stimme warnend erhoben und ist dann meistens von den unbesonnenen Darwinianern recht unglimpflich behandelt worden.

34) Darwins Freund, der Philosoph H. Spencer, dessen System in der Entwicklung der Dinge aus einem zerstreuten Zustand in einen festeren gipfelt, hat sich dem Darwinismus ganz anbequemt, nur daß er auch wieder die äußeren Bedingungen (gleich Eimer) in den Vordergruud stellt und die Lebewesen sich denselben fortdauernd anpassen läßt. Die äußeren Einflüsse sollen die Funktion ändern und dadurch weiterhin die Beschaffenheit des Organs, letzteres soll sich fortwährend den neuentstehenden äußeren Bedingungen anpassen und dadurch höhere Formen entwickeln. Wie lediglich hierdurch ein höherer Zustand erreicht werden, also eine Entwicklung stattfinden soll, ist aber ganz undenkbar. Wenn Spencer ein außerordentlich allmähliches Umwandeln der Art fordert, so daß man nicht sagen kann, wo eine Art anfängt, die andere aufhört, so ist damit die Entstehung der Art freilich recht bequem umgangen.

35) Die Schwächen des Darwinismus hat von vornherein Nägeli scharf aufgedeckt, ohne daß es ihm gelungen wäre, sich ganz von ihm loszusagen. Jedoch hat er eine eigene Theorie aufgestellt, welche auf seiner für die Botanik so wichtigen „Micellentheorie“ (nach welcher die organische Substanz aus „Micellen“, zusammengesetzten Molekülen, besteht) fußt und die in der Natur sich aussprechende Vervollkommnung der Organisation erklären will, weshalb sie auch „Vervollkommnungstheorie“ genannt wird; nach derselben soll sich das organische Reich einem bestimmten Plan gemäß nach oben entwickeln zu immer vollkommenerer Gestaltung. Mit diesem

Grundgedanken stellt sich Nägeli natürlich vollständig auf den Boden des inneren Entwicklungsgesetzes. Nägeli nimmt nun an, daß diese Entwicklung im Organismus eine bestimmte Materie findet, daß dieselbe mit dem Plasma als dem eigentlichen Lebensträger verbunden sein müßte, ist klar, Nägeli unterscheidet daher ein Ernährungsplasma von einem „Idioplasma" und dieses letztere ist die Substanz, auf welche die ziemlich in der Luft schwebende Vervollkommnungstendenz einwirkt. Letzteres bildet die Grundlage des Entwicklungsvorgangs, es soll in allen Zellen vorhanden sein und das Ernährungsplasma als ein Netz von Balken durchsetzen, die „aus parallelen Micellreihen bestehen, welche zu Scharen niederer und höherer Ordnungen vereinigt sind, so daß der Querschnitt der Balken die Konfiguration des Idioplasma darstellt." Das letztere soll sich beständig fortbilden „und der ganze Stammbaum vom primordialen Plasmatropfen bis zu dem jetzt lebenden Organismus ist eigentlich nichts anderes als ein aus Idioplasma bestehendes Individuum, welches in jeder Ontogenie einen neuen, seinem Fortschritt entsprechenden individuellen Leib bildet." Diese Sätze kennzeichnen schon genugsam diese rein hypothetischen Erörterungen, welche nichts erklären, sondern neue Rätsel aufgeben.

Eine Beziehung des Idioplasmas zu Weismanns Keimplasma ist unverkennbar, beides sollen Vererbungssubstanzen sein, doch jenes ist hypothetisch in jeder Zelle, dieses nur, aber thatsächlich, in den Geschlechtszellen vorhanden, aber beide Naturforscher müssen, um etwas zu erklären, zu ziemlich abenteuerlichen Gedanken greifen, welche die Sucht nach einer mechanischen Erklärung der Natur ebensowenig befriedigen als Darwins Descendenzlehre. Außer der Vervollkommnungstendenz des Idioplasmas spielen bei Nägeli die Kreuzung u. s. w., ein wenig auch der Kampf ums Dasein, eine untergeordnete Rolle.

VII. Die Geltendmachung des inneren Entwicklungsgesetzes.

36) Haben wir schon bei den bisher besprochenen Theorien, sonderlich bei der Nägelis, ein Hinüberneigen zu der mehr idealistischen Richtung erkannt, so tritt letztere bei den nun noch zu erwähnenden Descendenzlehren ganz in den Vordergrund. Es giebt zunächst zahlreiche Forscher, welche wie Askenasy, A. Braun, von

Bär, Griesebach, Pfaff u. a. für ein inneres Entwicklungsgesetz eingetreten sind, ohne eine eigene Theorie aufzustellen. Letzteres that jedoch Wigand, welcher den Darwinismus am gründlichsten bekämpfte und die methodologischen Grundlagen der Descendenzlehre klassisch erörterte. Wigands Eigentümlichkeit ist, daß er sich, nur auf Thatsachen fußend, auf den Boden der Unveränderlichkeit der Art stellt, und trotzdem eine Descendenz fordert. Wirklich maßgebende Abänderungen treten nur an Organismen auf, wenn die betreffenden Ursachen auf den Primordialzustand derselben, also etwa auf die Eizelle einwirken (eine auch von Weismann anerkannte Wahrheit). Hierauf gründet Wigand seine Descendenzlehre „die Genealogie der Urzellen". Er denkt sich, daß anfänglich eine Urzelle bestand, welche das gesamte Pflanzen- und Tierreich schlummernd in sich enthielt; dieselbe entwickelte sich und brachte durch Teilung zwei gesonderte Urzellen: des Pflanzenreichs und des Tierreichs, hervor; jede derselben erzeugte allgemach Urzellen, welche die Gesamtheit der Klassen, Ordnungen und endlich Familien in sich als Anlage enthielten, bis endlich Urzellen der Arten entstanden, welche in sich soweit entwickelt waren, daß sie nun zu den jetzt bestehenden Arten erwuchsen, welche letztere sich in der Zukunft geschlechtlich fortpflanzten. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Hypothese ebensowenig wie die bisher genannten einleuchtet, allein Wigand selbst wollte mit ihr eigentlich nur beweisen, daß man sich die Descendenz auch anders als Darwin denken kann, und er hing persönlich mehr der Köllikerschen Theorie an als seiner eignen.

37) Eine eigenartige Stellung nimmt H. Baumgärtner ein. Er steht auf dem Cuvier'schen Katastrophenstandpunkt, sucht in periodisch eintretenden Ereignissen den Hauptgrund der Entwicklung und nimmt mit diesen Katastrophen eine periodische Neubildung an. Er ist durchaus gegen die allmähliche Umwandlung und sucht den Grund der höheren Entwicklung in „Keimmetamorphosen", plötzlichen Umwandlungen innerhalb der Keime („Lehre von der Typenverwandlung in den Keimen"). Den Grund dieser Methamorphosen sieht er im Zusammentreffen der Erde mit kosmischer Materie (Nebel), aus letzterer sollen, durch eine vom Weltall ausgehende Bewegung, Urzellen der Lebewesen entstanden sein, während schon vorhandene Keime durch die Bewegung zu höheren Bauanlagen sich umzulagern

veranlaßt wurden. Prinzip der Entwicklung ist die „Polarisation" (Bildung von Gegensätzen). Offenbar ist dies ein lediglich naturphilosophisches System, wenn auch der „Typenwandlung in den Keimen" ein richtiger Gedanke zu Grunde liegt.

38) Eine plötzliche Umwandlung fordert O. Heer in seiner Umprägungstheorie, welche, wie das ja schon im Namen liegt, einen idealistischen Charakter besitzt und durchaus auf einem bestimmt gerichteten Entwicklungsprinzip beruht.

Wir übergehen diese und andere Theorien und gedenken nur noch einer, welche uns von allen aufgestellten als die begründetste erscheinen will, nämlich Kölliker's „Theorie von der heterogenen Zeugung" (später von ihm selbst „Entwickelung aus inneren Ursachen" genannt), deren Grundgedanke ist: „daß unter dem Einfluß eines allgemeinen Entwicklungsgesetzes die Geschöpfe aus von ihnen gezeugten Keimen andere abweichende hervorbringen" und zwar einmal, indem sich aus befruchteten Eiern unter besonderen Umständen höhere Formen entwickeln oder indem aus den Eiern oder Keimen ohne Befruchtung (durch Parthenogenesis, d. h. Jungfernzeugung) höhere Formen zu Tage treten. Kölliker berücksichtigt dabei die beiden Hauptsachen, auf welche sich jede berechtigte Descendenzlehre gründen muß, einmal nämlich, daß die Organismen sich aus inneren Gründen, aus sich heraus, und mit gesetzmäßigem, bestimmt gerichteten Verlauf umwandeln und sodann, daß alle großen Umgestaltungen und vor allem alle wichtigen Neubildungen von Organen in die allererste Embryonalzeit fallen. Die Entwicklung erfolgte nicht allmählich, sondern sprungweise. Kölliker erinnert daran, daß aus den Eiern eines Tieres sehr verschieden gebaute Weibchen und Männchen, ja noch mehr verschiedene Formen hervorgehen können (Ameisen). Ein Wurm, Leptodèra appendiculata, welcher als Larve in der Nacktschnecke parasitisch lebt, entwickelt sich außerhalb der letzteren, entweder mit Metamorphose zum Geschlechtstier oder ohne solche zu einer abweichenden Form. Ähnliche Fälle giebt es genug. So denkt sich Kölliker, daß die einfachsten Säugetiere aus Eiern von Manteltieren, die Amphibien aus Eiern gewisser Fische, die höheren Säuger aus Eiern von Ursäugern entstanden sind. Ferner könnten neue Formen durch innere Keime oder äußere Knospen entstehen; hiefür liefern der Generationswechsel und der „Polymorphismus" (Vielgestaltigkeit) an-

schauliche Thatsachen, den letzteren hat Kölliker selbst in dieser Hinsicht eingehend an den Pennatuliden genannten Polypen untersucht, dieselben bilden „Stöcke", die durch verschieden gestaltete und verschieden thätige Polypen zusammengesetzt werden, welche durch Knospung entstehen. Bleiben beim Polymorphismus die Einzelwesen zeitlebens zusammen, so zeigt der Generationswechsel, wie aus geschlechtslosen Wesen (sog. Ammen) durch Knospung neugestaltete Geschlechtswesen entstehen und sich ablösen, so entsteht aus einem Hydroidpolypen durch Sprossung eine sich von ihm ablösende Qualle. Auch daß freilebende Jugendformen von Tieren unter Umständen eine andere Richtung als die typische einschlagen können, scheint denkbar, wenn man der verschiedenen Larvenformen höherer Tiere gedenkt, welche an fertige Zustände niederer Formen erinnern (Larven und Raupen der Insekten); endlich können sich auch ab und zu fertige Geschöpfe sprungweise (durch sogenannte Korrelation) in andere (höhere) umwandeln, z. B. der kiementragende Axolotl in die lungenatmende Amblystoma.

Zwar sind dies nur Analogien, allein sie liefern ein in der That schätzenswertes Material für eine Descendenztheorie.

39) Ein anderer hier einzureihender Descendenztheoretiker, Snell, betrachtet die Entwicklung der Organismen unter Vergleich mit der Entwicklung des geschichtlich-sozialen Organismus und betont mit großem Recht immer wieder, daß nicht fertige Formen, sondern embryonale, die daher noch weich und bildungsfähig waren, die Urahnen der jetzigen Formen gewesen sein können. Unentschiedene und eine innere Mannigfaltigkeit in sich schließende Mischnaturen (z. B. die eigenartigen „Saurier" der Urzeit) sind die Träger der fortschreitenden Entwicklung gewesen, indem sie sich vermöge ihrer Natur in verschiedene Formen spalteten, von denen die einen nur für eine kurze Dauer bestimmt sind, sich den gegebenen Zuständen anpassen, unveränderlich erscheinen und der Gegenwart leben, während die anderen, die zur höheren Entwicklung bestimmt sind, „in innerer Zurückhaltung verharrend, einem dunkeln, auf die Zukunft gerichteten Drang mehr nachhängen als dem Genuß der Gegenwart". Eine Analogie für diese Spaltungstheorie sieht Snell auch wieder in der Menschengeschichte. Das Idealistische in dieser in vieler Beziehung geistreich ausgearbeiteten Theorie liegt auf der Hand.

VIII. Ein Blick auf die Gegenwart und ein Ausblick in die Zukunft.

40) Wir sehen, daß die Anzahl der aufgestellten Theorien eine ganz ansehnliche ist. Betrachten wir aber ihre Erfolge und ihre Anerkennung seitens der Wissenschaft, so sieht man, daß gar vieles vergeblich geschrieben worden ist. Die meisten dieser Forscher haben sich auch nicht den Anfang einer Schule bilden können. Wigand, Baumgärtner, Snell, Heer, sie alle fanden keine Beachtung, ja auch auf Köllikers Gedanken ging man nicht ein. Dagegen hat Nägeli, veranlaßt auch wohl durch den seinen Namen als Naturforscher umgebenden Glanz, eine bedeutende Zahl von Anhängern gefunden. Ob man von einer Nägelischen Schule reden darf, ist aber ebenso zweifelhaft wie eine Schule Weismanns, Eimers u. s. w.

Was bleibt dann übrig? Recht wenig!

Es ist eben nach der Darwinschen Begeisterung eine Ernüchterung eingetreten. Zwar redet jeder Forscher von der Descendenz. Alle sind überzeugt von der Abstammungslehre, allein über die schaffenden Prinzipien in derselben sind die meisten zweifelhaft. Nur wenige wie Häckel, Dodel u. a. blieben auf dem veralteten Standpunkt stehen. Eine große Reihe anderer spricht zwar noch mit Achtung von den Darwinschen Prinzipien, allein, sie denken im Herzen doch nicht mehr daran, diese als richtig anzuerkennen; vor allem setzen sie gewöhnlich so viel Neues an die Stelle, daß der eigentliche Darwinismus fast unmerklich verschwindet.

Im allgemeinen ist es heute **ein** Gedanke, um den sich vielfach die Descendenztheorien scharen, und der ist älter als Darwin, es ist der alte Lamarckismus und St. Hilaires Anschauung.

Die Forschungen der vergangenen Jahre haben sich nämlich oft und mit Erfolg um den Einfluß der äußeren Lebensbedingungen und um die Gewohnheit im Gebrauch eines Organes gedreht. Hier setzt man neuerlich wieder ein und hofft, den Schleier zu heben (Eimer).

Es wird vergeblich sein; so weit sich die Ergebnisse der descendenztheoretischen Untersuchungen heute überblicken lassen, liegt die Zukunft der Abstammungslehre in dem „inneren Entwicklungsgesetz". Wenn man sich auch noch sträubt, letzteres anzunehmen — denn

das kommt dem richtigen Forscher wie eine Schwäche vor*) — so fehlt es doch nicht an Stimmen, welche es anerkennen. Die Biologie muß sich zunächst zu der Erkenntnis durchringen, daß das eigentlich schaffende Prinzip in dem Organismus selbst liegt; daß die Lebensbedingungen, die Außenwelt, für ihn und seine Entwicklung zwar von oft großer Bedeutung sind, daß sie aber doch nur stets regulierende nicht schaffende Faktoren sein können.

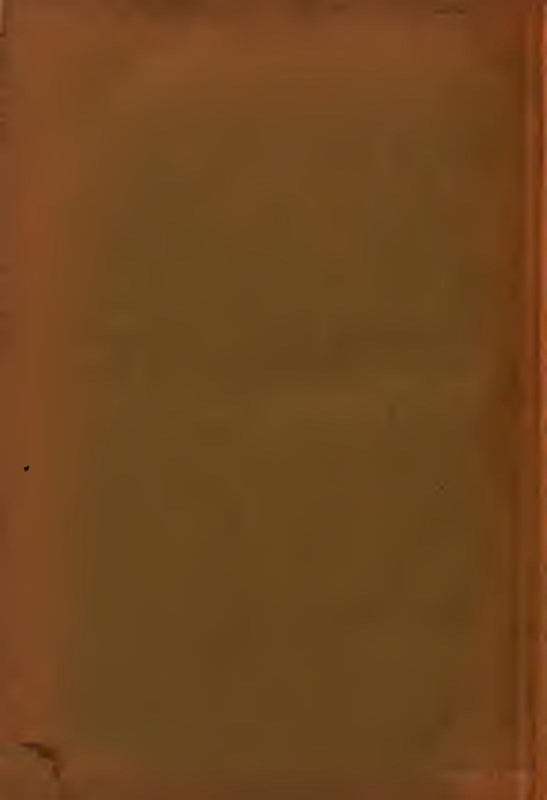
Ist man zu dieser Erkenntnis durchgedrungen, so gelingt es vielleicht, dem inneren Entwicklungsgesetz näher auf die Spur zu kommen, es ganz zu entziffern, können wir kaum hoffen, denn seine in die Erde eingegrabenen Riesenziffern kann der Zwergengeist des Menschen nie völlig umfassen.

Nun, die Geschichte beweist es, wir stehen vor einem noch völlig im Werden begriffenen Gedanken des menschlichen Geistes, solche Gedanken treiben Blüten und Mißgeburten, freuen wir uns der Blüten, betrachten wir aber die Mißgeburten auch mit dem Blick des Forschers: auch sie tragen an sich den Schimmer der Wahrheit, aber man setzt sie in den Spiritus der Geschichte, um sie der Nachwelt aufzubewahren und ihr daran zu zeigen; seht, solche Verirrungen zeitigt die Natur! Aber die Wahrheit ringt sich durch, Edelmaß und Schönheit ist ihre Spur, und alle Gestalten, in der sie auftritt: in den Naturgesetzen und in den ethischen Gesetzen, reichen sich die Hände in Eintracht und bekennen:

Verbum divinum manet in aeternum!

*) Weismann sagt sogar, es könne nicht als wissenschaftliche Erklärung gelten! (Über die Vererbung p. 11.)








The Ohio State University
3 2435 05632387 6